This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PRESENTED BY
THE HEIRS OF
NATHAN B. HYDE

Officers in field
1838.

II
20
.B395
1836

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

Herausgegeben

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Achter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1837.

Inhalt des achten Bandes.

Neuere Geschichte. Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

		Seite
VI.	Spanien, Portugal, Italien und die Niederlande bis zum Waffenstillstande von 1609.	3
1.	Philipps II. innere Regierung und Kampf gegen die Türken	3
2.	Portugal unter Johann III. und Sebastian (1521 bis 1578)	10
3.	Portugal mit Spanien vereinigt	12
4.	Die falschen Sebastiane (1585—1598)	14
5.	Die Niederlande unter Karl V. und im Anfange der Herrschaft Philipps	15
6.	Ausbruch der Unruhen. Alba's Statthalterschaft. (1565—1573)	19
7.	Fortgang des Kampfes bis zum Tode Wilhelms von Oranien (1573—1584)	24
8.	Die unüberwindliche Flotte. Philipps II. Ausgang	29
9.	Philipp III. (1598—1621)	34
10.	Vorläufige Anerkennung der Niederländischen Unabhängigkeit	36
11.	Italien; die Päpste; Sixtus V.	38
12.	Italienische Kunst und Litteratur	51
VII.	Frankreich von der Thronbesteigung Heinrichs II. bis zum Tode Heinrichs IV.	65
1.	Johann Calvin	65
2.	Heinrich II. (1547—1559)	77
3.	Franz II. (1559—1560)	80
4.	Karl IX. (1560—1574)	85
5.	Die drei ersten Bürger- und Religionskriege (1562 bis 1570)	90
6.	Die Bartholomäusnacht (1572)	101
7.	Die letzten Zeiten Karls IX. (1573—1574)	110
8.	Heinrich III. (1574 bis 1589)	115
9.	Heinrich IV. (1589 bis 1610)	130
VIII.	England vom Tode Heinrichs VII. bis zum Ausgange des Hauses Tudor	146
1.	Heinrich VIII. (1509 bis 1547)	146

218728

		Seite
2.	Eduard VI. (1547—1553)	160
3.	Maria (1553—1559)	162
4.	Elisabeths Anfang	170
5.	Elisabeth und Maria Stuart	173
6.	Elisabeths spätere Regierungszeit	193
7.	William Shakspeare	200
IX.	Deutschland von der Abdankung Karls V. bis zum Tode Rudolfs II.	203
1.	Ferdinand I. (1556—1564)	203
2.	Maximilian II. (1564 bis (1576)	207
3.	Die Grumbachischen Händel	211
4.	Rudolf II. (1576—1612)	214
5.	Culturzustand und Lebensart der Deutschen seit Maximilian I.	233
X.	Der Norden und Osten Europa's	247
1.	Skandinavien unter Johann I. und Christian II. (1481—1523)	247
2.	Dänemark nach der Auflösung der Calmarischen Union	252
3.	Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen.	256
4.	Polen und Preußen	267
5.	Nicolaus Copernicus	272
6.	Die Russen	274
7.	Die Türken	277

Neuere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Vom Beginne des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

1612—1700.

		Seite
	Einleitung	281
I.	Deutschland vom Tode Rudolfs II. bis zum Westphälischen Frieden.	284
1.	Matthias (1612—1619)	284
2.	Die Böhmischen Unruhen (1618)	289
3.	Ausbruch des dreißigjährigen Krieges	295
4.	Ausbreitung des Krieges in Deutschland (1621 bis 1624)	305
5.	Dänemarks Einmischung und Wallensteins Auftreten (1625—1627)	310
6.	Oesterreichs Uebermacht. (1627—1630)	321
7.	Gustav Adolf und seine ersten Fortschritte in Deutschland (1630—1631)	336
8.	Die Zerstörung Magdeburgs (1631 20. Mai)	350
9.	Die Schlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen (1631)	355
10.	Wallensteins Wiedererhebung (1631—1632)	363
11.	Gustav Adolf in Süd-Deutschland (1632)	367
12.	Gustav Adolfs Tod (1632 16. Nov.)	377

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

VI. Spanien, Portugal, Italien und die Niederlande bis zum Waffenstillstande von 1609.

1. Philipp's II. innere Regierung und Kampf gegen die Türken.

Wie wir im letzten Abschnitte des vorigen Bandes Päpste und Jesuiten zur Unterdrückung des Protestantismus thätig gesehen haben, so tritt nun ein Fürst auf, der eine gewaltige Staatsmacht zu demselben Zwecke verwendet, und sich dadurch in die Mitte der Europäischen Angelegenheiten stellt. Es war König Philipp II., Kaiser Karl's V. Sohn und Nachfolger in dessen Erbländern. Mit ihm wird daher die Geschichte der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts am füglichsten begonnen.

Philipp war ein finstrer, mißtrauischer Fürst. Man sagt, er habe nur ein einziges Mal in seinem Leben gelacht. Außer jener Richtung gegen den Protestantismus strebte er auch; seine Herrschermacht in seinen verschiedenen Staaten in Spanien, den Italienischen Provinzen und den Niederlanden möglichst unumschränkt, und sich den auswärtigen Reichen furchtbar zu machen. Aber nicht an der Spitze seiner Heere wollte er diese Zwecke ausführen, vielmehr wollte er vom Dunkel seines Cabinets aus eine halbe Welt in steter Bewegung erhalten. Hier zeigte er eine unermüdete Thätigkeit, las alle Bittschriften, Briefe und Berichte und bedachte ihre Beantwortung. Er führte eine genaue Aufsicht über Alle, welche Aemter hatten und sich darum bewarben. Sein Standpunkt in Spanien gab ihm indeß eine Einseitigkeit, an der viele seiner Pläne gescheitert sind. Karl V. hatte Spanier, Italiener und

Niederländer ziemlich auf gleichem Fuße behandelt. Philipp achtete nur die Spanier, und gestattete ihnen den größten Einfluß auf die übrigen Landschaften, die in seiner Verwaltungsweise nur wie untergeordnete Provinzen Castilien's, als des Hauptlandes, erschienen. Darum und wegen seines großen Eifers für den Katholicismus ward er von den Spaniern hoch verehrt. Erzbischöfe, Bischöfe und der ganze Klerus hingen ihm an, und waren seine gehorsamsten Unterthanen *).

Kaum hatte Philipp durch die Abdankung seines Vaters die Regierung angetreten, so sah er sich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt. Paul IV., welcher nicht nur die Protestanten, sondern auch die Spanier und das Haus Oesterreich mit aller Erbitterung seines leidenschaftlichen Gemüthes haßte, war es, der den König Heinrich zum Bruche des Waffenstillstandes von Vaucelles (Th. VII. S. 326.) reizte. Da er zugleich Truppen zu einem Einfalle in Neapel warb, sah sich der Herzog von Alba als Statthalter dieses Königreichs bewogen, ihm zuvorzukommen, und (im September 1556) in den Kirchenstaat einzurücken. So hatte die Leidenschaft dieses Papstes es dahin gebracht, den König wider sich in Waffen zu sehen, dem das Interesse der Römischen Kirche so sehr am Herzen lag. Dieser Gesinnung Philipp's, der einen solchen Krieg mit Widerwillen und Gewissenszweifeln führte, hatte er es auch zu danken, daß er im nächsten Jahre, obschon bedrängt durch Alba, den Frieden unter sehr vortheilhaften, für Spanien sogar erniedrigenden, Bedingungen erhielt. Gegen Frankreich erfochten Philipp's Spanische und Niederländische Truppen zwei große Siege, bei St. Quentin unter der Anführung des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen, am 10. August 1557, und bei Gravelingen unter dem Grafen von Egmont (der auch an dem Ausgange des erstern Treffens schon großen Antheil gehabt), am 13. Juli 1558. Am 3. April des nächsten Jahres kam der Friede zu Cateau Cambresis zu Stande, welchem zufolge beide Reiche sich gegenseitig ihre Eroberungen herausgaben.

Noch in demselben Sommer verließ Philipp die Niederlande und ging nach Spanien. Kurz vorher hatte die Inquisition zu ihrem Schrecken entdeckt, wie große Fortschritte die Lehren der Reformatoren im Stillen in Spanien gemacht hatten, und wie groß die Zahl der heimlichen Protestanten sey. Sofort schritt sie zu Einkerkerungen, Folterqualen und Hinrichtungen. Kaum hatte Philipp den Spanischen Boden

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 237.

betreten, so wohnte er zu Valladolid einem Auto da fe von Protestanten bei. Einer der Verurtheilten, Domingo de Roxas, wandte sich, als er zum Scheiterhaufen geführt wurde, an den König mit den Worten: „Kannst Du so die Qualen Deiner unschuldigen Unterthanen mit ansehen? Rette uns von einem so grausamen Tode." — „Nein, erwiederte Philipp, ich selbst trüge Holz herbei, um meinen eignen Sohn zu verbrennen, wäre er ein solcher Frevler wie Du." So wurde das furchtbare Ketzergericht durch die Gesinnungen des Königs unterstützt, und es fuhr mit Autos in verschiedenen Städten Spanien's fort, bis, im Jahre 1570 etwa, der Protestantismus in Spanien so weit unterdrückt war, daß nur noch von Zeit zu Zeit einzelne Bekenner desselben entdeckt wurden *). Dabei schonte die Inquisition eben so wenig des Spanischen Adels, indem sie Personen aus den ersten Familien des Landes hinrichten ließ, als selbst hochgestellter Geistlichen. Ja der Primas des Reiches, der Erzbischof von Toledo, Bartholomäus Carranza, der Mitglied der Tridentinischen Synode gewesen war, wurde in's Gefängniß geworfen und vor das Ketzergericht gestellt, weil er zu einigen Lehren Luther's hinzuneigen schien. Nach achtjähriger Haft wurde er nach Rom geschickt, weil er sich auf den Papst berief. Dort wurde er nach Verlauf von zehn Jahren zur Abschwörung seiner Irrthümer verurtheilt; gleich darauf starb er.

Gern hätte Philipp auch in seinen Italienischen Ländern die Inquisition eingeführt, aber es entstanden darüber in Mailand und Neapel so große Unruhen, daß er den Plan aufgab, wodurch jedoch den Verfolgungen über Glaubensangelegenheiten kein Einhalt geschah, indem die Spanischen Behörden zugaben, daß die päpstliche Inquisition Ketzer richtete und strafte.

Seit Ferdinand's und Isabellen's Regierung waren die mit Gewalt zum Christenthume bekehrten Mauren und ihre Abkömmlinge, Moriscos genannt, ein Gegenstand des Argwohns geblieben. Karl V. war anfangs auch hart mit ihnen umgegangen, nachher aber von dieser Behandlungsweise zurückgekommen. Unter Philipp's Regierung wurden die Anklagen gegen sie mit größerer Stärke erneuert. Sie sind, hieß es, nur äußerlich Christen, im Herzen aber fortwährend dem Islam zugethan, und daher eine Pest des rechtgläubigen Landes. Wenn Vorstellungen dieser Art, von den Geistlichen erhoben, Philipp's religiösen

*) M' Crie, Geschichte der Reformation in Spanien, S. 347.

Eifer in Bewegung setzten: so erregte der Zusatz, daß sie mit den Mauren in Africa und den Türken verrätherische Einverständnisse unterhielten, seine politischen Besorgnisse nicht minder. Er sandte Truppen, forderte den Moriscos ihre Waffen ab, und erließ 1568 den Befehl, sie sollten fortan ihrer Sprache, Kleidung und ihren eigenthümlichen Gebräuchen entsagen. Weil nun die Moriscos entweder wirklich außer Stande waren, den königlichen Vorschriften sofort zu genügen, da eine Sprache sich nicht so leicht mit einer andern vertauscht, oder weil sie, als heimliche Bekenner der väterlichen Religion, ihren Glauben durch Fortdauer der angestammten Sitten und Gebräuche unter den Ihrigen zu erhalten trachteten: machten sie Vorstellungen, und als diese fruchtlos blieben, griffen sie zu den Waffen (1568). Zwei Jahre vertheidigten sie sich gegen Philipp's Kriegsvölker mit großer Tapferkeit; Ströme von Blut flossen, und erst als Don Johann von Oesterreich, ein natürlicher Bruder des Königs, den Oberbefehl erhielt, wurde die Empörung gedämpft. Nach zahllosen Hinrichtungen wurden die noch übrigen Moriscos aus Granada fortgeschafft und in die inneren Provinzen des Castilischen Reiches versetzt.

In diese Zeit fällt auch das traurige Ende des bekannten Don Carlos, der ein Sohn Philipp's von seiner ersten Gemahlin war *). Es soll dieser Prinz als ein Opfer von Philipp's Argwohn und Grausamkeit, und zwar durch die Inquisition, deren sich der König dazu bedient habe, gefallen seyn, aber diese Anklage, obschon vielfach nachgesprochen und lange als wahr geglaubt, ist unbegründet. Der Prinz war in vielen Stücken das Gegenbild seines Vaters, dessen Regierungsweise ihm höchlich mißfiel; er war von einer wilden, leidenschaftlichen Heftigkeit, die ihn, zuweilen auch bei sehr geringen Anlässen, zu Ausbrüchen roher Gewalt und Grausamkeit führte, voll Ehrgeiz und nach Thaten und Selbständigkeit durstend. Zur Befriedigung dieses Dranges nahm ihm der mißtrauische, unbeugsame, stets unbedingten Gehorsam heischende Vater alle Gelegenheit und vermehrte dadurch die leidenschaftliche Reizbarkeit des Sohnes, der ohnehin kränklich, mit geringen geistigen Anlagen und mit noch geringerer Entwickelung derselben, sich in seiner heftigen Begierde ganz verzehrte. Der Ausbruch des nachher zu erzählenden Aufruhrs in den Niederlanden führte auch seine Kata-

*) Philipp war viermal vermählt: 1) an Maria, König Johann's III. von Portugal Tochter; 2) an Maria, Königin von England; 3) an Isabella, König Heinrich's III. von Frankreich, und 4) an Anna, Kaiser Maximilian's II. Tochter.

ſtrophe herbei; denn, da ihm ſein dringendes Geſuch, in die Provinzen geſandt zu werden, nicht gewährt ward, faßte er den Plan, ſich heimlich aus dem Reiche zu entfernen, um ſich der Gewalt des Vaters zu entziehen. Philipp erhielt von dem Plane Kunde, und fürchtete, Don Carlos werde Aufruhr gegen ihn erregen und ſich mit ſeinen Feinden verbinden wollen. Dies ſcheint, zunächſt wenigſtens, des Prinzen Abſicht nicht geweſen zu ſeyn; aber wie leicht mochte er dazu hingeriſſen werden! Leidenſchaft und Wuth brachten ihn ſo außer ſich, daß er auf Don Johann von Oeſterreich, den er beſonders für den Störer ſeiner Abſichten hielt, den Dolch zückte und ihn ermorden wollte. Geſchickt entwand ihm Don Johann die Waffe und brachte ſie dem Könige, worauf dieſer den Sohn in der nächſten Nacht gefangen ſetzen ließ. Seine tobende Heftigkeit, die ſich, ſeitdem er eingeſperrt war, nur gegen ihn ſelbſt richten konnte, warf den Unglücklichen auf das Krankenlager, und die ungeregelteſte Lebensweiſe, indem er bald gar keine Speiſe zu ſich nehmen wollte, bald die unverdaulichſte begierig verſchlang, machte ſeinen Zuſtand unheilbar. Sein Tod erfolgte am 24. Julius 1568. Wenige Monate nachher ſtarb ſeine Stiefmutter Eliſabeth. Auch ihren Tod hat man dem Könige zugeſchrieben, ohne Beweis nicht nur, ſondern auch, ohne daß ſich ein Grund oder Zweck dieſes Verbrechens einſehen ließe *).

*) Ueber die Geſchichte dieſes Don Carlos ſind ſehr verſchiedene Gerüchte im Umlauf geweſen und ſehr abweichende Meinungen aufgeſtellt worden. Der Spaniſche Hof war natürlich bemüht, über die ganze Begebenheit einen Schleier zu decken, dadurch bekamen Philipp's zahlreiche Feinde um ſo beſſere Gelegenheit, alle Schuld ihm aufzubürden, und einem Franzöſiſchen Schriftſteller gelang es, einer romanhaften Darſtellung Eingang zu verſchaffen, in welcher der Prinz nur trefflich und liebenswürdig erſcheint. Um für ſeinen Helden noch mehr Intereſſe einzuflößen, läßt er ein Liebesverhältniß zwiſchen ihm und ſeiner Stiefmutter, der Königin Eliſabeth, beſtehen. Hierauf hat Schiller ſein berühmtes Trauerſpiel gegründet. Von der allerentgegengeſetzteſten Seite hat dagegen in unſeren Tagen Llorente, ein Schriftſteller, den Niemand der Parteilichkeit für Philipp beſchuldigen wird, den Prinzen und ſeine Geſchichte dargeſtellt. (Histoire critique de l'inquisition d'Espagne, T III. p. 127 sqq.) Ihm zu Folge waren Jähzorn, Tücke, Grauſamkeit und völlige Geiſtesbeſchränktheit das widerwärtige Gemiſch, woraus der Charakter des Don Carlos beſtand. Er pflichtet denen bei, welche dem Prinzen die Abſicht leihen, ſeinen Vater zu ermorden, worauf dieſer eine beſondere Commiſſion niedergeſetzt habe, die das Todesurtheil über ihn geſprochen. Ob durch einen Trank die Auflöſung des ſchon zum Tode Erkrankten beſchleunigt worden ſey, läßt Llorente unentſchieden. Er ſagt: Je suis fermement convaincu, que la mort de ce monstre a été un bonheur pour l'Espagne: je ne m'en rapporte pas à ce que disent quelques écrivains infidèles, quand ils le représentent comme un jeune prince d'un caractère plein d'amabilité; lorsqu'ils lui supposent avec sa belle-mère une intrigue d'amour, laquelle n'a jamais existé que sous la plume

Ein Kampf, der sich fast durch die ganze Regierung Philipp's hindurchzog, war der zur See gegen die Türken und die mit ihnen eng verbundenen Nordafricanischen Seeräuber. Diese argen Feinde waren damals Herren des ganzen Mittelmeeres; sie nahmen alle Schiffe christlicher Mächte weg, landeten oft unvermuthet an den Küsten, und thaten in Sicilien, Neapel, den Balearischen Inseln, ja in Spanien selbst, unglaublichen Schaden. Hätte Philipp die Bekämpfung derselben mit dem Nachdruck betrieben, den er bei der Verfolgung der Protestanten zeigte, so würde er zu großen Ergebnissen gelangt seyn. Don Johann von Oesterreich erfocht am 7. October 1571 an der Spitze von zweihundert und funfzig Spanischen, Venetianischen und Päpstlichen Kriegsschiffen bei Lepanto über die noch weit zahlreichere Türkische Flotte einen der glänzendsten Seesiege. Statt aber die unermeßlichen Vortheile eines solchen Schlages zu ärndten, und auf Constantinopel loszugehen, trennten sich die christlichen Heerführer und segelten zurück, weil sie sich über weitere Unternehmungen nicht einigen konnten. Vergebens stellte Don Johann vor, welch ein glänzender Erfolg sich erwarten ließe, wenn man die Türken jetzt zu den Angegriffenen und Bedrohten mache. Philipp und sein Staatsrath waren nicht zu bewegen, die gewohnte Bahn zu verlassen *). Alle Siege hatten nun keinen Nutzen mehr, ja am Ende verlor Philipp noch Manches an der Africanischen Küste, was er im Anfang seiner Regierung besessen und erobert hatte.

Don Johann war von seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, zum geistlichen Stande bestimmt worden, da er sich aber nicht nur höchst talentvoll, lebhaft, geistreich, zu den Waffen vorzüglich geneigt

---

du Français, qui a élevé des doutes sur la vertu d'une reine, dont l'honneur n'a pu être souillé par la moindre tache, et dont la mort n'a été due qu'à la nature, et nullement au poison. Philippe II. était méchant, hypocrite, inhumain, cruel de sang-froid, et capable de tuer son épouse, s'il l'avait jugé convenable à ses intérêts, ou bien s'il avait eu quelque motif pour cela; mais ces qualités de Philippe ne sont pas une preuve, qu'il ait commis un pareil crime sans un motif réel ou supposé. Indeß ist Manches in Llorente's Darstellung übertrieben und irrig. Der im Texte gegebenen Darstellung liegt die umfassende und scharfe Prüfung Ranke's zum Grunde, in den Wiener Jahrbüchern der Litterat. 1829. Bd. XLVI. Vgl. auch v. Raumer, Briefe aus Paris, zur Geschichte u. s. w. Th. I. S. 113 fg. und Desselben Geschichte Europa's, Bd. III. S. 120 fg.

*) „Es ist immer eine Haupttendenz der Europäischen Politik gewesen, die Türken zu retten," bemerkt Ranke sehr richtig bei dieser Gelegenheit.

und geschickt, sondern auch gegen Philipp sehr ergeben und treu bewies, beschloß dieser ihn für den Krieg und die Staatsgeschäfte zu brauchen. Als er aber nach seinem großen Siege über die Türken bat, ihm Tunis zu einem Königreich zu geben, erschrak Philipp, daß der Prinz, dessen Talente seiner Monarchie gewidmet seyn sollten, nach Selbständigkeit strebte. Indeß vertraute er ihm die Statthalterschaft über die damals in Empörung begriffenen Niederlande an. Und hier verfolgte Don Johann in der That hinter Philipp's Rücken allerlei Pläne, welche auf die Erwerbung einer großen Herrschaft zielten. Da nun Philipp den Geheimschreiber Don Johann's, einen feinen Kopf, Namens Escobedo, als den Urheber dieser Entwürfe fürchtete, so gab er seinem Staatssecretair, Antonio Perez, den geheimen Auftrag, denselben ermorden zu lassen. Perez war ein verschlagener Höfling, voll Spanischen Stolzes, aber, um das Glück des Günstlings zu genießen, scheute er auch ein Verbrechen nicht. Nach vielen mißlungenen Versuchen, Escobedo zu vergiften, griffen ihn endlich die ausgesandten Meuchelmörder einmal auf offener Straße an, und ermordeten ihn (31. März 1578). Die Wittwe und Söhne des Escobedo klagten Perez an, und der König, der wohl fühlte, daß der Verdacht auf ihn selber falle, wollte die Sache nicht ganz unterdrücken; er ließ dem Processe freien Lauf, jedoch dem Perez sagen, er möge seiner Gnade vertrauen. Als Perez aber zur Verweisung und zu einer schweren Geldstrafe verurtheilt war, drang Philipp darauf, daß er die Papiere, die er von ihm in Händen hatte, und die für des Königs Mitwissenschaft zeugten, ausliefre. Um seine Befreiung zu erlangen, entschloß sich Perez, sie wenigstens zum Theil herauszugeben, wogegen Philipp die Zahlung einer Entschädigungssumme an Escobedo's Erben übernahm. Später aber trat ein neuer Ankläger auf, und nun, dreizehn Jahre nach der That (1591), wurde Perez eingezogen und schrecklich gefoltert. Aber er entkam und flüchtete nach Aragonien, seinem Vaterlande, wo damals die alte Verfassung des Landes noch in Kraft war. Hier verlangte er, dem Herkommen gemäß, von dem Justitia (Thl. VI. S. 330.) gerichtet zu werden. Doch die Inquisition, die sich über alle Nationalprivilegien erhaben behauptete, bemächtigte sich seiner Person. Darüber stand die Bürgerschaft von Saragossa in Masse auf, und Perez, vom Volke gewaltsam befreit, entfloh, während Philipp Castilische Truppen nach Aragonien sandte, den Aufruhr zu dämpfen. Der Justitia protestirte gegen diesen Eingriff in die Verfassung — denn fremde Truppen

sollten in Aragonien nicht gebraucht werden — und ließ die Waffen ergreifen. Aber die Castilier siegten, der Justitia ward öffentlich enthauptet, dann noch vierhundert andere Personen hingerichtet, Mehrere kamen im Gefängniß um. Und von der Zeit an waren die wichtigsten Freiheiten der Aragonier zerstört, das Gericht dem Könige unterworfen, die Reichsversammlung unter seinem Einfluß, das Land seinen Soldaten geöffnet, die Macht der Inquisition erweitert *). So ertödtet der Despotismus die Lebenskraft der herrlichsten Völker. Einen nicht geringen Theil der Schuld des gegenwärtigen traurigen Zustandes von Spanien tragen solche verkehrte Eingriffe unweiser Fürsten, die ihr Volk, anstatt es zu achten und höher zu heben, gefürchtet und niedergedrückt haben.

Ehe wir nun zu der, für das übrige Europa folgenreichsten Begebenheit der Regierung Philipp's, den Verwicklungen, in die er mit seinen Niederländischen Unterthanen gerieth, übergehen, wollen wir seine Erwerbung Portugal's erzählen, nachdem wir vorher die wichtigsten Schicksale dieses Reiches seit den Zeiten Emanuel's des Großen, wo wir es verlassen, nachgeholt haben.

---

2. Portugal unter Johann III. und Sebastian.

(1521—1578.)

Unter Emanuel's Sohn, Johann III., währten die Entdeckungen der Portugiesen in Indien fort, wie im vorigen Bande erzählt worden ist. Die Begeisterung, welche sich der ganzen Nation für diese Thaten bemächtigt hatte, strömte damals auch in den Gesängen eines reichbegabten Geistes aus. Luis de Camoens (gest. 1579), der selbst in Indien gefochten, und sein Leben hindurch mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, besang in seinem berühmten Heldengedicht, der Lusiade, die Entdeckung Indien's durch Gama und die dortigen Großthaten der Portugiesen mit einer solchen Fülle von poetischer Kraft und Phantasie, mit einer so feurigen Vaterlandsliebe, daß er im vollsten Sinne des Wortes ein nationaler Dichter geworden ist, und, nach der Bemerkung eines geistreichen Kunstrichters, seinem Volke und uns mit Recht statt vieler anderen Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann **).

---

*) Ranke, Fürsten und Völker, Bd. I. S. 252.

**) Fr. Schlegel Werke, Bd. II. S. 97.

Schon während Emanuel's Regierung hatte der kühne Magelhan seine Reise um die Welt gemacht, und den Spaniern einen neuen Weg zu den Molukken gewiesen. Er hatte sogar die Meinung ausgebreitet, als gehörten diese reichen Gewürzinseln, kraft der päpstlichen Theilung, zu dem Bereich der Spanischen, und nicht der Portugiesischen Entdeckungen. Seitdem hatten die Seefahrer beider Nationen unaufhörlich Händel mit einander, bis Johann dem Kaiser Karl seine Ansprüche ein- für allemal mit 350,000 Ducaten abkaufte. Johann that während seiner langen Regierung Manches zur Verbesserung der Staatseinrichtungen. Er führte Reichsgerichte ein, und vereinigte das Großmeisterthum aller Ritterorden auf immer mit der Krone. Aber er that auch zwei Schritte, die seinem Lande großen Schaden brachten. Er führte nämlich die Inquisition ein und nahm die Jesuiten auf, diese, um sie zu Bekehrern der Africanischen und Asiatischen Nichtchristen zu gebrauchen, jene aus übelverstandenem Religionseifer, um die heimlichen Juden aufzuspüren, die trotz allen Vertreibungen noch in großer Anzahl im Lande lebten; vielleicht auch wol, um sich des allgefürchteten Tribunals nöthigen Falls auch in weltlichen Dingen gegen ungehorsame Unterthanen zu bedienen. Beide, Jesuiten und Inquisition, legten dem Volke geistige Fesseln an, und lähmten dadurch seine Kraft; und daher ist es zum Theil gekommen, daß die schöne Blüthe der Portugiesen unter Emanuel's Scepter keine Frucht hinterlassen hat. Doch lag es auch in der Art dieser Blüthe, daß sie schon unter Johann's Regierung zu welken anfing. Es ist ein Unglück für ein Land, wenn der ihm zuströmende Geldreichthum den Erwerb durch Ackerbau und Gewerbfleiß überwiegt, denn der Reichthum bleibt alsdann in den Händen Weniger; die Masse des Volkes hat keinen Antheil daran. Aber eben die Leichtigkeit oder doch die lockende Aussicht, in Indien schnell und ohne Mühe Schätze zusammenzuhäufen, welche zu zahlreichen Auswanderungen reizte, entzog dem Landbau und den Gewerben die nützlichsten Hände, und minderte auch bei den Zurückbleibenden die Lust daran. Die Bevölkerung nahm ab, und mit ihr die Kräfte des Staats.

Zu allem Unglück starb Johann III. (11. Juni 1557), ohne einen andern Nachfolger zu hinterlassen, als einen dreijährigen Enkel. Noch schlimmer war es aber, daß dieser, der junge Sebastian, den Jesuiten zur Erziehung anvertraut ward, und daß diese auf die Verwaltung des Reiches bis zu seiner Großjährigkeit den größten Einfluß behielten.

Sebastian wuchs durch sie mit der Vorstellung auf, daß seine höchsten Pflichten Gehorsam gegen den heiligen Stuhl und Kampf wider die Ungläubigen seyen. Daher war die erste Unternehmung des Jünglings ein Feldzug gegen die Mauren. Er wollte den Muley Mahomet, der aus dem Besitze der Reiche von Fez und Marocco von einem seiner Verwandten, Muley Moluch, verdrängt worden war, wieder auf den Thron setzen. Vergebens stellten ihm seine Räthe, ja selbst der König von Spanien, das Mißliche dieses Zuges vor, denn Muley Moluch war tapfer und klug und hatte eine weit größere Macht, als Sebastian hinüberführen konnte. Das Unglück, das nachher wirklich erfolgte, ward ihm vorausgesagt, aber der feurige Jüngling war taub gegen alle Warnungen und Bitten.

An einem glühend heißen Tage (4. Aug. 1578) traf das glücklich übergesetzte Heer in der Ebene von Alcassar in Africa mit dem feindlichen zusammen. Es begann eine fürchterliche Schlacht, in welcher zwölftausend Portugiesen erschlagen worden seyn sollen. Vom Könige konnte Niemand sichere Nachricht geben. Er hatte sich mit wilder Tapferkeit am Ende der Schlacht in die Feinde gestürzt, und sich zuletzt aus den Augen der wenigen Begleiter, die dem Tode entrannen, verloren. Einige Gefangene wollten indeß seine Leiche erkennen, die denn auch zu Alcassar begraben worden seyn soll. Auch wird erzählt, der König sey schon gefangen gewesen, aber als sich ein blutiger Streit über den Besitz erheben wollte, von einem Mauriſchen Officier niedergehauen worden.

---

3. Portugal mit Spanien vereinigt.

König Emanuel's dritter Sohn, der alte sieben und sechzigjährige Cardinal Heinrich, bestieg jetzt den Thron. Ihn und die Nation beschäftigte vor allen andern Dingen die verwickelte Frage, wer unter den verschiedenen Verwandten des königlichen Hauses das nächste Recht zur Herrschaft habe, aber ehe sie entschieden war, starb er (31. Jan. 1580). Die vorzüglichsten Thronbewerber waren: Philipp II., als Sohn der ältesten Tochter König Emanuel's; Antonio, Prior zu Crato, Sohn des Herzogs Ludwig von Beja, der Emanuel's zweiter Sohn gewesen; Ranuccio Farnese, Erbprinz von Parma, und Katharina, vermählte Herzogin von Braganza, welche von Emanuel's jüngstem Sohne, dem

Herzoge von Guimaranez, abstammten. Gegen die Letzte wandte Philipp ein, daß sie ein Weib, gegen den Erbprinzen von Parma, daß er erst ein Urenkel Emanuel's, und gegen den Prior Antonio, daß er ein Bastard sey. Ob Herzog Ludwig, wie Antonio behauptete, sich seiner Mutter heimlich habe antrauen lassen, war wenigstens zweifelhaft. Indeß erklärte sich das Volk, aus Nationalhaß gegen die Spanier, für Antonio, und rief ihn zum König aus; der Adel aber mißgönnte ihm diese Würde, und war auch zum Theil von Philipp's Unterhändlern bestochen, der übrigens die beste Ausführung seines Rechts von einem vier und zwanzigtausend Mann starken Heere unter der Anführung des Herzogs von Alba, eines der ersten Feldherren seiner Zeit, erwartete. Gewalt mußte entscheiden, und da ward denn Antonio's ungeübter Hause von Philipp's wohlgeübten Truppen leicht besiegt (25. Aug. 1580). Gleich nach der Schlacht unterwarf sich Lissabon den Spaniern. Auf den Kopf des Antonio wurden 90,000 Ducaten gesetzt. Dennoch entrann er, fast durch ein Wunder, den eifrigsten Nachforschungen. In Setubal nahm ihn ein Schiffscapitain auf, der ihn nach Calais brachte. Er suchte Frankreich und England in sein Interesse zu ziehen; beide Mächte sandten ihm auch Flotten zu Hülfe, aber die Französische ward 1582 bei den Azoren geschlagen, und die Englische sah sich, nach einem vergeblichen Versuche auf die Hauptstadt Lissabon, zum Rückzuge genöthigt (1589), und so mußte Antonio zuletzt seine Hoffnung aufgeben. Er starb 1595 zu Paris in Dürftigkeit, und in steter Furcht vor Meuchelmördern, welche von Philipp's ausgesetzter Belohnung gelockt werden könnten.

So besaß nun zwar König Philipp II. das reiche Portugal, aber keinesweges die Herzen der Portugiesen. So freundlich und milde er auch, als er 1581 in das Land kam, zu erscheinen sich bemühte, so zeigten sich doch seine wahren Gesinnungen darin deutlich, daß er von der allgemeinen Amnestie, die er verkündete, zwei und funfzig Personen ausnahm, welche hingerichtet wurden, und alle Uebrigen, die dem Antonio einen Dienst geleistet, für unfähig erklärte, ein Amt zu bekleiden. Um so stärker wurde der Nationalhaß gegen ihn als einen Spanier angefacht. Auch wurde seine Regierung immer willkürlicher und raubsüchtiger, und dieser Druck, verbunden mit dem Einflusse der Jesuiten und der Inquisition, lähmte die Geisteskraft der emporstrebenden Portugiesen dergestalt, daß sie von nun an eine eben so kraftlose und geringe Nation wurden, als sie unter Emanuel's Scepter eine große und glückliche

zu werden versprochen hatten. Dazu kam, daß sie, in den Kampf Spanien's mit den Niederlanden hineingezogen, den besten Theil ihres Handels und fast alle ihre Ostindischen Besitzungen verloren.

---

4. Die falschen Sebastiane.

(1585—1598.)

Die allgemeine Sehnsucht, das Spanische Joch abzuschütteln, veranlaßte mehrere seltsame Entwürfe, die auf die Ungewißheit des Todes jenes unglücklichen Königs Sebastian gebaut wurden. Man stellte nach einander drei Menschen auf, die dem Sebastian einigermaßen ähnlich sahen, und durch ihr Aeußeres, so wie durch Erzählungen von wunderbaren Schicksalen, die sie in der Maurischen Gefangenschaft erlebt haben wollten, die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der Letzte dieser Betrüger, dem seine Rolle von einem klugen Augustinermönche eingelernt war, täuschte sogar durch sein künstliches Spiel eine natürliche Tochter Don Johann's von Oesterreich, die ihn mit ihren Juwelen unterstützte. Nachher zeigte es sich, daß er ein Pastetenbäcker war. Die Spanische Regierung ließ ihn hängen, dann viertheilen. Dasselbe Schicksal hatte sein Vorgänger erfahren, der erste war auf eine Galeere geschmiedet worden.

Nicht so entschieden und allgemein ist der vierte dieser Sebastiane von den Geschichtschreibern für einen Betrüger erklärt worden. Im Jahre 1598 ließ sich nämlich in Venedig ein Mann sehen, den mehrere dort anwesende Portugiesen beim ersten Anblick für den König erkennen wollten, und der nicht bloß Figur, Gang und Stimme, sondern selbst eine Narbe an seiner rechten Augenbraune und eine große Warze am Fuße mit dem wahren Sebastian gemein gehabt haben soll. Die Entdeckung machte in Venedig so großes Aufsehen, daß der dasige Spanische Gesandte die Regierung anging, die Sache zu untersuchen. Man zog ihn ein, und verhörte ihn scharf. Er sagte aus, er sey wirklich, wofür man ihn halte; schwer verwundet und betäubt sey er auf dem Schlachtfelde bei Alcassar-liegen geblieben, und der Gefangenschaft wunderbar entronnen. Aber er habe es nicht über sein Ehrgefühl vermocht, sich in dem Zustande eines Bettlers seinem Volke wieder zu zeigen, und so habe er, nach einer kümmerlichen Wallfahrt, mehrere Jahre in Georgien als ein Klausner gelebt. Zuletzt sey die Begierde

in ihm erwacht, Freunde und Landsleute noch einmal wiederzusehen, und darum sey er nach Venedig gekommen. — Er sprach so freimüthig, so seiner Sache gewiß, und erinnerte den Rath von Venedig an so specielle Dinge, die er einst in Briefen mit demselben verhandelt hatte, daß man ihn drei Jahre in Verwahrung behielt, ohne ihn einen Betrüger zu nennen. Die Portugiesen thaten alles Mögliche, ihn frei zu bekommen, der Doge meinte aber, sie wären im Stande, einen Neger für den König Sebastian zu erklären, wenn sie sich um diesen Preis von dem Spanischen Joche befreien könnten *). Indeß ließ auch König Heinrich IV. von Frankreich den Rath von Venedig ersuchen, ein ganzes Volk nicht länger über dessen König in Ungewißheit zu lassen. Die Folge davon war, daß man ihn los ließ, ihm aber befahl, in acht Tagen die Republik zu verlassen. Er nahm nun den Weg nach Portugal über Florenz, doch der Großherzog lieferte ihn nach Neapel aus. Die Untersuchungen fingen von Neuem an; der Vicekönig erklärte ihn für einen Betrüger, und schickte ihn nach Spanien. Als das Schiff sich der Küste näherte, ward Alles in Portugal rege, so daß man ihn sogleich auf das Spanische Schloß S. Lucar setzte. Hier ist er auch gestorben, man weiß nicht wie; aber gerade dies geheimnißvolle Ende ist von Manchen als ein Zeugniß für die Wahrheit seiner Aussage angesehen worden.

5. Die Niederlande unter Karl V. und im Anfange der Herrschaft Philipp's.

Aus der Geschichte des Mittelalters wissen wir, daß der größte Theil der Niederländischen Provinzen im funfzehnten Jahrhundert an das Neuburgundische Haus gekommen war, und daß die berühmte Macht des letzten Herzogs aus diesem Hause, Karl's des Kühnen, in dem blühenden Zustande dieser Provinzen ihre vorzüglichste Grundlage hatte (Th. VI. S. 204). Die Lage derselben an der Nordsee und mehreren großen Flüssen, recht in der Mitte zwischen England, Frankreich und Deutschland, die große Volksmenge und die natürliche Liebe zur Thätigkeit, die man noch jetzt dort antrifft, hatten große Städte, blühende Manufacturen und einen höchst ausgebreiteten Handel erzeugt. In

*) Daru histoire de Venise, T. IV. p. 147.

manchen großen Manufacturstädten war die Betriebsamkeit so außerordentlich, daß man Abends um sechs Uhr, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, mit der Glocke den Aeltern ein Zeichen gab, ihre Kinder von der Straße zu nehmen, damit sie nicht von dem stürmenden Gedränge zertreten würden. Alle Englische Wolle wurde damals in den Niederlanden verarbeitet, und bald fanden die Schiffe dieses Volkes den Weg in ferne Meere.

Durch Maria's, der Tochter Karl's des Kühnen, Verheirathung mit dem nachmaligen Kaiser Maximilian (Th. VI. S. 225.) kamen die Niederlande an das Haus Oesterreich, und nachdem Karl V., Marien's Enkel, König von Spanien und Römischer Kaiser geworden war, konnten sie in den politischen Interessen dieses ihres Herrschers nur eine Nebenrolle spielen. Ihre Reichthümer kamen dem Kaiser indeß wohl zu Statten; er erhob viele Millionen von ihnen, die in seinen unaufhörlichen Kriegen schnell zerrannen. So drückend diese Steuern auch waren, so wurden sie doch aufgebracht; die Genter Empörung (Th. VII. S. 266.) ist das einzige Beispiel offnen Widerstandes, welchen Niederländer gegen den Kaiser erhoben. Dagegen wachten sie mit großer Eifersucht über die Erhaltung ihrer Privilegien, und waren unzufrieden, daß Karl ein stehendes Heer unter ihnen hielt, welches leicht als Werkzeug der Willkür gebraucht werden konnte. Noch härter fiel ihnen der Gewissenszwang, welchen er gegen sie übte.

Leicht nämlich hatte die Reformation auch in den Niederlanden Eingang gefunden, wo sie noch durch religiöse Schauspiele, die auf die Verspottung des Pfaffenthums abzweckten, befördert wurde. Die Menschen, welche diese Schauspiele aufführten, nannte man Rederykers (Rhetoriker). Ein solcher war eine Zeitlang jener berüchtigte Johann von Leyden gewesen. Der Kaiser erließ Befehle, welche die schwersten Strafen an Leib und Leben über die Ketzer verhängten, ohne daß die blutigen Verfolgungen der Ausbreitung der reformirten Lehre Einhalt thun konnten. Als in einem Edicte des Jahres 1550, welches das Verfahren gegen die Protestanten schärfte, die Glaubensrichter Inquisitoren genannt wurden, erregte dieses in Antwerpen einen solchen Schrecken, daß Handel und Gewerbe fast stillstanden. Die Obrigkeit dieser Stadt weigerte sich, den Befehl förmlich bekannt zu machen, und that so nachdrückliche Vorstellungen über den Schaden, der dem Lande daraus erwüchse, daß der Kaiser wenigstens den Namen der Inquisition aus der Verordnung streichen ließ.

Trotz dieser Gründe zum Mißvergnügen bestand doch zwischen Karl und seinen Niederländischen Unterthanen ein sehr gutes Verhältniß. Er war unter ihnen geboren; er liebte das Volk und seine Sitten, und entzückte es durch seine Freundlichkeit, Ungezwungenheit und Vertraulichkeit, während es durch den Ernst und die stolze Zurückhaltung der Spanier abgeschreckt und beleidigt ward. Karl zog die Niederländer überall hervor, er vertraute ihnen die wichtigsten Stellen, wie Adrian VI., Chievres und Lannoy beweisen; darum liebte ihn auch das Volk.

Ganz anders als Karl dachte und verfuhr sein Sohn Philipp. Er zeigte den Niederländern keine von allen den Eigenschaften, die sie an seinen Vater gefesselt hatten. Sein Spanischer Stolz, seine steife Förmlichkeit, seine Unzugänglichkeit schreckte sie zurück. Von seinem despotischen Sinne glaubten sie Alles für ihre Verfassung fürchten zu müssen, und besonders fühlte sich der Adel verletzt, daß mehrere der bedeutendsten Stellen mit Spaniern besetzt wurden. Hatte schon Karl blutige Verfolgungen der Ketzer angeordnet, so ging Philipp in seiner Unduldsamkeit noch ungleich weiter, da er die Ausrottung der Ketzerei für eine Regierungspflicht hielt, die mit rücksichtsloser Strenge durchgesetzt werden müsse. Vor seiner Abreise aus den Niederlanden im Jahre 1559 setzte er seine, oben schon erwähnte Halbschwester, Margarete von Parma, eine Frau von männlichem Geiste, zur Statthalterin ein. Ihr zugeordnet war ein Staatsrath, worin die ausgezeichnetesten Männer des Niederländischen Adels saßen. Aber das einflußreichste und mächtigste Mitglied desselben war ein Ausländer, der Bischof von Arras, Granvella, dessen, in der Geschichte Karl's V. erwähnter Vater Kanzler des Kaisers gewesen, und der selbst bei diesem in Gunst gestanden hatte. Dieser Gunst genoß er auch bei Philipp, der ihn als einen gewandten, ganz in seine Ideen eingehenden Staatsmann, seiner Schwester als ihren vorzüglichsten Rathgeber an die Seite gesetzt hatte. Zur Unterstützung dieses Regiments blieben drei bis vier tausend Mann Spanischer Truppen in den Niederlanden, obschon deren Anwesenheit verfassungswidrig war, und schon zu lauten Beschwerden Anlaß gegeben hatte; und zur Befestigung des katholischen Glaubens wurden zu den vier in den Provinzen bestehenden Bisthümern noch vierzehn neue errichtet, über welche alle Granvella, als Erzbischof von Mecheln, das Primat sammt dem Cardinalshut vom Papste erhielt. Diese neue Einrichtung erregte die allgemeinste Unzu-

friedenheit, bei Geistlichen und Weltlichen, bei Katholiken und Protestanten, besonders fürchtete man, ihr würden förmliche Inquisitions-Tribunale folgen, da in der päpstlichen Bulle, welche die Errichtung der neuen Bisthümer befahl, für jedes derselben zwei Inquisitoren angeordnet waren.

Da sich indeß der allgemeine Unwille zunächst gegen die Spanischen Truppen richtete, glaubte man diese nicht länger im Lande behalten zu können, und schickte sie fort, sey es, daß Philipp dazu seine Einwilligung gegeben, oder daß Margarete dies auf ihre Verantwortung that *). Damit war aber der Streit über die Bisthümer nicht geschlichtet, die Furcht vor der Inquisition und anderer Willkür Philipp's nicht beseitigt. Granvella wurde als der Urheber aller dem Lande verderblichen Rathschläge betrachtet und gehaßt, dagegen das Volk als Vertreter seiner Interessen den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien und die Grafen von Egmont und Hoorn liebte und ehrte. Der Prinz Wilhelm war seiner außerordentlichen Gaben wegen schon als Jüngling vom Kaiser Karl hervorgezogen und mit den wichtigsten Geschäften beauftragt worden, jetzt bekleidete er die Stelle eines Statthalters von Holland, Seeland und Utrecht. Er war ein Mann von tiefschauendem Scharfsinn, von ungemeiner Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in der Verfolgung der Zwecke, die er als heilsam erkannt; von Philipp wurde er als sein gefährlichster Gegner betrachtet. Der Graf Egmont, Statthalter von Flandern, war ein tapferer Feldherr, wohlgesinnt für das Land, aber ohne Oranien's durchdringenden Blick.

Diese beiden Männer und der Graf Hoorn sahen sich in ihren Absichten und Bestrebungen für die Erhaltung der Niederländischen Freiheiten, an deren ungeschmälerte Fortdauer sie die Wohlfahrt des Landes mit Recht fest geknüpft glaubten, durch Granvella stets so gehemmt, daß sie nicht mehr in den Staatsrath kamen. Sie wollten dort, schrieben sie der Regentin, nicht länger einen Schatten vorstellen. Margarete, theils wegen der Folgen besorgt, theils selber auf Granvella's Ansehn eifersüchtig, bat den König, ihn zu entfernen, und nach manchem Widerspruch geschah dies auch (13. März 1564). Aber seine Ansichten waren deswegen aus dem Rathe der Regentin nicht verschwunden; sie blieben in einer Partei zurück, welcher man deswegen den Namen der Cardinalisten gab. Die Ketzerverfolgungen blieben

*) Vgl. Leo, Niederländische Geschichte, Th. II. S. 410. Anm.

nach wie vor, und der König verlangte die Einführung der Schlüsse des eben damals geendigten Tridentinischen Conciliums. Auch wurde über einreißende Unordnung in den Geschäften, mangelnde Rechtspflege, Begünstigung des Adels, Mißbräuche, an welchen Granvella's Gegner allerdings nicht schuldlos waren, geklagt *). Wegen aller dieser Dinge sandte die Regentin, auf den Rath des Prinzen von Oranien den Grafen von Egmont nach Spanien, besonders sollte er beim Könige die Aufhebung oder Milderung der Strafbefehle gegen die Ketzer bewirken. Philipp's Antwort war: er wolle lieber tausend Mal sterben, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten. Ein wiederholter scharfer Befehl, die Tridentinischen Schlüsse einzuführen, und die Gesetze gegen die Ketzer in aller Strenge zu vollziehen, so wie die sich immer mehr häufenden Hinrichtungen brachten das lange unter der Asche glimmende Feuer zum Ausbruch.

---

6. Ausbruch der Unruhen. Alba's Statthalterschaft. (1565—1573.)

Im November 1565 verbanden sich die entschlossensten Glieder des Niederländischen Adels mit einem feierlichen Eide schriftlich, sich mit aller ihrer Macht der Einführung der Inquisition zu widersetzen, und in einer Verfolgung wegen der Religion einander brüderlich beizustehen. Dieses Bündniß, damals gewöhnlich das Compromiß genannt, erregte eine große Bewegung der Gemüther. Im April 1566, als die Statthalterin eine Versammlung des ganzen Staatsraths berufen hatte, zogen die Verbündeten, mehrere hundert an der Zahl, zu Pferde in Brüssel ein, und gingen in einem feierlichen Aufzuge gliederweise nach Hofe, Heinrich von Brederode, ein Sprößling der alten Grafen von Holland, an ihrer Spitze. Sie überreichten der Statthalterin eine Bittschrift wegen einstweiliger Aufhebung der Ketzergesetze, und bekamen eine zweideutige Antwort. Die Statthalterin war betroffen, aber der Herr von Barlaimont, einer ihrer Räthe, sagte ihr auf Französisch, sie dürfe sich vor diesem Haufen von Bettlern (gueux) gar nicht fürchten. Um diese Schimpfrede zu adeln, nannten sich die Verbündeten von nun an selbst Gueux oder Geusen, und trugen als Ehrenzeichen am Halse eine

*) van Kampen, Geschichte der Niederlande, Bd. I. S. 350.

Schaumünze mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: Getreu bis zum Bettelsacke. Eifer für Religionsduldung und die Freiheiten ihres Vaterlandes trieb diese Männer, doch waren auch Manche unter den verbündeten Edelleuten, welche durch Verschwendung verschuldet waren, und bei einer Staatsveränderung zu gewinnen hofften *).

Die Reformation griff unterdeß immer mächtiger um sich. Die fremden Prediger versammelten auf den Plätzen, in den Straßen, ja vor den Thoren auf freiem Felde, einen großen Kreis von Zuhörern um sich, und lehrten mit Eifer und Begeisterung die Gleichheit der Menschen vor Gott, und die Schriftwidrigkeit der päpstlichen Gesetze. Jede solcher Feldpredigten erwarb der neuen Lehre neue Anhänger, besonders war Antwerpen in einem unruhigen, bedenklichen Zustande. Und wie das aufgeregte Volk keine Mäßigung kennt, so schritt es sogleich zu den ausschweifendsten Handlungen. Mit Prügeln, Beilen und Aexten bewaffnet zogen sie aus, dem katholischen Gottesdienst ein Ende zu machen. Zuerst fielen sie über die Kreuze und Bilder an der Landstraße her, dann kamen sie in die Dörfer, und zuletzt in die Städte. Capellen, Klöster und Kirchen wurden mit Gewalt geöffnet, Bildsäulen, Gemälde, Bücher, Altäre und Kirchengeräthe wüthend zertrümmert, ja selbst Grabmäler wurden erbrochen und die Todten herausgeschleppt. In drei Tagen zählte man vierhundert verwüstete Kirchen.

Die höchlich erschreckte Statthalterin verstand sich zu einem Vertrage mit dem verbündeten Adel, worin sie das Verfahren gegen die Ketzer zu mildern versprach, und eine Amnestie bewilligte. Dagegen wies der heftig zürnende König sie an, Truppen zu werben, um mit Gewalt Gehorsam zu erzwingen. Mit diesen Truppen wurden einige rebellische Städte schnell überfallen und zur Unterwerfung gebracht, und die Adelsverbindung ging auseinander, da der Bildersturm Uneinigkeit unter sie gebracht und die Katholiken von den Protestanten getrennt hatte. Auch Oranien und Egmont waren in ihren Absichten und Plänen nicht mehr einig. Der Letztere blieb in den Niederlanden, während der Erstere nach Deutschland ging. Die Statthalterin fuhr fort, gegen den eingegangenen Vertrag zu handeln, aber der Widerstand hatte aufgehört. Willig ließen sich die größeren Städte mit drückenden Besatzungen belegen, und Niemand regte sich, als die Bilderstürmer zur Strafe gezogen wurden.

*) van Kampen a. a. O. S. 351.

Obschon nun die sehr richtige Ansicht, daß jetzt, wo die Niederländer ruhig und gehorsam seyen, es der Waffen nicht bedürfe, sondern der Güte, selbst am Hofe Philipp's einen Vertreter fand, gab der König doch dem durch seine Grausamkeit und seinen Ketzerhaß berüchtigten Herzog von Alba, einem der vorzüglichsten Feldherren seiner Zeit, den Auftrag, ein Kriegsheer von Spaniern und Italienern in die Niederlande zu führen. Auf das bloße Gerücht von dieser Verfügung verließen schon viele Kaufleute und Handwerker — mehr als 100,000 Menschen — die Provinzen und wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen anderen Ländern zu. Im August 1567 erschien der furchtbare Rächer. Er hatte nicht bloß den Auftrag, künftigen Unruhen vorzubauen, sondern auch die vorigen zu untersuchen und zu bestrafen, nebst vielen geheimen Befehlen, die ihm eine solche Gewalt gaben, daß die Statthalterin, die sich durch ihn ganz verdunkelt sah, ihre Entlassung begehrte, nach deren Empfang Alba völlig in ihre Stelle rückte. Ihr Andenken blieb in den Niederlanden in Ehren.

Von Alba's Ankunft an hörte und sah man unaufhörlich Gewaltthätigkeiten. Egmont und Hoorn mußten das Vertrauen, welches sie auf des Königs Billigkeit und Mäßigung gesetzt, schwer büßen. Unter dem Scheine, mit ihnen und anderen Großen Rath zu halten, lockte sie Alba zu sich, und ließ sie in's Gefängniß werfen. Ein Gericht zur Untersuchung der Unruhen, daher der Rath der Unruhen, vom Volke aber der Blutrath, genannt, ward gebildet, an dessen Spitze Alba selber stand, und dessen Beisitzer ihm möglichst ähnlich waren. Einer derselben, Johann de Vargas, des Herzogs Liebling, that den Ausspruch, daß die Niederländer alle den Galgen verdient hätten, denn sie seyen entweder Bilderstürmer gewesen, oder hätten nichts dagegen gethan. Und in diesem Sinne erklärte der Blutrath sogar die Einreichung einer Bittschrift gegen die Inquisition für Hochverrath. Die Vorladungen nahmen nun ihren Anfang. Wer nicht erschien, verlor seine Güter. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Die abwesenden Häupter der Geusen, auch der Prinz von Oranien, wurden für Majestätsverbrecher erklärt, und Egmont und Hoorn, die bis dahin in der Citadelle von Gent gefangen gesessen hatten, öffentlich auf dem Markte zu Brüssel enthauptet (5. Jun. 1568). Die Trauer der Bürger war unermeßlich, selbst die Spanischen Soldaten konnten sich der Thränen bei diesem Schauspiele nicht enthalten. So wüthete Philipp gegen Männer, die sich keiner Empörung gegen ihn schuldig

gemacht, gegen einen Feldherrn, dem er zwei Siege verdankte, und der Französische Gesandte konnte seinem Könige schreiben: ich habe das Haupt desjenigen fallen sehen, vor dessen Tapferkeit Frankreich zweimal gezittert hat. Diese Abscheulichkeiten bewirkten, daß die Auswandrungen immer mehr zunahmen. Indeß machte der Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen von Oranien, einen Einfall in Friesland und Gröningen, wurde aber von Alba wieder herausgeschlagen. Dann kam Wilhelm selbst mit einem Heere nach Brabant, konnte aber Alba zu keiner Schlacht bringen, und mußte gegen den Winter bis nach Straßburg zurückgehen, wo er seine Truppen abdankte. Die Niederländer seufzten, aber Alba erhielt als der Vertheidiger der Römischen Kirche vom Papste Pius V. einen geweihten Hut und Degen, und ließ sich als den Ueberwinder des Adels und des Volks in Erz abbilden, wie er auf zwei Menschen mit den Füßen tritt, mit einer höchst prahlerischen Inschrift *). Zu Antwerpen ließ er, um die Stadt im Zaume zu halten, eine sehr feste Citadelle bauen, wozu die Bürger selbst vier Tonnen Goldes aufbringen mußten.

Philipp's unaufhörliche Kriege kosteten unermeßliche Summen; er konnte Alba nicht mit so vielem Gelde unterstützen, als dieser bedurfte, daher ward beschlossen, es von den Niederländern selbst zu heben. Alba verlangte, außer dem hundertsten Pfennig vom ganzen Vermögen einmal, den zwanzigsten von den unbeweglichen und den zehnten von den beweglichen Gütern, so oft sie verkauft würden. Eine höchst drückende Steuer, nach Art der in Spanien eingeführten Alcavala (Th. VI. S. 317.), die ihrer Natur nach auf Handel und Wandel überaus nachtheilig und zerstörend wirken muß. Und diese sollte jetzt von einem Volke gezahlt werden, dessen Flor vom freien Betriebe eines ausgebreiteten Handels entsprang, und welches nie gewohnt gewesen war, andere Steuern aufzubringen, als die es selbst bewilligt hatte. Alba's Forderungen erregten daher den größten und allgemeinsten Unwillen. Was so viele Hinrichtungen und Verfolgungen nicht vermocht hatten, zu einem ernsten Widerstande aufzurufen, das geschah durch einen Angriff auf das Privateigenthum. Denn dieser bewirkte eine viel größere

*) Thuanus erzählt, daß der Stolz, welchen Alba hierdurch an den Tag legte, selbst Philipp beleidigt habe, und für diesen ein Grund gewesen sey, ihm bald einen Nachfolger zu setzen. Requesens ließ dieses Denkmal auch wegnehmen.

Einmüthigkeit, weil er Alle traf *), während die Blutgerichte immer nur Einzelne vernichteten. Nach langen Unterhandlungen mit den Ständen wollte Alba endlich durchgreifen, und befahl im Frühling 1572 dem Stadtrath zu Brüssel, den zehnten Pfennig heben zu lassen. Sogleich schlossen die Krämer, Fischer, Bäcker und Brauer ihre Läden. Alba drohete, die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufhängen zu lassen, und machte schon alle Anstalten dazu, als die Nachricht von glücklichen Unternehmungen der Wassergeusen im Norden ihn auf andere Gedanken brachte. Wassergeusen oder Meergeusen nannte man nämlich die durch Alba's Tyrannei vertriebenen Niederländer, die, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, die Meere befuhren, und als Freibeuter den Spaniern vielen Schaden thaten. Auf die nachdrücklichsten Vorstellungen Alba's hatte ihnen die Königin Elisabeth von England endlich ihre Häfen verschlossen, und durch die Noth gedrängt, bemächtigten sie sich nun der Stadt Briel, auf welcher sie sich festsetzten. Vergeblich versuchten die Spanier, sie wieder daraus zu vertreiben; vielmehr gelang es den Geusen, von dem Prinzen von Oranien geleitet, den sie als ihr Haupt betrachteten, ihre Macht immer weiter auszubreiten; in Kurzem gingen die meisten Städte in Holland und Seeland und viele Plätze in Geldern, Oberyssel und Friesland zu ihnen über. Der Hauptgrund dieses schnellen Abfalls war der zehnte Pfennig; die Befehlshaber des Prinzen von Oranien versicherten, daß sie gekommen wären, das Land von dieser drückenden Abgabe zu befreien. Ludwig von Nassau beschäftigte zugleich die Spanier in Hennegau, und da Alba die Behauptung dieser Provinz und ihrer Festungen für das Wichtigste hielt, um gegen Frankreich gesichert zu seyn, so hatten die Mißvergnügten im Norden um so freiern Spielraum. Der Adel und die Städte, die es mit Wilhelm hielten, kamen nun am 15. August in Dordrecht zusammen, und hier ward der erste Grund zu dem Staate der Vereinigten Niederlande gelegt, der Prinz von Oranien für den rechtmäßigen königlichen Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt. Manche von den übergetretenen Städten gingen indeß wieder an die Spanier verloren, wobei die Letzteren schreckliche Grausamkeiten verübten. Der furchtbarste dieser Auftritte ereignete sich zu Naarden. Diese Stadt öffnete, auf erhaltne Gnadenver-

*) Jam ira oppressis armorum libidinem suggerens documento erat, nullam esse tam firmam concordiam, quam quae privatae rei vinculo continetur. Grotius, Annal. II. p. 47. Ed. 1658.

sicherung ihre Thore, kaum waren aber die Spanier eingezogen, so wurden bis auf sechzig alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ermordet, und das mit einer kannibalischen Lust an Martern und Bestialitäten aller Art *). Dagegen fehlte es auch nicht an Grausamkeiten, welche die Reformirten während dieses Krieges aus Religionshaß an Katholiken begingen. Bei den Angriffen auf andere Städte sah man Beispiele bewundernswürdigen Muthes der vertheidigenden Niederländer, welche durch Metzeleien wie die zu Naarden von dem bittersten Hasse gegen die Spanier und dem Muthe der Verzweiflung erfüllt werden mußten.

Das Kriegsglück der Spanischen Waffen benutzte Alba, und bat um seine Entlassung, um noch mit Ruhm von dem Schauplatze abzutreten, da er wußte, daß Philipp, der endlich selbst eingesehen, daß die Härte und der strenge Sinn des Herzogs die Niederlande der Spanischen Regierung nur noch mehr entfremdet hatten, ihn sonst abrufen würde. Im Jahre 1573 verließ er die Niederlande, wo er während der sechs Jahre seiner Statthalterschaft an achtzehntausend Ketzer und Aufrührer durch des Henkers Hand aus der Welt geschafft hatte

---

7. Fortgang des Kampfes bis zum Tode Wilhelm's von Oranien.

(1573—1584.)

Alba's Nachfolger war der bisherige Mailändische Statthalter, Don Luis de Requesens y Zuniga, der für einen geschickten Feldherrn und Staatsmann galt. Er, der die Verfahrungsart Alba's immer laut getadelt, versuchte durch gütliche Unterhandlungen zu seinem Zweck zu kommen, aber nun, da es schon so weit gediehen war, gleichfalls ohne Erfolg. Die Spanier gewannen zwar am 14. April 1574 eine Schlacht auf der Mookerheide, wo zwei Brüder des Prinzen Wilhelm, Ludwig und Heinrich, den Heldentod starben, aber ohne sonderliche Folgen. Da die Geusen kein Landheer hatten, die belagerte und hart bedrängte Stadt Leyden zu entsetzen, so schlug der Prinz vor, die Schleusen zu öffnen, die Dämme zu durchstechen und so die Spanier wegzuschwem-

---

*) Selbst der ganz im katholischen und Spanischen Sinne schreibende Jesuit Strada sagt davon: non poena sed flagitium fuit. I. 7. p. 422. Ed. 1643.

men. Es geschah. Die Seeländischen Schiffer, meistens zerschossene Krüppel, bestiegen ihre Kähne und ruderten über die überschwemmten Felder hin, indeß die Spanier eiligst die Flucht ergriffen, um nicht zu ertrinken (1574). Die brave Stadt hatte selbst durch den Tod von sechstausend Bürgern an Hunger und Pest nicht zur Uebergabe bewogen werden können. Aus Dankbarkeit boten ihr der Adel und die übrigen Holländischen Städte die Zollfreiheit auf einige Jahre, oder eine Universität an *). Die Bürger wählten das letztere, und seit 1575 besteht dort diese durch treffliche Gelehrte hochberühmte Anstalt. Noch immer glaubte man in Holland so wenig an immerwährende Trennung von Spanien, daß der Stiftungsbrief im Namen des Königs Philipp ausgefertigt wurde. Bald nachher übertrugen die Stände von Holland und Seeland dem Prinzen die Obergewalt in Bezug auf alle Angelegenheiten der Landesvertheidigung förmlich. Im Herbste 1575, da Requesens den Krieg mit Eifer und Kraft fortsetzte, und die Verbündeten in größere Bedrängniß geriethen, that der Prinz den Vorschlag, sich der Spanischen Herrschaft ganz zu entziehen und sie einer andern Macht zu übertragen. Aber sowol England als Frankreich weigerten sich sie anzunehmen.

In dieser gefährlichen Lage war der Tod des Statthalters Requesens (5. März 1576) ein Glück für die aufgestandenen Niederländer, denn in dem Staatsrath, der vorläufig die Angelegenheiten leitete, fehlte Einheit. Der Geldmangel löf'te die Zucht der Spanischen Soldaten auf, welche raubend und brandschatzend durch das Land zogen, um sich für das lange Ausbleiben des Soldes schadlos zu halten. Sie überfielen reiche Städte, wie Mastricht und Antwerpen, und plünderten sie unter den schrecklichsten Mißhandlungen der Einwohner. Einen Theil der letztern Stadt legten sie ganz in Asche (4. Nov. 1576), und die Summe der daraus geraubten Güter rechnete man auf vier Millionen. Mehrere tausend Einwohner wurden erschlagen. Diese schreckliche Begebenheit beförderte einen schon betriebenen Friedensschluß zwischen Holland und Seeland auf der einen und den meisten übrigen Provinzen auf der andern Seite. Er führt den Namen der Pacification von Gent. Die Staaten verpflichteten sich darin, gemeinschaftlich die Spanischen Truppen aus dem Lande zu vertreiben, und bis

*) Neuerdings ist bezweifelt worden, daß den Bürgern diese Wahl gelassen ward. Van Kampen, Bd. I. S. 406.

zu einer allgemeinen Uebereinkunft, die Strafbefehle wegen der Religion unvollstreckt zu lassen.

Jetzt wankte die Spanische Herrschaft in den Niederlanden mehr als je *). Am Tage der Plünderung von Antwerpen zog der neue Statthalter Don Johann von Oesterreich in Luxemburg ein. Beschränkt durch das Mißtrauen des Königs, und durch unaufhörlichen Geldmangel, mußte er mit den Provinzen unterhandeln, und durch einen Vergleich, der den seiner Dauer wenig entsprechenden Namen des ewigen Edicts führt, die Genter Pacification bestätigen. Selbst die mit einem zehnjährigen Raube beladenen Spanischen Soldaten mußte er nach Hause schicken, ehe er als Statthalter seinen Einzug in Brüssel halten konnte. Und dennoch ward er von den Staaten von Holland und Seeland nicht anerkannt, die auch das ewige Edict nicht annahmen. Sie argwohnten, daß Don Johann geheime Absichten habe, und nur zu bald bestätigte sich diese Furcht, indem er sich plötzlich des Schlosses von Namur und der Feste Charlemont bemächtigte. Die Folge davon war, daß alle Provinzen mit Ausnahme von Namur und Luxemburg sich wider Don Johann erklärten und bewaffneten, und daß Brabant den Prinzen von Oranien zu seinem Ruwaard oder Regenten erklärte. Darüber wurde ein Theil des Brabantischen Adels eifersüchtig, und rief den Oesterreichischen Erzherzog Matthias, den Bruder Kaiser Rudolf's II., herbei, um ihm die Regierung zu übergeben, in der That aber, in dessen Namen selbst zu herrschen. Matthias kam ohne Vorwissen des Kaisers und trat die ihm von den Ständen übertragene Regierung an; jene Partei hatte aber keinen Vortheil davon, denn Oranien wurde dem Erzherzog als Stellvertreter an die Seite gesetzt. Mit Don Johann brach der Krieg wieder aus. Gefährlicher aber als dessen Waffen war der Mangel an Einigkeit unter den verschiednen Provinzen. In Gent waren demagogische Bewegungen, und die südlichen französisch redenden oder Wallonischen Provinzen waren als eifrige Katholiken unzufrieden, daß in einem am 22. Juli 1578 unter Oranien's Einfluß gegebenen Gesetze den Reformirten überall freie Uebung ihres Gottesdienstes zugestanden ward, um so mehr, da diese an mehreren Orten, besonders in Gent, sich Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken erlaubten. Auf Betrieb dieser katholischen Partei kam

*) Fuitque id unum omnino tempus, quo de rebus Belgicis bene sperare licuit, si cum armis et odia ponerentur. Grotius, annal. II. p. 69.

im August der Herzog Franz Hercules von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, mit einem kleinen Heere den Staaten zu Hülfe. Er sollte den protestantischen Hülfstruppen, welche die Königin Elisabeth nach den Niederlanden geschickt hatte, die Wage halten. So verwickelt waren die Verhältnisse, als Don Johann starb (1. Oct. 1578).

Auf seinen Vorschlag ward der Prinz und nachherige regierende Herzog Alexander Farnese von Parma, ein Sohn Octavio's und Margareten's, sein Nachfolger, ein kluger und thätiger Fürst, und besonders als trefflicher Feldherr berühmt. Nur ein solcher Mann konnte den Abfall der sämmtlichen Niederlande verhindern. Er bediente sich dabei mit großer Klugheit der vielfachen Zwistigkeiten unter den Niederländern, der Eifersucht der verschiedenen fremden und einheimischen Befehlshaber gegen einander und der Abneigung der verschiedenen Religionsparteien. Daher wäre es noch jetzt dem Könige möglich gewesen, die Abgefallnen wieder zum Gehorsam zu bringen, hätte er wahre Milde zeigen und die Verfolgungen der Protestanten einstellen wollen. Der Herzog Alexander suchte theils den Religionseifer der Wallonen zu erhalten und zu erhöhen, theils das Mißvergnügen des Adels über Oranien's großen Einfluß. Da nun die Wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai am 5. Januar 1579 einen Bund schlossen, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion, so beförderte dieses die Absicht Oranien's, die nördlichen, durch manche innere Uebereinstimmung, besonders aber durch die Befestigung der Reformation einander am nächsten stehenden Provinzen fest an einander zu knüpfen. Am 23. Januar wurde die berühmte Verbindung der nachher so genannten Vereinigten Niederlande zu Utrecht geschlossen. Sie bestand anfangs aus den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebst Zütphen) und der Gröningischen Landschaft; nachher traten Friesland und Overyssel, so wie die Stadt Gröningen bei. Daß die Gewissensfreiheit nirgends durch Glaubensuntersuchungen gestört werden sollte, war ein Artikel des Bundesvertrages. Erst zwei Jahre nachher ward dem Könige von Spanien der Gehorsam förmlich aufgekündigt.

Der Herzog von Parma führte indessen den Krieg mit Nachdruck fort. Er eroberte am 29. Juni das blühende Mastricht, wobei die Soldaten gegen die Bevölkerung so wütheten, daß sie nachher allein als Bewohner übrig blieben. Dieser Erfolg bestimmte die Wallonen, sich mit dem Könige ganz auszusöhnen. Darüber schlossen sich die nördlichen Provinzen näher an Anjou an, indem sie ihm, um Frank-

reich's Hülfe zu erlangen, die Oberherrschaft übertrugen, aber unter großen Beschränkungen (19. Sept. 1580). Der Erzherzog Matthias verließ im nächsten Jahre die Niederlande, wo er eine ganz nichtige Rolle gespielt hatte. Der Herzog von Anjou leistete im Kriege gegen den gefährlich vordringenden Alexander von Parma wenig, wol aber trachtete er nach Vermehrung seiner Macht, da ihm die aufgelegten Beschränkungen eben so lästig waren, als die Gewalt Oranien's in Holland und Seeland. Zu diesem Zwecke wollte er sich mehrerer der wichtigsten Städte bemächtigen, und fast war er schon im Besitze Antwerpen's, als sich dort alle Parteien vereinigten, und die ganze Bevölkerung mit solcher Wuth über die Franzosen herfiel, daß sie die Stadt verlassen mußten, nachdem sie an zwei tausend Mann eingebüßt hatten (17. Jan. 1583). Anjou hatte sich dadurch so verhaßt gemacht, daß er bald darauf die Niederlande verließ, während sich Farnese die durch den Französischen Anschlag entstandene Verwirrung und Spannung bestens zu Nutze machte, und eine Reihe von Städten in Flandern unterwarf.

Um die Abgefallenen ihres wahren Hauptes, des Prinzen von Oranien, zu berauben, hatte Philipp denselben schon 1580 geächtet, und einen Preis von fünf und zwanzigtausend Goldkronen und den Adel darauf gesetzt, wenn ihn Jemand lebendig oder todt liefern würde. Der Erste, der den Versuch wagte, war ein Franzose, Johann Jauregui, den sein Herr, ein Biscayischer Kaufmann zu Antwerpen, Namens Anastro, dessen Vermögen durch Unglück im Handel zerrüttet war, dazu ermunterte. Er offenbarte sein Vorhaben einem Dominicaner in der Beichte, und empfing die Lossprechung und das Abendmahl von ihm. Hierauf ging er am 18. März 1582 nach dem Schlosse zu Antwerpen, wo der Prinz wohnte, überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Edelleute eine Bittschrift, und drückte, während er sie las, eine Pistole auf ihn ab. Der Schuß ging durch den Kopf und verursachte dem Prinzen eine zwar gefährliche aber doch nicht tödtliche Wunde, so daß er wieder hergestellt wurde. Der Mörder war in der ersten Hitze von den Umstehenden getödtet worden, und noch nachher wurde sein Leichnam von Pferden zerrissen.

Verschiedene andere Versuche, den Prinzen zu ermorden, mißlangen gleichfalls. Endlich übernahm es ein Mensch, der sich Franz Guion nannte, mit besserm Erfolge. Er empfahl sich dem Prinzen durch seine verstellte Ergebenheit und durch seinen Eifer für die refor-

mirte Religion, und ward von ihm zu einem geheimen Geschäfte gebraucht. Für das Geld, das ihm der Prinz geschenkt hatte, kaufte er sich ein Paar Pistolen, die er, jede mit drei Kugeln geladen, zu sich steckte (10. Juli 1584). Er stellte sich vor die Thür des fürstlichen Speisesaales (es war zu Delft), während der Prinz zu Tische saß, und schoß ihm, eben, da er nach der Mahlzeit heraustrat, so geschickt mitten durch den Leib, daß er niederfiel, und gleich darauf den Geist aufgab. Er war zwei und funfzig Jahre alt geworden. Der Mörder ward auf der Flucht ergriffen, und gestand im peinlichen Verhör, daß er aus der Franche Comté gebürtig sey, und eigentlich Balthasar Gerhard heiße, daß er den Mordanschlag gegen den Prinzen schon lange gehegt, und bloß deswegen nach Holland gekommen sey, daß er von einem Franciscaner zu Tournay und einem Jesuiten zu Trier, von dem Letztern durch die Versicherung, daß er sich damit die Märtyrerkrone verdienen werde, in seinem Vorsatze bestärkt worden sey, und daß der Herzog von Parma demselben gleichfalls seinen Beifall geschenkt habe. Seine Strafe war, dem Geiste der Zeit gemäß, entsetzlich. Außer ihm waren noch vier andere Bösewichter in Delft mit demselben Anschlage gegen den Prinzen umgegangen.

---

8. Die unüberwindliche Flotte. Philipp's II. Ausgang.

Der Fall des Begründers der Niederländischen Freiheit führte gleichwol nicht ihren Verlust herbei. Außer einem, in Spanischer Gefangenschaft schmachtenden Sohne hinterließ der treffliche Wilhelm noch zwei andere, rechtmäßige, die seines Namens vollkommen würdig waren. Der ältere von diesen, Moritz, der sich bisher auf der Universität zu Leyden mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, zeigte, obgleich kaum siebzehn Jahre alt, einen so reifen und zu Geschäften tüchtigen Verstand, daß sieben Provinzen ihn an die Spitze eines Staatsraths stellten, dem sie die Leitung ihrer Angelegenheiten übertrugen. Indessen dauerte das Glück des Herzogs von Parma im Kriege und durch Unterhandlungen fort. Er brachte Brügge zu einem Vertrage, wodurch es sich dem Könige unterwarf, dann Gent und Brüssel durch Hunger zur Uebergabe. Da er billige Bedingungen gewährte, so wuchs selbst durch diese Milde für die Staaten der Union die Gefahr, daher trugen sie dem Könige Heinrich III. von Frankreich

abermals die Oberherrschaft an, dieser schlug sie aber wiederum aus. Farnese wandte sich jetzt gegen das höchst wichtige Antwerpen. Die Belagerten vertheidigten sich muthig, bis der Herzog durch eine Schiffbrücke ihnen die Zufuhr sperrte. Ein Italienischer Baumeister, Gianibelli, ließ zwar zwei mit besonderer Kunst verfertigte Brander auf die Brücke losgehen, von denen der eine auch einen Theil derselben zerstörte und achthundert Spanier tödtete; aber von dieser Wirkung kam keine Kunde in die Stadt, so daß man dort nicht so schnelle Vorkehrungen traf, als nöthig gewesen wären, die Brücke vollends zu zerstören. Antwerpen mußte sich einige Monate nachher (17. Aug. 1585) ergeben, und weil die Niederländer die drohende Gefahr nun immer näher rücken sahen, so wandten sie sich an Elisabeth von England, welche zwar die angebotene Souveränetät ablehnte, aber Hülfstruppen schickte, unter Anführung ihres Günstlings, des Grafen von Leicester. Dieser wurde anfangs mit großem Jubel wie ein rettender Schutzengel empfangen, und mit großer Macht bekleidet. Aber Holland und Seeland, welche einen Mißbrauch dieser Gewalt fürchteten, ernannten den Prinzen Moritz zum besondern Statthalter und Oberanführer ihrer Land- und Seemacht, und gaben ihm dadurch eine Gewalt, mit der er dem Engländer die Wage halten konnte. Diese Maßregel kam aus dem Kopfe eines der feinsten Staatsmänner, des sogenannten Pensionairs von Rotterdam, Johann's von Oldenbarneveld, nachherigen Advocaten (d. h. Landsyndicus) von Holland. Bald wurden über Leicester's Willkür und Unfähigkeit große Klagen geführt, während für die Vertheidigung im Felde so wenig geschah, daß der Herzog Alexander Meister des ganzen Laufes der Maas bis an die Holländischen Gränzen wurde. Leicester verließ vor dem Ende des Jahres 1587 die Niederlande, und legte die Statthalterschaft nieder.

Sein Abgang bewirkte zunächst innere Zwistigkeiten, von außen drängte der mächtige Feind, der neue Staat war am Rande des Abgrundes. Doch zum Glück für ihn ordnete Philipp jetzt seine Wiedereroberung einem andern Plane unter. Er wollte nämlich England erobern, und ließ sich dieses Geschäft vom Papst Sixtus V., da Elisabeth wegen ihres Abfalls von Rom in den Bann gethan war, förmlich übertragen. Philipp war von Elisabeth, schon dreißig Jahre vorher, durch einen verschmähten Heirathsantrag beleidigt, späterhin hatte sie dadurch, daß sie den Niederländern Hülfe geschickt, ihm in der That Anlaß zum Kriege gegeben. Sein religiöser Eifer gegen

die proteſtantiſche Königin, und das zum größten Theile proteſtantiſche Land, ſtellte ihm das Unternehmen, England zu erobern, zugleich als einen rühmlichen Kreuzzug vor; er erklärte, daß er die Bezwingung dieſer Ketzer als eine Gewiſſensſache betrachte. Die 1587 erfolgte Hinrichtung der Königin Maria Stuart ſetzte ihn vollends in großen Zorn, und beſtimmte ihn, den Angriff nun ohne Verzug auszuführen. War England erobert, ſo war dem Proteſtantismus in Europa ein Hauptſitz und einer ſeiner wichtigſten Stützpunkte entriſſen, die Niederländiſchen Provinzen mußten dann von ſelbſt fallen. Die Eroberung Portugal's hatte die Spaniſche Seemacht ungemein verſtärkt, und ſo wurde eine Flotte, an deren Ausrüſtung ſchon einige Jahre gearbeitet war, ſegelfertig gemacht, die aus 130 Kriegsſchiffen beſtand, 2600 Stück Geſchütz, und 20000 Mann auserleſener Truppen führte. Philipp ſelber nannte ſie die unüberwindliche; die Koſten ihrer Ausrüſtung berechnete man auf ſechzig Millionen Thaler. Der Herzog von Medina Sidonia ſollte ſie führen; der Herzog von Parma in den Häfen von Nieuport und Dünkirchen ein zahlreiches Heer einſchiffen, und ſich mit der Flotte vereinigen, um in England zu landen. Doch die berechnetſten Pläne zeigen ſich oft als die nichtigſten. Faſt von dem Tage an, da die unüberwindliche Flotte aus dem Hafen von Liſſabon auslief (29. Mai 1588), hatte ſie mit widriger Witterung zu kämpfen. Nach großer Noth erreichte ſie die Höhe von England, und ward nun von einer ſo auserleſenen Anzahl kleiner Geſchwindſegler empfangen, daß die großen Spaniſchen Schiffe, die ſich weit ſchwerfälliger bewegten, nichts ausrichten konnten. Außer dieſem Umſtande hatten die Engländer noch immer den Vortheil des Windes und der geſchickteren Matroſen, und in fünf Gefechten trugen ſie jedesmal den Sieg davon. Die Niederländer, welche die Gefahr als eine gemeinſame betrachteten, hatten auf Eliſabeth's Anſuchen zwanzig Schiffe zu den Engliſchen ſtoßen laſſen; durch andere ließen ſie den Herzog von Parma beobachten, um ihn am Auslaufen zu verhindern. Medina Sidonia befand ſich in einer ſo übeln Lage, daß er ſich nicht getraute, den Rückweg durch den Canal zu machen, ſondern um Schottland herum ſegelte, wobei ein furchtbarer Sturm die Flotte zerſtreute, und viele Schiffe verſenkte. Nur ein geringer Theil kam nach Hauſe, und in einem elenden Zuſtande. So viele Millionen waren ganz umſonſt verſchleudert, und der ſo fürchterlich drohende Feind war vor ganz Europa zu Schanden geworden. Dennoch zeigte Philipp dabei einen Gleich-

muth, von dem sich mehrere Züge in seiner Geschichte finden *). Er hörte die Unglückspost mit großer Besonnenheit an, und sagte: ich habe die Flotte gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt.

Es war ein gewaltiger Schlag, nicht nur für die Macht Philipp's, sondern für Spanien's Ansehen und Bedeutung überhaupt, die von da an zu sinken begannen. Die Niederländer athmeten wieder auf. Für den Spanischen Handel hatte die gereizte Rachsucht der Engländer die übelsten Folgen. Philipp konnte es nämlich nicht verhindern, daß die in den Americanischen Gewässern rastlos umherkreuzenden Englischen Seehelden ihm reiche Schiffe wegkaperten, und die Verbindung mit den Colonieen hinderten. Sechszehn Jahre dauerten diese Feindseligkeiten, denen die Spanier keine ähnliche entgegensetzen konnten, bis endlich unter Philipp's Nachfolger ein Friede im Jahre 1604 die Mißhelligkeiten ausglich.

Ein zweiter glücklicher Umstand für die Niederlande war Philipp's nicht minder erfolglose Einmischung in die Französischen Staatshändel, von welcher an einem anderen Orte noch die Rede seyn wird. Während der Herzog Alexander wider seinen Wunsch und Rath 1590 und 1591 Feldzüge nach Frankreich machen mußte, erhoben sich die Niederländer unter Moritzen's Führung, der ein ausnehmendes Feldherrntalent entwickelte, mit einem kleinen, aber versuchten Heere den Spanischen Eroberungen Einhalt that, und ihnen eine Reihe von wichtigen Städten wieder entriß. Moritz war nicht mehr Haupt des Staatsraths, aber Statthalter und Generalcapitain in Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Oberyssel. Als Inhaber der höchsten Gewalt wurde die Versammlung der Deputirten aus allen sieben Provinzen der Union, Generalstaaten genannt, betrachtet.

Der Herzog von Parma starb im Unmuthe, die großen Hoffnungen, zu welchen ihn sieben Jahre vorher seine Siege berechtigt hatten, nicht erfüllt zu sehen, am 2. December 1592. Was ihm nicht gelungen war, vermochten seine talentlosen Nachfolger vollends nicht. Zuletzt kam König Philipp auf den Gedanken, den großen Streit dadurch

*) Einmal z. B. als er mit seinem Secretär eine ganze Nacht gearbeitet hatte, um wichtige Depeschen nach Frankreich auf's schnellste auszufertigen, verdarb der Secretär in der Hast den wichtigsten Bogen, indem er statt der Streubüchse das Tintenfaß darüber stürzte. Der arme Mann zitterte vor Schrecken, aber Philipp begnügte sich, ihm beide Gefäße nach einander unter das Gesicht zu halten, und weiter nichts dabei zu sagen, als: „dies ist das Tintenfaß, und dies ist das Sandfaß."

beizulegen, daß er die Niederlande mit der Franche Comté seiner Tochter Clara Isabella Eugenia abtrat (6. Mai 1598). Sie sollte den damaligen Statthalter der Niederlande, den Oesterreichischen Erzherzog Albrecht, einen Bruder des Matthias, heirathen, und die Niederlande als ein Lehen von Spanien besitzen, an welches sie im Falle des kinderlosen Todes des Vermählten zurückfallen sollten. Philipp schmeichelte sich, die vereinigten Provinzen würden unter dieser Bedingung ihren Widerstand aufgeben. Allein sie trauten nicht, selbst als ihnen die Aussicht auf Glaubensfreiheit eröffnet ward.

Philipp war am Ende seiner Laufbahn. Nichts war nach seinen Wünschen ausgeschlagen, und nach zwei und vierzigjährigem Streben, sich auf den Gipfel der Macht zu erheben, sah er sich zuletzt von seinen auswärtigen Feinden verachtet und an politischen Kräften so erschöpft, daß er in Spanien durch Geistliche eine Beisteuer von Haus zu Haus für sich einsammeln lassen mußte. Die sichersten Einkünfte des Reichs waren verpfändet, Castilien ganz ausgesogen, und von seiner baar aufgenommenen Schuldensumme (140 Millionen Ducaten) mußten jährlich so ungeheure Zinsen in's Ausland geschickt werden, daß die Einkünfte aus den Mexicanischen und Peruanischen Bergwerken gleichsam nur einen Durchzug durch Spanien machten, um anderen Nationen zu Gute zu kommen. Dazu kam, daß Philipp's steter Argwohn den Handelsverkehr zwischen Spanien und seinen Colonien so beschränkte, daß die letzteren gezwungen wurden, ihre Bedürfnisse fremden Schleichhändlern abzukaufen, wodurch dann der größte Gewinn aus diesen Besitzungen den Fremden zufiel.

Philipp hatte übrigens zuerst den Sitz der gemeinschaftlichen Regierung Spanien's nach Madrid verlegt, da Ferdinand und Isabella sich gewöhnlich in Valladolid aufgehalten hatten. Er wohnte jedoch am liebsten in seiner prächtigen Schöpfung zu Escorial, in der Nähe der Hauptstadt, wo er, einem Gelübde zufolge, ein Hieronymitenkloster gestiftet hatte, das noch jetzt zu den berühmtesten Gebäuden in der Welt gehört. Der Grund dazu ist am 23. April 1563 gelegt worden. Die sämmtlichen Kosten des Baues betrugen, nach der geringsten Angabe, acht Millionen Ducaten.

Hier im Escorial ist er auch am 13. September 1598 im ein und siebzigsten Jahre seines Alters an einer furchtbaren Krankheit gestorben. Er hatte schon seit Jahren an heftigen Gichtanfällen gelitten; zuletzt aber brachen an mehreren Theilen seines Körpers böse Geschwüre

aus, in denen sich Schwärme von Läusen erzeugten, die durch keine Kunst noch Sorgfalt der Aerzte zu vertilgen waren. Auch in dieser schrecklichen Lage, wo er noch über funfzig Tage lebte, verließ den König seine heroische Standhaftigkeit nicht, indem er die furchtbaren Schmerzen mit unerschütterlicher Ergebung trug. Philipp war klein von Person, sonst aber wohlgebildet. Sein gleichnamiger Nachfolger stammte aus seiner vierten Ehe mit Anna von Oesterreich.

---

9. Philipp III.
(1598—1621.)

Philipp III. war zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er war ein guter, frommer Fürst, aber auch einer der schwächsten und willenlosesten. Von seines Vaters Geschäftsthätigkeit war nichts auf ihn übergegangen. Nicht um sich ungestört den Vergnügungen zu überlassen, zu denen er eben so wenig Hang hatte, sondern im Gefühl seiner Schwäche überließ er die ganze Regierung einem Günstling, dem Marquis von Denia, den er zum Herzog von Lerma erhob. Von diesem war er so abhängig, daß ihn Furcht und Zittern befiel, wenn er ihm einmal zu widersprechen wagte. Lerma leitete Alles nach persönlichen Interessen. Sein Geschlecht erhob er so, daß die wichtigsten Aemter des Reiches an dasselbe wie ein Familienbesitz vertheilt schienen. Um den König zu fesseln und unter beständiger Obhut zu halten, bediente er sich des Rodrigo Calderon, der der Sohn eines armen Soldaten war, und es vom herzoglich Lermaischen Pagen zum Grafen von Oliva und Marquis von Siete Iglesias brachte, und ein jährliches Einkommen von hunderttausend Kronen bezog, während in allen Kassen des Reichs der äußerste Mangel war. Lerma fand den Zustand der Finanzen so schlecht, wie er früher geschildert ist. Er mußte nothwendig immer schlimmer werden, und doch verschleuderte der Minister weit mehr, als unter der frühern Regierung geschehen war. Man erhöhte den Werth der Kupfermünze, was natürlich keinen andern Erfolg haben konnte, als daß alles Silber aus dem Lande ging. Und als nun im Jahre 1609 die hohe Geistlichkeit, der die Unterhaltung der Missionarien für die Moriscos längst beschwerlich gewesen war, dem schwachen Könige gar den Befehl ablockte, sämmtliche Moriscos nun ohne alle Ausnahme aus dem Lande zu jagen, so sehr auch die

Edelleute der Provinzen, die es betraf, das höchst Verderbliche dieser Maßregel in's Licht setzten: da verlor Spanien an 800,000 seiner fleißigsten Bewohner, Ackerbauer und Gewerbtreibende, und der hohe Rath von Castilien erklärte acht Jahre nachher dem Könige selbst mit Wehmuth: so sey Spanien nie entvölkert gewesen, wie jetzt; wenn Gott nicht helfe, sey das Reich verloren; überall sehe man Ruinen von Häusern, und Niemand baue sie; Städte und Dörfer lägen verödet, und der Ackerbau und alle Gewerbe seyen im tiefsten Verfall. In der That nahmen Bevölkerung und Wohlstand so schnell ab, daß unter andern im Bisthum Salamanca von 1600 bis 1619 die Zahl der Bauern auf die Hälfte, und die ihres Rindviehs auf ein Drittheil herabkam. Handel und Gewerbthätigkeit befanden sich fast gänzlich in den Händen der Fremden, welche fünf Sechstheile des innern und neun Zehntheile des Indischen Verkehrs an sich gebracht hatten *). Die Regsamkeit des Catalonischen Seehandels war dahin. Dagegen war Spanien überfüllt mit Geistlichen; man zählte 988 wohlbesetzte Nonnenklöster, unter den Mönchen waren allein 32,000 Dominicaner und Franciscaner, und die Cortes klagten, daß, wenn dies so fortgehe, die Geistlichkeit durch Schenkungen und Kauf noch das ganze Königreich an sich bringen werde. Auch als der Herzog von Lerma 1618 von seinem eigenen Sohne, dem Herzoge von Uzeda, verdrängt ward, und dieser an seiner Statt zum obersten Minister erhoben, wurde es in Spanien nicht besser. Im scharfen Gegensatz mit diesem Verfall stand am Hofe und bei den Granden eine seltsame Mischung von Ceremoniel und Luxus, die auch auf andere Länder übergegangen ist, nirgends aber so schroff dasteht, als in Spanien.

Doch indem wir den beginnenden Verfall der Spanischen Macht am Ende dieser Periode betrachten, dürfen wir nicht vergessen, daß eben diese Zeit in manchem Betracht eine schöne Blüthe der Nation in sich schließt. Die Vereinigung der christlichen Reiche und die endliche Unterwerfung des letzten Maurischen auf der Halbinsel, der Ruhm der Spanischen Waffen durch ganz Europa und der noch weit höhere Glanz der außerordentlichen Heldenthaten des Volks in einer neuen Welt, in denen selbst die kühnen Erfindungen der Rittergedichte überflügelt schienen; alles dieses, in welchem das rege Ehrgefühl der stolzen Nation sich berauschte, begeisterte sie zu einem Schwunge, der auch

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 406.

dem Felde der Litteratur die schönsten Früchte trug. Denn obschon die Inquisition ihr Ziel, die große religiöse Aufregung des übrigen Europa in jenen Tagen von Spanien fern zu halten, erreichte, so wirkte sie dadurch nicht hemmend und schädlich auf die Spanische Poesie ein, weil diese mehr als bei irgend einer andern Nation von den Elementen des Katholicismus durchdrungen ist. Ja es schmolzen diese verschiedenen Bestandtheile des nationalen Lebens so zusammen, daß die berühmtesten Spanischen Dichter durch ihre Thaten eben so sehr an der politischen Wirksamkeit ihres Volkes Theil nahmen, als sie den Ruhm derselben durch ihre Werke verewigten. Garcilasso de la Vega verlor sein Leben in dem Sturm vor einer Festung (1536), und fand seinen Ruhm in der poetischen Darstellung eines romantischen Schäferlebens; Alonzo de Ercilla (gest. nach 1590) focht gegen die Araucaner in Südamerica, und besang diesen Krieg in seiner Araucana; Miguel de Cervantes Saavedra (gest. 1616), — der berühmte Verfasser des Don Quixote, dieses größten, unerreichten Romans, — in dessen Werken die Spanische Prosa ihre höchste Vollendung erreichte, verlor seinen Arm in der Schlacht von Lepanto; Lope de Vega (gest. 1635), ein Dichter von unerschöpflicher Fülle, diente auf Philipp's unüberwindlicher Flotte. Dieser Letzte ist als der eigentliche Begründer des Spanischen Drama zu betrachten, und soll an zweitausend Stücke geschrieben haben. Ihre Vollendung und schönste Blüthe erreichte indeß die Spanische Bühne erst durch Lope's Nachfolger in der nächsten Periode.

---

10. Vorläufige Anerkennung der Niederländischen Unabhängigkeit.

Da die Provinzen der Utrechter Union die Anträge des Erzherzogs Albrecht verworfen hatten, so setzte dieser, welcher mit seiner Gemahlin die Regierung der südlichen, nicht abgefallenen Provinzen wirklich angetreten hatte, den Krieg wider jene fort. Lerma glaubte eine vorzügliche Quelle ihrer Macht zu verstopfen, indem er ihnen den bisher trotz des Krieges erlaubt gewesenen Handel mit Spanien verbot. Dagegen rüsteten die Niederländer eine große Flotte aus, und verboten allen neutralen Völkern auch den Handel nach Spanien, wenn sie nicht als Feinde behandelt seyn wollten. Schon unter Philipp's II. Regie-

rung war den abgefallenen Landschaften verboten worden, aus dem ihm damals unterworfenen Lissabon Ostindische Waaren zu holen. Nun waren aber die Niederländer fast die einzigen Zwischenhändler, welche diese Waaren, die von den Portugiesen nur bis nach Lissabon gebracht wurden, in das übrige Europa weiter verführten, ein Verkehr, welcher höchst gewinnreich war, und ihnen durch seine Ausbreitung eine große Anzahl trefflicher Seeleute verschaffte. Dennoch hatte sich die Spanische Regierung verrechnet, wenn sie durch jene Verbote den Nerv der Niederländischen Macht zu lähmen glaubte. Denn da die Niederländer einsahen, daß sie den Indischen Handel nicht entbehren konnten, suchten sie nun selbst den Weg nach Ostindien, und mit so gutem Erfolge, daß sie bald Niederlassungen daselbst anlegten und den Portugiesen einzelne Besitzungen entrissen. Die verschiedenen Handlungsgesellschaften, die zum Betriebe dieser Unternehmungen an mehreren Orten entstanden waren, wurden 1602 zu einer allgemeinen Ostindischen Compagnie vereinigt, welche die ausschließliche Erlaubniß zum Handel jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung erhielt.

Indeß ruhte auch der Landkrieg nicht. Am merkwürdigsten ist hier die berühmte Belagerung von Ostende, welches den Vereinigten Provinzen, die es noch inne hatten, als ein offenes Thor nach Flandern diente, und dessen Besitz eben darum den Spaniern äußerst wichtig war. Sie betrieben daher den Angriff mit eben so vielem Eifer, als die Eingeschlossenen sich hartnäckig vertheidigten. Erzherzog Albrecht begann die Belagerung im Juli 1601, und erst im September 1604 ward Ostende durch den Genueser Ambrosio Spinola, einen ausgezeichneten Feldherrn, eingenommen. Als der Erzherzog seinen Einzug hielt, fand er nichts als einen leeren Platz voll unförmlicher Hügel und Gräben. Die Einwohner selbst begaben sich nach Sluis, und es währte lange, ehe sich Leute fanden, die den mit faulenden Leichnamen und Todtengebeinen angefüllten Ort bewohnen wollten.

Am entscheidendsten wirkte indeß das Glück der Holländer zur See, indem es den Geldmangel der Spanier immer drückender machte. Die Americanischen Flotten waren stets in Gefahr, aufgefangen zu werden, und der Portugiesische Handel ward immer mehr zerstört. Aus diesen Gründen, und weil eine Vereinigung der Provinzen mit Frankreich noch bedenklicher schien, als ihre Selbständigkeit, wünschten der Spanische Hof und der Erzherzog die Beendigung des Kampfes, und Spinola war nicht minder dafür. Doch stellten sich dem Abschlusse

eines Definitiv-Friedens noch große Schwierigkeiten entgegen, daher wurde an einem Waffenstillstande gearbeitet. Dagegen erklärte sich zwar Moritz, aber die friedliebende Partei, an deren Spitze Oldenbarneveld stand, behielt die Oberhand, um so mehr, da auch auswärtige Vermittler, besonders Frankreich und England, dringend dazu riethen. So wurde denn zwischen Spanien, dem Erzherzoge und seiner Gemahlin auf der einen Seite, und den Vereinigten Niederlanden, die als freie Provinzen anerkannt wurden, auf der andern am 9. April 1609 ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre unterzeichnet, welchem zufolge jeder Theil im Besitz dessen blieb, was er im Augenblicke des Abschlusses inne hatte. Holland (nach diesem einzelnen Staate wurde häufig die ganze Republik benannt) behauptete die mitten im Kriege erworbenen Handelsverbindungen in Ostindien; es sah sich in die Reihe selbständiger Staaten versetzt, und so, daß seine Freundschaft von den anderen Mächten Europa's gesucht ward.

---

11. Italien; die Päpste; Sixtus V.

Der Ausgang, der durch den Frieden von Chateau Cambresis für eine geraume Zeit geschlossenen Kämpfe zwischen Spanien und Frankreich hatte das Principat der erstern Macht in Italien fest begründet. Die ihrem Scepter unterworfenen Landschaften, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien, wurden in dauerndem Gehorsam gehalten, und die übrigen Staaten der Halbinsel wagten nicht, einer dem Spanischen Interesse entgegengesetzten Politik zu folgen. Italien wurde von keinen Kriegsstürmen mehr erschüttert, es genoß des Friedens und der Ruhe, aber einer Ruhe, in welcher seine Bewohner erschlafften und von der Blüthe, der Höhe des Wohlstandes, dem schon die vielen Kriege seit dem Einfalle Karl's VIII. tiefe Wunden geschlagen hatten, immer tiefer herabsanken.

Venedig, dessen Handelsblüthe durch die neuen Wege nach Indien schon geknickt war, sah sich von den Türken auch im Mittelmeere immer lästiger beschränkt, und verlor Besitzungen an sie. In einem 1540 geschlossenen Frieden mußte es ihnen einige Plätze in Morea und mehrere Inseln abtreten. Dreißig Jahre nachher griffen die Türken Cypern, eine 1489 gemachte Erwerbung der Republik, mit großer Macht an. Damals kam ein Bündniß zwischen ihr, Spanien und

dem Papste gegen den allgemeinen Feind der Christenheit zu Stande, und der große Sieg von Lepanto (oben S. 8.) wurde erfochten. Die Fruchtlosigkeit desselben erfuhren besonders die Venetianer, denn sie sahen sich genöthigt, am 15. März 1573 einen verlustvollen Frieden einzugehen, in welchem sie Cypern abtraten. Der Friedensstand, der jetzt folgte, dauerte sehr lang; die Venetianer verweichlichten und verloren die Tugenden, welche zum Kriege und zur Behauptung einer Achtung gebietenden Stellung unerlaßlich sind.

Nächst Venedig und Mailand war die bedeutendste Macht in Oberitalien die der Herzoge von Savoyen, da ihnen auch Piemont gehörte. Die Kriege Karls V. und Franz I. waren ein harter Sturm für diese Länder. Herzog Karl III. (1504—1553) sah sich gänzlich in der kämpfenden Feinde Gewalt. Derselbe gerieth in Streit mit Genf und Bern, in welchem er an die erstere Republik die Hoheitsrechte, die sein Haus dort geübt, verlor, und an die letztere das Waadtland. Sein Sohn und Nachfolger Emanuel Philibert (1553—1580) wurde durch den Frieden von Chateau Cambresis in den von den Spaniern eingenommenen Theil seiner Länder wieder eingesetzt, und erhielt das Versprechen der gleichen Restitution von Seiten Frankreich's, die auch nachher erfolgte.

Cosmo von Medici, den wir im vorigen Bande (S. 334) als Herrn von Florenz und Siena kennen gelernt haben, wurde 1569 durch Pius V. zum Großherzog der nun unter dem Namen von Toscana vereinigten Gebiete erhoben. Doch wurde dieser Titel von den übrigen Staaten erst nach seinem Tode (1574), unter der Regierung seines Sohnes Franz anerkannt, als der kaiserliche Hof ihn 1576 bestätigte. Getreu dem alten Gewerbe ihrer Vorältern, fuhren die Großherzoge noch lange fort, Handel aller Art zu treiben, ja sie wurden sogar Theilnehmer an dem einträglichen Schleichhandel der Engländer und Holländer nach America und bei den Kapereien dieser Nationen gegen die Spanier, und nur dadurch wurde es ihnen möglich, bei den kostspieligsten Unternehmungen zu Pracht und Nutzen und bei der glänzenden Unterstützung der Künste jeder Art, wodurch ihre Regierungen sich auszeichnen, die an baarem Gelde reichsten Regenten in Europa zu bleiben.

Auf den päpstlichen Stuhl wurde nach dem Tode Pius IV. (9. December 1565) der Cardinal Ghislieri, der sich Pius V. nannte, erhoben. Als Dominicanermönch und als Inquisitor hatte er eine

große Strenge des Lebens und der Gesinnung, und einen ungemeinen Eifer gegen den Protestantismus gezeigt. Dem Systeme, welches er aus inniger Ueberzeugung *) für nothwendig und allein heilbringend hielt, folgte er jetzt noch entschiedener, und strebte, es mit unermüdlicher Thätigkeit, aber auch mit der Hartnäckigkeit, Heftigkeit und unerbittlichen Strenge, die in seinem Charakter lagen, durchzuführen. Wie er überhaupt ein peinliches Urtheil nie milderte, so verfolgte er besonders die Protestanten mit Ingrimm und bitterm Haß. Von der Inquisition verlangte er, daß sie auch längst begangenen Verbrechen nachforsche. Eine schon früher vorhandene päpstliche Bulle, genannt In coena Domini, welche nicht allein alle Ketzer, sondern auch alle Beschützer derselben verflucht, befahl er an jedem grünen Donnerstage in allen katholischen Ländern feierlich abzukündigen, wogegen sich sogar Philipp II. setzte, weil auch diejenigen Fürsten darin mit dem Banne bedroht werden, die ihre Geistlichkeit besteuern. So vielen Anstoß der Papst aber auch gab, so war doch die Wirkung einer solchen Verfahrungsweise auf die katholische Kirche und ihre Entwicklung ungemein groß. In ganz Italien wurde die Kirchenzucht geschärft.

Pius V. starb am 1. Mai 1572. Sein Nachfolger, Gregor XIII., war von einer viel milderen persönlichen Gesinnung, aber das System seiner Regierung blieb ein strenges. Um dem Protestantismus entgegenzuwirken, begünstigte er die Jesuiten und stiftete Lehranstalten zur Bildung künftiger Religionslehrer. Bei der Nachwelt ist sein Name vorzüglich im Andenken geblieben durch die Verbesserung, welche er mit dem Kalender vornehmen ließ **). Die Einführung derselben ord-

*) „Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Processionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißem Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch niemals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt." Ranke, die römischen Päpste Bd. I. S. 354.

**) Bei der Feststellung des Julianischen Kalenders war das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen (Th. III. S. 167) und auf der Nicäischen Synode verordnet worden, daß das Osterfest auf den Sonntag fallen solle, der auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsäquinoctium folgt (daselbst S. 372). Damals (im J. 325) war dies Aequinoctium auf den 21. März gefallen; nach Jahrhunderten bemerkten die Astronomen aber, daß es sich von dem 21. März entfernt, und dem Anfange des Jahres genähert habe. Den Grund dieser Erscheinung fanden sie darin, daß das tropische Sonnenjahr, oder die Zeit, in welcher sich die Erde um die Sonne bewegt, weniger beträgt als 365¼ Tage (nämlich nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Secunden). Also hätte

nete er durch eine Bulle vom 24. Februar 1582 an, und die ganze katholische Christenheit leistete Folge, aber die Protestanten verwarfen diese neue Einrichtung, theils weil sie sich dadurch einem päpstlichen Befehle zu fügen geschienen hätten, theils weil man auch den neuen Kalender nicht für fehlerfrei hielt.

Zu den Zeiten Gregor's trat eine schlimme Plage Italien's hervor, das Unwesen der Räuber und Banditen nämlich, in welche sich bei dem dauernden Friedensstande die alten Söldnerschaaren verwandelten. Im Kirchenstaate vermehrten sich diese Frevel dadurch, daß Gregor, um seine Einnahme zu vergrößern, viele Lehnsgüter einzog, wodurch mancher vertriebene Edelmann bewogen ward, sich an die Spitze bewaffneter Schaaren zu stellen, die raubend und mordend im Lande umherzogen. Die alten Parteien standen wieder auf, und bekämpften einander; die frechsten Gewaltthätigkeiten wurden ungestraft verübt.

Gregor starb am 10. April 1585 in einem Alter von drei und achtzig Jahren. Sein Nachfolger Sixtus V. hat einen so berühmten

---

man 11 Minuten und 12 Secunden zu viel angenommen. Diese Unrichtigkeit machte im Jahre 1582 schon einen Irrthum von 10 Tagen aus; und daher kam es denn auch, daß, nach den Beobachtungen der Astronomen, damals die Nachtgleiche auf den 11. März fiel. So konnte es nun unmöglich bleiben, weil sonst die Jahreszeiten allmählig in andere Monate gerückt seyn würden. Unter mehreren Vorschlägen, welche Gregor X. zur Verbesserung des Kalenders gemacht wurden, genehmigte er den des Calabresen Aloysius Cilius, und nachdem noch andere einsichtsvolle Astronomen zu Rathe gezogen worden, wurde festgesetzt: 1) daß man die zehn Tage, um welche man sich verspätet habe, überspringen, und gleich nach dem 4. October 1582 den 15. schreiben solle, um wieder in das rechte Geleise zu kommen; und 2) daß man, um in dem Geleise zu bleiben, alle 400 Jahre drei Tage aus dem Kalender weglassen solle. Nur so könne das Frühlingsäquinoctium auf den 21. März fixirt werden. Gregor verordnete also, daß das Schlußjahr jedes Jahrhunderts nicht, wie bis dahin, ein Schaltjahr, sondern ein Gemeinjahr, und nur das vierte Mal ein Schaltjahr seyn sollte. Das Jahr 1600 blieb ein Schaltjahr, aber 1700 und 1800 sind Gemeinjahre gewesen. Eben so wird 1900 ein Gemeinjahr, aber 2000 wieder ein Schaltjahr seyn. Bei dieser Einrichtung häuft sich der Unterschied von der Wahrheit erst nach 3600 Jahren zu einem Tage an. — Die Protestanten in Deutschland nahmen die verbesserte Zeitrechnung erst 1700 an, und in dem Kalender dieses Jahres folgte auf den 18. Februar gleich der 1. März. Jetzt würde man schon zwölf Tage überspringen müssen. Den Russen und Griechen, die noch immer nach dem alten Kalender schreiben, steht dieser Sprung noch bevor; England und Schweden haben sich erst um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts dazu bequemt. Auch hatten die Deutschen Protestanten damals die vom Papste vorgeschriebene Berechnung des Osterfestes nicht angenommen; vielmehr bestimmten sie es noch lange nach einer besondern Methode, und entschlossen sich erst 1775 dem Gregorianischen Kalender beizutreten.

Namen erworben, daß wir sein Leben ausführlicher erzählen wollen. Er war geboren am 13. December 1521 zu Grotte a Mare, einem zu dem Flecken Montalto gehörigen Orte in der Mark Ancona. Sein Vater, Namens Peretti, gehörte einem Slavischen Geschlechte an, welches, vor den Türken flüchtend, in das päpstliche Gebiet gekommen und gänzlich verarmt war, so daß Sixtus späterhin selbst scherzend zu sagen pflegte, er stamme in sofern aus einem durchlauchtigen (illustri) Hause, als sein väterliches Dach zerlöchert war, und mithin ringsumher durchleuchtet wurde (illustraretur). Da seine Eltern ihn nicht lange ernähren konnten, so gaben sie ihn im neunten Jahre seines Alters zu einem Pachter in Dienst, dessen Schweine er hüten mußte. Einst zeigte er einem vorbeireisenden Franciscaner, der nach Ascoli gehen wollte und sich verirrt hatte, den rechten Weg, und entdeckte ihm bei dieser Gelegenheit seinen Wunsch, daß ihn ein Mönch in Dienst nehmen und Gelegenheit zum Lernen geben möchte. Der Franciscaner nahm ihn hierauf mit in das Kloster Ascoli, wo er in seinem dreizehnten Jahre (nach einer andern Erzählung sogar schon im elften) völlig als Mönch eingekleidet wurde, und, als ahnete er gleichsam das Ziel, das auf diesem Wege seiner wartete, seinen Taufnamen Felix (glücklich) nicht ändern wollte, trotz der hergebrachten Sitte. Hier legte er sich auf alte Sprachen, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zeichnete sich überall, wohin er kam, durch den eifrigsten Fleiß und durch eine fast eigensinnige Pünctlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten aus. Er mußte aber oft mit den Klöstern und Städten wechseln, denn eben dieser Eigensinn und ein Streben, Andere tadeln und beherrschen zu wollen, machten ihn überall verhaßt. Besonders ärgerte er die Mönche mit seiner Streitsucht, indem er jeden herausforderte, und vermöge seiner großen Geistesgewandtheit und Fertigkeit im Disputiren gewöhnlich den Sieg davon trug. Diese Anmaßung, verbunden mit seiner wirklichen Ueberlegenheit, drückte die trägeren und ungeschickteren Mönche höchst empfindlich. Bald verklagten sie ihn bei den Oberen, bald rächten sie sich selbst an ihm, indem sie z. B. das Grunzen der Schweine nachahmten, um ihn an seine vorige Beschäftigung zu erinnern.

In seinem drei und zwanzigsten Jahre (1544) ward er Vorleser des geistlichen Rechts zu Rimini, 1546 zu Siena, und 1548 erhielt er im Kloster zu Fermo die Doctorwürde. Die große Geschicklichkeit, mit der er theologische Sätze wider die Gegner verfocht, und verschie-

dene schriftstellerische Versuche machten ihn von nun an immer bekannter, so daß er bald hierhin, bald dorthin als Lehrer gesandt ward. Auch nach Rom kam er, und erwarb sich dort durch seine Predigten die Freundschaft des Ignatius von Loyola. In Venedig, in Perugia, in Neapel — überall hielt man ihn für einen gescheuten und gelehrten Mann, aber auch für einen unerträglichen Streiter, und fast immer war der Haß seiner Vorgesetzten die Ursache, warum er jeden Ort so bald wieder verließ. Seine bekannte Gemüthsart verschaffte ihm 1557 den Posten eines Ketzerrichters im Venetianischen Gebiete. Hier kam er mit dem Senat bald so hart zusammen, daß der Zänkereien gar kein Ende war, und er sich nach zwei Jahren schon wieder entfernen mußte. Er kam in Rom an, als Papst Paul IV. eben gestorben war, und der Pöbel, erbittert auf die Inquisition, alle Gefängnisse derselben öffnete, die herrliche Bildsäule des Papstes zerschlug und beschimpfte, und sich gewiß auch an seinem Leichnam vergriffen hätte, wenn die Wache nicht so stark gewesen wäre. „Wäre ich jetzt in Venedig, sagte der Pater Felix zu seinen Freunden, so könnte mir dort leicht bei meinem Leben begegnen, was hier dem todten Papste widerfährt."

Dennoch sandte der neue Papst, Pius IV., 1560 ihn noch einmal dorthin, und er ließ in nichts von seinem Eifer nach. Bald forderte er Einen zur Verantwortung vor sich, bald sprach er gegen einen Andern den Bann aus, und als ihn der Senat bedeutete, daß jeder, dem der Inquisitor den Proceß mache, doch nach den Landesgesetzen von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden müsse, ließ er eine heftige Schrift gegen den Senat an die Marcuskirche heften. Aber darauf folgte schnell ein Befehl, ihn für diese Verwegenheit ins Gefängniß zu setzen. Er entkam eben noch zu rechter Zeit, und floh nach Rom. Hier entschädigte ihn der Papst bald durch andere Aemter und einzelne ehrenvolle Aufträge. Im Jahre 1565 begleitete er als Gesandtschaftstheologe den Cardinal Buoncompagno (den nachmaligen Papst Gregor XIII.), der als Legat nach Spanien ging. Hier erwarb er sich bald ein großes Ansehn, und König Philipp II., vor dem er predigte, wollte ihn zu seinem Hofprediger machen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab, und kehrte mit großen Geschenken nach Rom zurück.

Noch in demselben Jahre war Pius IV. gestorben, und sein Nachfolger Pius V. war ein alter Freund Peretti's, welcher die Wirkungen der neuen Macht seines Freundes schon unterwegs empfand; er ward nämlich zum Generalvicarius oder Oberhaupt des Franciscа-

nerordens ernannt, erhielt bald darauf ein Bisthum, und endlich 1570 die höchste Gunst, die der Papst ihm erweisen konnte, die Cardinalswürde, welcher ein Jahrgeld von zwölfhundert Scudi hinzugefügt war. Er ließ jetzt seinen Tauf- und Vaternamen fahren, und nannte sich von seinem Geburtsorte den Cardinal Montalto. Nachher ertheilte ihm Pius V. noch das Erzbisthum Fermo im Kirchenstaat.

War er vom Stande des Schweinehirtenjungen so hoch gestiegen, wie hätte er nicht vom Cardinal zum Papst hinaufzurücken hoffen dürfen? In der That war dies jetzt sein einziger Gedanke und das Ziel aller seiner Bestrebungen. Hatte er bisher in seinen Aemtern die größte Gewissenhaftigkeit, Strenge und Thätigkeit bewiesen, so fing er jetzt an, mit Bekämpfung seiner innersten Neigung den Gleichgültigen, Kalten, Nachsichtigen und Schwachen zu spielen. Auch unter Gregor XIII. nahm er den Schein der Bescheidenheit und der Genügsamkeit an. Er fragte Andere viel um Rath, drängte sich nicht zu Geschäften, und entzog sich sogar manchen, zu denen er berufen ward. Er sagte oft, er habe zu seinen drei Gelübden von jeher noch das der Dankbarkeit hinzugefügt, und dadurch machte er Allen die Hoffnung, als werde er es Denen, die ihn einmal unterstützen würden, vorzüglich vergelten. Er stellte sich auch von aller Vorliebe für seine Verwandten weit entfernt, wodurch die Päpste sich gewöhnlich so verhaßt machen; ja als sein Neffe Franz Peretti um seiner schönen Frau willen (wie man allgemein glaubte, auf Anstiften eines Herzogs von Orsini) auf der Straße ermordet ward, und alle Cardinäle ihm dieserhalb ihr Beileid bezeigten, schien er sehr gefaßt darüber zu seyn, und veränderte sein ruhiges Betragen selbst gegen den Mörder nicht. Bei dem Volke suchte er so sehr das Ansehn eines wohlthätigen Menschenfreundes zu erlangen, daß er sogar einiges Silbergeschirr aus seiner Hauscapelle versetzen ließ, um nur recht viel Geld zu Almosen übrig zu haben. Gegen seine Collegen war er äußerst verbindlich und dienstfertig, er ehrte und lobte sie oft, und ließ von seiner angestammten Begierde zu herrschen nichts mehr sehen. Auch soll er sich weit älter gestellt haben, als er wirklich war, mit der Miene eines kranken, hinfälligen Greises hustend einhergegangen seyn, und viel von seinem nahen Tode gesprochen haben. Er bewohnte ein stilles Landhaus vor der Stadt, und beschäftigte sich mit gelehrten Arbeiten.

Nach dem Tode Gregor's XIII. waren im Conclave die Parteien sehr getheilt, und dies war Montalto's Glück. Als man sich über die

vornehmeren Cardinäle nicht vereinigen konnte, traten einige vielbedeutende Männer zum Besten dieses ärmern und schwächern Bruders zusammen, und ohne die Stimmen schriftlich zu sammeln, rief man ihn in der Capelle, auf dem sogenannten Wege der Adoration, laut zum Papste aus. Als die Wahl geschehen war, sah man den gebückten keichenden Greis seine Krücke rasch wegwerfen, und mit der Munterkeit eines kraftvollen Mannes dastehn. Das Volk erstaunte über seinen majestätischen Gang, als der feierliche Zug ihn in die Peterskirche führte, und ein Cardinal konnte sich nicht enthalten, in seiner Gegenwart über sein verändertes Ansehn eine Bemerkung zu machen. „Monsignor, sagte Sixtus darauf (denn diesen Namen wollte er führen), als wir noch Cardinal waren, gingen wir mit gebeugtem Nacken, weil wir die Schlüssel des Himmels auf der Erde suchten; jetzt, da wir sie gefunden haben, sehen wir gen Himmel auf, weil wir auf der Erde nichts weiter nöthig haben." Bei dem Gastmahle, das er den vornehmsten Cardinälen bald nach seiner Thronbesteigung gab, und bei welchem sich Viele an ihn drängten, in der Hoffnung, zu seinen Vertrauten erwählt zu werden, legte er ihnen den Spruch: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine bauen," mit solchem Nachdruck aus, daß keiner mehr daran dachte, sein Mitregent seyn zu wollen*). Er litt es nicht einmal, daß sie etwas zu seiner Bequemlichkeit in seinem Palaste anordneten, und gab sogleich selbst Befehle, die von großer Klugheit zeugten. Seine Neigung zum Herrschen trat nun so entschieden und lebhaft hervor, daß ganz Rom davon erschrocken war. Und wahrlich, er war zum Herrscher geboren. Er hatte, sagt ein Zeitgenosse von ihm, eine bewundernswürdige Kraft in seinen Ausdrücken, und wenn er gar im Zorne sprach, und dazu seine schrecklichen Blicke funkeln ließ, so schien es, als wenn er donnerte. Selbst seine Milde war mit einem furchtbaren Ernste vermischt. Als jener Orsini ihm seinen Glückwunsch abzustatten kam, berührte Sixtus jenen Mord seines Neffen

*) Alle diese Züge beruhen auf der Annahme, daß Sixtus durch listige Verstellung Papst geworden sey, indem die Cardinäle ihn in der Erwartung, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe und sich bei seiner großen Schwächlichkeit mit leichter Mühe leiten lassen werde, gewählt haben sollen. Aber diese ganze Erzählung ist höchst zweifelhaft. S. Ranke a. a. O. Bd. I. S. 443. u. Bd. III. S. 317 fg. Ueberhaupt schreiben sich in dem Leben dieses Papstes viele Anekdoten aus einer sehr trüben Quelle, seiner Biographie von Leti, her, die aber nicht füglich alle weggelassen werden können, weil sie so bekannt sind, daß oft darauf angespielt wird.

ganz leise, und fügte dann hinzu: „So wie wir euch Alles verzeihen, was ihr dem Hause Peretti Böses zugefügt habt, so werden wir euch das doch nie vergeben, was ihr gegen den Sixtus begehen solltet. Geht sogleich, und entlaßt aus eurem Gebiete alle Banditen, denen ihr bisher Aufnahme und Schutz zugestanden habt. Geht und gehorcht!" Der stolze und mächtige Herzog gehorchte nicht bloß, sondern verließ sogar aus Furcht den Kirchenstaat.

Es war gewöhnlich, daß am Krönungstage eines Papstes Geld unter das Volk ausgeworfen wurde. Sixtus befahl, um die Mißbräuche dieser Wohlthat zu verhüten, daß das bestimmte Geld den Armen und Kranken in die Häuser und Spitäler gebracht werden sollte. Auch das am Krönungstage gewöhnliche prächtige Gastmahl stellte er ein, weil ihm diese Verschwendung bei dem damaligen Mangel an Lebensmitteln übel angebracht schien. Noch ernstlicher eiferte er gegen die Sitte, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen sitzenden Verbrecher loszulassen. Dadurch wurden Viele sehr übel getäuscht. Liederliche Menschen nämlich, die den Nachsuchungen der Obrigkeit bis dahin noch entgangen waren, pflegten sich nun von selbst einzustellen, um der allgemeinen Verzeihung mit theilhaftig zu werden, und nachher aller Verantwortung erledigt zu seyn. „Wie? rief Sixtus, als man ihn deshalb fragte: ist es euch noch nicht genug, daß die Richter dreizehn Jahre hindurch (während Gregor's XIII. Regierung) geruht haben? Nicht Gnade, Gerechtigkeit ist Noth, und damit Jedermann sehe, daß uns Gott deswegen auf St. Peter's Stuhl erhoben habe, daß wir die Guten belohnen und die Lasterhaften bestrafen sollen, so wollen wir schlechterdings, daß gleich an unserm Krönungstage vier der Strafbarsten hingerichtet werden sollen." Zugleich ward dem Statthalter und seinen Unterbedienten angedeutet, daß sie für jeden Gefangenen, der sich retten würde, eine ansehnliche Strafe erlegen müßten. Den Cardinälen, die für die Verurtheilten bitten wollten, sagte Sixtus, er sey nicht nur fest entschlossen, die Verbrecher strenge zu bestrafen, sondern auch die genaueste Untersuchung anzustellen, von wem sie bisher beschützt worden wären, und wer sie noch beschützen wolle, um es an diesen ebenfalls mit Schärfe zu ahnden. In der That that Strenge Noth. Außer den unter der vorigen Regierung so sehr überhand genommenen Banditenfreveln sah man eine außerordentliche Sittenlosigkeit in Rom, Betrügereien und Ausschweifungen aller Art; Obrigkeiten trieben einen Handel mit Bedienungen, Mütter und Ehemänner mit ihren Töchtern

und Weibern, und die große Armuth des Volks begünstigte die Lasterhaftigkeit nur noch mehr.

Gregor XIII. hatte, um dem Banditenunfug zu steuern, zahlreiche Kriegsvölker zu Fuß und zu Pferde durch die Staaten zerstreut, ja noch achthundert fremde Soldaten aus Corsica kommen lassen. Allein sie hatten sämmtlich nicht die mindesten Dienste geleistet. Kaum war Sixtus Papst geworden, als er alle diese unnützen Waffenknechte abschaffte, ja sogar die Zahl der Häscher um die Hälfte herunterſetzte. Er wollte zeigen, daß er sich selbst genug sey. Nicht viel Gesetze geben, aber die gegebenen auf das strengste vollziehen war sein weiser Grundsatz. Ein junger Mensch war eingezogen worden, weil er ein Frauenzimmer gewaltsam entführt hatte. Der Oheim des Schuldigen glaubte, weil er dem Papste ehemals Gefälligkeiten erzeigt habe, seine Lossprechung leicht erhalten zu können; allein Sixtus antwortete ihm: „Ich erinnere mich deiner Freundschaft mit Vergnügen, doch dieses geht deinen Neffen nichts an. Willst du sein Fürsprecher seyn, so sey es bei Gott für seine Seele.“ Wirklich wurde der junge Mensch in Kurzem vor dem Hause aufgehängt, aus welchem er das Mädchen entführt hatte, und als Sixtus erfuhr, daß die Richter der That bei der Untersuchung eine unschuldige Wendung hatten geben wollen, ließ er einen derselben auspeitschen, und den andern jagte er fort. Allen Baronen und Gemeinden ward scharf anbefohlen, auf die Banditen ein wachsames Auge zu haben, und ihre Gebiete von ihnen zu reinigen. Sobald die Sturmglocke geläutet würde, sollte Jedermann sich bewaffnet einfinden, um gemeinschaftlich so viele todtzuschlagen oder zu fangen, als man erreichen könne. Für den Schaden, den entwischte Räuber anrichten würden, sollten die Barone und Gemeinden haften, und noch außerdem den gleichen Betrag an die päpstliche Kammer zahlen. Alle Großen, welche die Banditen auf irgend eine Art beschützen würden, sollten sammt ihrer Familie auf immer aus dem Kirchenstaate verbannt, ihre Häuser und Schlösser geschleift und ihre Güter eingezogen werden. Auch wurden Preise auf die Köpfe der Banditen gesetzt, und alle eingesandte Köpfe wurden über den Stadtthoren zu beiden Seiten der Brücke bei der Engelsburg aufgesteckt. Einst ging der Papst durch die Stadt, und erblickte den Anführer der Landhäscher. „Wer bist du?“ fragte er ihn hastig. Zitternd sagte es jener. „Du Lügner! fuhr ihn der Papst mit fürchterlicher Stimme an, wie kannst du der Anführer der Landhäscher seyn, da du in der Stadt umherspazirst? — Werst

ihn in Ketten!" Am Abend ließ er ihn zu sich kommen, und kündigte ihm Verzeihung an, wenn er ihm in acht Tagen ein halbes Dutzend Banditen einbrächte. Freudig durchstrich der Häscherhauptmann mit seinen Leuten die umliegende Gegend, und lieferte noch vor Ablauf der bestimmten Zeit vier lebendige Banditen nebst den Köpfen von drei umgebrachten, wofür ihn der Papst mit einer goldenen Kette beschenkte.

Viele hatten geglaubt, das sey nur das erste Feuer des neuen Regenten, welches bald genug verrauchen werde, aber diese irrten sich. Bis zu seinem letzten Athemzuge beseelte ihn dieser Eifer für die Ruhe seiner Staaten, und wirklich erreichte er auch seinen Zweck bewundernswürdig schnell. Was Niemand möglich geglaubt hatte, sah man jetzt durch des Papstes, freilich mit Grausamkeit und Willkür gepaarte Strenge verwirklicht. Sicherheit war an die Stelle der außerordentlichen Verwilderung getreten, und noch war Sixtus kein Jahr Papst, als die Banditen beinahe vertilgt waren. Auf die Klagen benachbarter Fürsten, daß die aus dem Kirchenstaate verscheuchten Räuber nun ihre Gebiete überschwemmten, soll Sixtus geantwortet haben: „Sie mögen nur meinem Beispiele folgen, oder mir ihre Länder abtreten; ich will die Banditen schon hinausbringen." Es war sonst ein Hauptfest des Pöbels gewesen, einen Juden auf der Straße zu necken und zu zerzausen. Sixtus ließ einen Bedienten, der einem Juden den Hut in's Wasser geworfen hatte, öffentlich auspeitschen, und nun hatten die Juden in Rom Frieden. Ein Edelmann aus Neapel, Namens Tasca, der in Rom lebte, hatte eine seiner Beischläferinnen seinem Verwalter zur Frau gegeben, und lebte mit ihr in fortdauerndem Ehebruche. Als er deswegen eingezogen wurde, behauptete er, die Römischen Gesetze seyen für ihn als Ausländer nicht vorhanden. „Gut, sagte Sixtus, sie können alle drei an einem Neapolitanischen Strick gehängt werden." Wirklich wurden der Verwalter und die Frau gehängt, und Tasca kam auf die Galeeren. Zaudern war dem Papste in allen Dingen so verhaßt, daß er die Richter dringend ermahnte, alle peinliche Processe schleunigst zu Ende zu führen, indem er weit lieber die Galgen und Galeeren als die Gefängnisse angefüllt sähe.

Durch solche schnelle Gerechtigkeitspflege hatte er sich so furchtbar gemacht, daß man sogar im Scherze, wenn Jemand etwas Verfängliches sagte, die drohende Erinnerung machte, „daß Sixtus regiere!" Ja Mütter brachten mit dem Zurufe: „Sixtus kommt!" ihre ungezogenen Kinder zum Schweigen. Diese Furcht unterhielt er selbst sehr

sorgfältig, indem er wirklich oft durch die Straßen ging, und auch wol Kundschafter besoldete, die ihm Alles anzeigen mußten. Ließ er doch wol Verbrechen untersuchen, die lange vor seiner Thronbesteigung verübt worden waren, welches einem Spaßvogel Anlaß zu einer witzigen Pasquinade gab. Man fand eines Morgens die Bildsäule des Apostels Petrus reisefertig angekleidet, und im Munde des gegenüberstehenden Paulus einen Zettel, mit der Frage, warum er Rom verlassen wolle. „Dem Sixtus zu entfliehen, lautete die Antwort, ehe er mir für das Ohr, das ich dem Knechte in Gethsemane abgehauen habe, den Proceß macht."

Indessen war Sixtus nicht bloß der strenge Richter, sondern auch der weise Versorger seines Volks, und thätiger Beschützer der Gewerbe und Künste. Er theilte zur Zeit der Theurung Getreide aus seinen eigenen Vorräthen an die Aermsten aus, und wehrte allem Kornwucher. Den vielen Müßiggängern gab er Beschäftigung, indem er die sehr verfallenen Wollenmanufacturen und Seidenwebereien herstellte, und heruntergekommene Arbeiter unterstützte er mit baaren Vorschüssen; und da er hörte, daß das Unglück vieler Kaufleute daher rühre, daß die vornehmen Herren nach Belieben Waaren bei ihnen nähmen, und sie, wenn sie ihr Geld zu fordern kämen, mit Schlägen ablohnten, so befahl er einmal allen Kaufleuten, ihm die Schuldregister zu bringen. Wie schnell liefen da die Schuldner in die Läden, und bezahlten noch in der Nacht ihre Rechnungen, um nur den Papst nicht zum Gläubiger zu bekommen! Auch machte er sich durch das dankbare Andenken an alle Diejenigen, die ihm einst im niedern Stande Dienste erwiesen hatten, einen guten Namen. Er vergaß keinen, und belohnte sie auf die edelste Art.

Endlich erwarb er sich auch große Verdienste um die Verschönerung der Stadt. Er legte in Rom sechs neue Straßen an, gab Verordnungen zur Erhaltung der Reinlichkeit, erweiterte den Palast auf dem Monte Cavallo und den Vaticanischen, und legte eine Wasserleitung an, die von viertausend Arbeitern in drei Jahren zu Stande gebracht wurde. Sie führte der Stadt aus einer Entfernung von zwanzig Italienischen Meilen, in unterirdischen Canälen und über gewölbte Bogen hin, das klarste Wasser zu. Das Werk kostete über 300,000 goldene Scudi, und das Geld dazu war aus seinen eignen Ersparnissen genommen. Er war es ferner, der den kühnen Gedanken faßte, von den vierzig Aegyptischen Obelisken, die eine Zierde des alten Rom

gewesen waren, jetzt aber in Trümmern lagen, einige wieder aufrichten zu lassen. Einer hatte sich noch ganz erhalten, allein er stand hinter der Sacristei der Peterskirche, und steckte fast zur Hälfte im Schutte. Mehrere Päpste hatten ihn schon wollen ausgraben und an einen Ort bringen lassen, wo er besser in's Auge fiele, allein die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Unternehmens hatte sie wieder abgeschreckt, denn der bloße Schaft dieser ungeheuren Granitsäule wog gegen 992,000 Pfund. Der berühmte Baumeister Fontana vollbrachte das Meisterstück der Maschinenkunst, diese außerordentliche Last durch die zusammengesetztesten Werkzeuge aus der Erde zu heben, und in zwei und funfzig abgesetzten Bewegungen an ihren neuen Ort, den großen Platz vor der Peterskirche, hinzuschaffen. Achthundert Menschen und hundert und vierzig Pferde wurden dazu erfordert. Der ganze Obelisk war in ein besonderes Gehäuse eingeschlossen, um nicht zu zerbrechen; der Baumeister war auf einem erhöhten Sitze, und gab mit einer Trompete das Zeichen zu den Bewegungen. Jeder Hub verursachte ein Dröhnen, das dem Erdbeben und dem Krachen des Donners glich. Am 30. April 1586 begann die Arbeit, in den heißen Sommermonaten ruhte sie, im September wurde sie vollendet. In den drei folgenden Jahren ließ Sixtus noch drei kleinere Obelisken ausgraben, zusammensetzen, und an schicklichen Plätzen aufrichten, wo sie noch zu sehen sind. Mehrerer gemeinnütziger Anlagen und Gebäude zu geschweigen, vollendete er auch die berühmte Kuppel der Peterskirche *), und trieb dabei nach seiner Weise den Baumeister so sehr an, daß das Ganze durch Hülfe von sechshundert Menschen, die zum Theil sogar des Nachts arbeiteten, in zwei und zwanzig Monaten zu Stande kam.

So viel that ein Mann, der in seinem vier und sechzigsten Jahre zur Regierung kam und in seinem neun und sechzigsten schon die Welt verließ! Und trotz so kostspieliger Unternehmungen legte er, der völlig erschöpfte Cassen vorfand, in den drei ersten Jahren drei Millionen Scudi (fünf Mill. Thaler) in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für seine Nachfolger, den sie aber nur in außerordentlichen Fällen, die er genau bestimmte, sollten angreifen dürfen. Um Ersparungen zu machen, vernachlässigte er sich selbst sehr, er soll sogar geflickte Hemden getragen haben. Aber die haushälterischen Einrich-

*) Julius II. hatte den Bau dieser neuen Peterskirche begonnen, und sich dazu des berühmten Baumeisters Bramante bedient; Leo X., Paul III. und Gregor XIII. hatten ihn fortgesetzt.

tungen allein genügten bei weitem nicht; daher ging Sixtus, um so große Summen herbeizuschaffen, auf dem von seinen Vorgängern eingeschlagenen Wege fort, welcher der Staatswirthschaft zuletzt verderblich werden mußte. Zwei Dinge waren Hauptquellen der päpstlichen Einkünfte: der Verkauf von Aemtern, die Sporteln trugen, aus welchen die Käufer sich bezahlt machten, und Anleihen *). Sixtus schöpfte aus beiden in noch größerem Maße als die früheren Päpste, er erhöhte die Preise der schon bestehenden Aemter und schuf neue **). Die Zinsen der Anleihen wurden durch drückende Auflagen und Lasten bestritten.

Als geistliches Kirchenoberhaupt bemühte sich Sixtus ernstlich für die Erhöhung seines Ansehns, und nahm daher thätigen Antheil an den damaligen Welthändeln. Darum unterstützte er Philipp II. eifrig in dessen Kriege gegen Elisabeth von England; andrerseits aber fürchtete er, daß der päpstliche Stuhl von der Spanischen Macht zuletzt als ein willenloses, ganz abhängiges Werkzeug behandelt werden könnte, und arbeitete daher heimlich daran, sie zu schwächen. Ja er soll ernstlich daran gedacht haben, die alten päpstlichen Ansprüche auf das Königreich Neapel, sobald Philipp II. gestorben seyn würde, mit Waffengewalt geltend zu machen. Obgleich er die Königin Elisabeth in den Bann that, verbot er doch bei Galeerenstrafe, in Rom Schmähschriften oder Satiren auf sie zu machen, und meinte, daß man für ihre königliche Würde und Würdigkeit alle Achtung haben müsse.

Ganz Thätigkeit und Leben, wie er war, hatte er immer gern der Worte Vespasian's gedacht: ein Kaiser müsse stehend sterben. So ließ er sich denn auch durch die immer näher rückende Krankheit nicht von seinen gewöhnlichen Geschäften abhalten, bis der Tod selbst ihn dabei überraschte (27. Aug. 1590). Der Pöbel, aufgebracht über die schweren Abgaben, jubelte laut, und riß im wilden Taumel die Bildsäule eines seiner größten Regenten nieder.

---

12. Italienische Kunst und Litteratur.

Während der Zustand der Italienischen Staaten höchst unruhig und schwankend und alle Kräfte in Bewegung waren, gediehen die geistigen

*) Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 401 fg. **) Daselbst S. 463 fg.

Bestrebungen weit besser als nachher in der erschlaffenden Trägheit des Friedens. Die Zeit vom Ausgange des funfzehnten bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts glänzt als das goldene Zeitalter der Italienischen Kunst und Litteratur, und diese haben so folgenreich auf die höhere Cultur von ganz Europa gewirkt, daß wir hier nothwendig einen Blick darauf werfen müssen, indem wir zugleich bei der Geschichte einiger der berühmtesten Künstler etwas länger verweilen.

In der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts lernten die Maler in Toscana durch aufmerksames Beobachten der Natur, durch den Anbau mehrerer wissenschaftlichen Theile der Kunst, namentlich der Perspective, und durch die allgemeinere Verbreitung der Oelmalerei, sich in ihrem Kunstelemente immer freier bewegen. Von denen, welche in Florenz auf diese Weise die höchste Blüthe der Malerei vorbereitet haben, nennen wir hier nur drei der berühmtesten: Benozzo Gozzoli, Domenico Ghirlandajo und Andrea Verocchio. Auch in andern Gegenden Italien's gelangte diese Kunst nunmehr zu höherer Ausbildung und Eigenthümlichkeit des Charakters; im Kirchenstaat zeichnete sich Pietro Vannucci aus, von seinem Aufenthaltsorte gewöhnlich Pietro Perugino genannt; zu Mantua hob sich die Kunst durch Andrea Mantegna, zu Venedig durch die beiden Brüder Gentile und Giovanni Bellino, durch Cima da Conegliano und andere berühmte Männer. Der Charakter der verschiedenen Richtungen, welche sich so allmählig bildeten, wird sich am deutlichsten bei der näheren Betrachtung derjenigen der größten Meister ergeben, in deren Werken sich jede von ihnen am vollständigsten ausgesprochen hat. Zu diesen gehen wir jetzt über.

Leonardo da Vinci, so genannt von dem Flecken Vinci im Arnothale unweit Florenz, wo er 1452 geboren ward, fühlte schon als Knabe eine außerordentliche Begierde, etwas Herrliches zu schaffen und damit vor Anderen hervorzuleuchten. Da er sich zuerst auf das Zeichnen warf, so folgte sein Vater dem Winke der Natur, und gab ihn bei dem schon erwähnten Andrea Verocchio in die Lehre, der nicht nur Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich war, sondern auch ein herrliches Talent zur Musik, und gute mathematische Kenntnisse hatte. Dieser Mann mit seinen vielen Künsten kam dem ruhmbegierigen Schüler so beneidenswürdig vor, daß er mit Ernst beschloß, ihm eine nach der andern abzulernen. Ein unablässiger Fleiß und Nachahmungseifer hielt den lebhaften Jüngling nun mehrere Jahre lang an die

Werkstätte gefesselt, und endlich brachte er es dahin, daß der Meister ihn beneidete. Wenn er den ganzen Tag gemeißelt, gezeichnet, gemalt und Farben gemischt hatte, spielte er zur Erholung des Abends noch ein paar Stunden auf der Geige und dichtete artige Lieder. Er focht auch dabei trefflich, und tummelte zu seinem Vergnügen die wildesten Pferde. Alles that er mit Auszeichnung, und es stand ihm wohl an, denn die Natur hatte ihm ein edles Gesicht und einen kraftvollen Körper gegeben. Dabei war sein Gespräch geistreich und anmuthig, und erwarb ihm beim ersten Worte Aufmerksamkeit und Achtung.

Er dachte immer auf neue Schönheiten und Vortheile in den Künsten, die er trieb. Um Menschen und Thiere, ihrem Bau nach, gründlicher kennen zu lernen, legte er sich auf die Anatomie, und studirte an aufgeschnittenen Leichnamen die Lage der Sehnen, Adern, Muskeln und Knochen; auch hat er mehrere Werke über die Anatomie des menschlichen Körpers und des Pferdes hinterlassen. Um in der Baukunst etwas Tüchtiges hervorbringen zu können, vertiefte er sich einmal drei Jahre lang in die Geometrie, Mechanik und Hydraulik, wie er denn auch in der Folge vom Herzoge von Mailand dazu gebraucht wurde, Canäle zu ziehen, Brücken und Dämme zu bauen, Wasserleitungen anzulegen und Berge zu durchstechen. Auch sind seine Werke, über das Gleichgewicht und den Schwerpunkt, redende Beweise seiner Kenntnisse. Mit Aufmerksamkeit betrachtete er gern und lange altes Gemäuer, schauerliche Felswände u. dgl., um anziehende Bilder für seine Phantasie einzusammeln. Merkwürdigen Gesichtsbildungen ging er oft durch ganze Straßen nach, und zeichnete sie dann zu Hause zum künftigen Gebrauch auf. Und wenn er arbeitete, so geschah es mit solchem beharrlichen Fleiße, daß auch das Allerkleinste vollendet seyn mußte.

In seiner Jugend erfreute sich seine Einbildungskraft gern an allerlei wunderlichen und seltsamen Zusammenstellungen. So malte er einmal einem Bauer einen Medusenkopf auf seinen Schild, um durch die gräulichen Glieder aller Arten von scheußlichen Insecten und Gewürmen, die in das Haar des Kopfes geflochten waren, den höchsten Grad des Schrecklichen zu erreichen. Auf einem Bilde, das die ersten Menschen im Paradiese vorstellte, konnte man das wunderbare Gemisch der allerverschiedensten großen und kleinen Pflanzen und Thiere, die alle mit dem größten Fleiße getreu nach der Natur gebildet waren, nicht genug bewundern.

Von seinen Kenntnissen in der Mechanik gab er einen Beweis bei dem feierlichen Einzuge Franz I. in Mailand, denn er verfertigte bei dieser Gelegenheit einen hölzernen Löwen, der sich von selbst einige Schritte fortbewegte, und sich dann die Brust öffnete, in welcher eine Lilie zum Vorschein kam. Doch so etwas gehörte nur zu seinen Zeitvertreiben. Als Maler schuf er große Werke im edelsten Stile, worunter ein Wandgemälde, im Refectorium der Dominicaner in Mailand, von welchem jetzt leider nur noch unscheinbare Spuren zu sehen sind, das berühmteste ist. Es stellt das Abendmahl vor, bei welchem die zwölf Apostel mit dem Heiland in einer Reihe zu Tische sitzen. Der Ausdruck in diesen Köpfen ist über alle Beschreibung schön. Man erzählt, daß er den Judaskopf lange unausgeführt gelassen, weil er in seiner Phantasie kein Bild finden konnte, das der Bosheit desselben hinlänglich entspräche. Der Prior des Klosters, ein widerwärtiger und unverständiger Mensch, habe diesen Grund nicht begreifen können, und die Schuld auf des Malers Trägheit geschoben; dieser habe sich zuletzt beim Herzoge darüber beschwert, und endlich, mit Bewilligung desselben, aus Rache, dem Judas das leibhaftige Gesicht des Priors, nur mit einiger Caricatur, gegeben.

So lange Ludwig Moro sich in Mailand behauptete, genoß Leonardo, der seit 1482 in seinen Diensten war, eines ehrenvollen Jahrgehalts, und ward Vorsteher der herzoglichen Akademie der Maler und Tonkünstler, wie er denn auch in der Capelle ein selbst erfundenes Instrument spielte. Alle Künstler verehrten ihn als ein würdiges Haupt. Als er einst in einem Kloster vor Florenz nur den Entwurf zu einem Altarblatte gezeichnet hatte, wallfahrteten die Florentiner zwei Tage lang wie zu einem Heiligenbilde dorthin, um diesen Entwurf zu sehen.

Im Jahre 1499 ward er mit dem berühmten Michael Angelo nach Florenz berufen, um die Cartons zu einem herrlichen Saale zu entwerfen, die als Meisterstücke beider Maler angesehen wurden. Jetzt sind sie nicht mehr vorhanden. Seit dieser Zeit entstand zwischen ihm und jenem Künstler Eifersucht und Neid. Er verließ daher auch Rom, wohin er sich mit dem Herzog Julian von Medici begeben hatte, weil er hier gegen Michael Angelo und Raphael nicht aufkommen konnte, nahm, schon sehr bejahrt, die oft wiederholte Einladung Franz I. an, und ging nach Frankreich (1515). Hier besuchte ihn der Monarch oft in Fontainebleau, und dort starb Leonardo 1519.

So wie Florenz die Wiege der neueren Malerei gewesen, so sollte sie auch daselbst zuerst zum reifen Mannesalter erstarken, und dieses geschah durch Leonardo dà Vinci. Während man bisher Licht und Schatten, wodurch die auf einer Fläche vorgestellten Körper rund erscheinen, lediglich nach einem mehr oder minder richtigen Gefühle angebracht hatte, war es ein Hauptziel der genauesten Beobachtungen und anhaltenden Studien des Leonardo, über die Art, wie dieselben auf einen Körper wirken, bestimmte Gesetze aufzufinden. Da ihm dieses endlich gelungen, so mußte er durch die Anwendung derselben auf seine Gemälde diesen einen Grad der Modellirung geben, dergleichen man vor ihm noch nicht gekannt hatte. Und da er damit eine treffliche Zeichnung, Freiheit und edlen Stil in der Composition, eine hohe Idealität in Charakter und Ausdruck, endlich die sorgfältigste Ausführung vereinigte, mußten seine Werke, für alle Zeiten bewundernswürdig, für die seinige zugleich höchst lehrreich seyn.

Michael Angelo Buonarotti stammte von vornehmen Aeltern, und ward 1474 auf einem Landschlosse im Florentinischen Gebiete geboren. Der Mann seiner Amme war ein Bildhauer, und in seines Vaters Schlosse ward viel gemalt. Das flößte dem lebhaften Knaben eine innige Sehnsucht ein, beide Beschäftigungen nachzuahmen, und der Vater schickte ihn zu einem Maler in Florenz. Einige Copien, die er hier verfertigte, zogen die Bewunderung des Lorenzo von Medici dergestalt auf sich, daß dieser ihn in die von ihm gestiftete Malerakademie aufnahm, an seine Tafel zog und ihm die besten Lehrer verschaffte. Hier lernte er auch den Politian kennen, der des Jünglings großen Geist schnell durchschauete, und seine Entwickelung befördern half.

Michael Angelo meißelte nun auch, und brachte als funfzehnjähriger Jüngling Figuren zu Stande, die für das Werk seines Meisters gelten konnten. Ein unabläßiger Fleiß, eine heiße Liebe zur Kunst, und ein rastloses Streben nach dem Vollkommensten halfen seinem großen Geiste diese Wunder hervorbringen. Er war achtzehn Jahre alt, als sein Gönner Lorenzo starb. Jetzt bereisete er die berühmtesten Malerschulen in Mailand und Venedig, und kehrte dann, belebt mit neuem Feuer der edelsten Nacheiferung, nach Florenz zurück. Jetzt bildete er einen schlafenden Amor von Marmor, so schön, daß man ihm rieth, ihn heimlich zu Rom vergraben, und dann als Antike auf-

suchen zu lassen. Er that es, und als der Fund entdeckt ward, zahlte wirklich ein Cardinal für die vermeinte Antike, der um mehrerer Täuschung willen ein Arm fehlte, zweihundert Scudi.

Voll frohen Stolzes kam nun der Jüngling nach Rom, bewies durch Vorzeigung des abgebrochenen Arms, daß das Werk das seine sey, und erntete allgemeine Bewunderung ein. Von jetzt an war das Leben des herrlichen Künstlers eine Reihe von Triumphen. In Rom, in Neapel, in Florenz, Venedig, Mailand und Ferrara setzte er sich Denkmäler seines Ruhms; er diente sieben Päpsten und zweien Kaisern, und ward von ihnen mit Geld und Ehren überschüttet. Als er bei den Unruhen, welche die Verjagung der Mediceer zur Folge hatte, aus Florenz flüchten mußte, nahm er ein Vermögen von zwölftausend Thalern mit. Er starb zu Rom 1564.

Michael Angelo malte nur al Fresco (auf frischen Kalk), und hielt die Oelmalerei für eine Weiberbeschäftigung. Eine Kunstart reichte zur Beschäftigung dieses Riesengeistes nicht aus; er umfaßte vielmehr mit gleicher Energie Sculptur, Malerei und Baukunst. In allen dreien gehen seine Ideen häufig in's Colossale; so die Statue seines Moses, für das Grabesdenkmal des Papstes Julius II.; so seine Propheten und Sibyllen an der gewölbten Decke, sein jüngstes Gericht an der einen Seitenwand der Sixtinischen Capelle zu Rom; so seine Kuppel der Peterskirche, Werke, durch die er sich vorzüglich verewigt hat. Der Zeichnung war er in einem Grade Meister, daß es ihm, wie keinem Andern, gelungen ist, den Menschen in den schwierigsten Lagen und Stellungen darzustellen. Die Würde und Erhabenheit seiner Charaktere, zumal jener Propheten und Sibyllen, flößen Staunen und Ehrfurcht ein. Nur in der spätern Zeit ließ er sich von der Lebendigkeit seiner Phantasie und seiner großen Meisterschaft zuweilen verleiten, das richtige Maaß in Stellung und Bewegung seiner Figuren um etwas zu überschreiten.

Raphael Sanzio, von seinen Landsleuten der Göttliche genannt, ward 1483 *) zu Urbino geboren. Sein Vater war ein sehr geschickter, aber armer Maler, bei dem der Knabe sich schon in zarten Jahren übte; da er ihn aber früh verlor, so ward er nach Perugia zu dem schon genannten Pietro Perugino gebracht. Nach dem Ver-

*) Am Charfreitage, etwa zwei Monate nach Luther's Geburt.

laufe einiger Jahre konnte man die Copien des Lehrlings nicht mehr von den Originalen des Meisters unterscheiden, und der Ruf von den Talenten des Jünglings war so groß, daß man ihm schon von allen Seiten Gemälde für Kirchen und fürstliche Cabinette auftrug.

Er malte nun verschiedentlich in Perugia, Siena und Urbino, und als er von den herrlichen Cartons des Leonardo da Vinci und Michael Angelo in Florenz hörte, konnte er sich nicht enthalten, dorthin zu reisen, um sie zu sehen. Er erwarb sich hier die Freundschaft eines trefflichen Malers, Fra Bartolomeo, und blieb ihm und der Kunst zu Liebe, ein Jahr lang dort. Außer den schönen Werken, die er ununterbrochen hervorbrachte, legte er sich nun zugleich mit dem größten Eifer auf das Studium der Anatomie und der Perspective. Endlich öffnete sich ihm eine glänzende Ehrenbahn. Der berühmte Bramante, der Baumeister der Peterskirche und Raphael's Verwandter, rief ihn nach Rom, und empfahl ihn dem Papste Julius II. zu den Wandgemälden, womit dieser mehrere Prunkzimmer im Vatican ausschmükken lassen wollte. So entstand dann eine Reihe großer historischer Gemälde, von denen jedes eine Wand einnimmt, indem die vielen darauf angebrachten Figuren alle Lebensgröße haben. Das erste war der sogenannte Streit über die Sacramente, eine Kirchenversammlung; das zweite die Schule von Athen, eine Versammlung der berühmtesten griechischen Dichter und Philosophen; das dritte der Berg Parnassus, auf dem er sein eignes Bild hinter den Gestalten Homer's, Virgil's und Dante's angebracht hat, u. s. w. Der Papst hatte nicht so bald die beiden ersten Stücke gesehen, als er den Maurern befahl, alle Gemälde anderer Meister in den benachbarten Zimmern herunterzuschlagen, damit Alles neu von Raphael gemalt werden könne. Dieser rettete nur die Gemälde von einer Decke, welche sein Lehrer Pietro Perugino in früheren Zeiten gemalt hatte. Nach Julius II. Tode ward Leo X. sein Beschützer. Alles sollte Er malen, und da er sich doch immer nur einem Werke widmen konnte, so machte er zuletzt nur die Zeichnungen, und überließ die Ausführung seinen Schülern. Auf diese Art sind besonders die Wandgemälde (Logen) in einer Galerie im ersten Hofe des Vatican entstanden, die größtentheils von seinen Schülern ausgeführt sind.

Raphael ist nicht bloß als ein Enkel der Florentinischen Schule zu betrachten, in so fern sein Lehrer Pietro Perugino, wie Leonardo da Vinci, bei Andrea Verocchio gelernt hatte, sondern ihr vorzüglich

deshalb sehr innig verwandt, weil er die Richtung derselben, welche vorzugsweise auf Ausbildung der Composition und Form, so wie der Idealität in Charakter und Ausdruck geht, in ihrer höchsten Vollendung dargestellt hat. Ihm ist es vergönnt gewesen, die durch zweihundertjährige Anstrengung ausgezeichneter Geister allmählig zu völliger Reife gediehene Frucht zu brechen. In der eigenthümlichen Sprache seiner in allen ihren Theilen mündig und frei gewordenen Kunst drückt er alle menschliche Zustände von der höchsten Ruhe durch alle Mittelstufen bis zur gewaltsamsten Leidenschaft in den verschiedensten Charakteren und den mannichfaltigsten Verbindungen mit der größten Leichtigkeit so durchaus erschöpfend aus, daß es schwer wird, sich darüber auf eine dieses Genius erster Art würdige Weise auszusprechen.

Raphael war an Körper und Gemüth einer der schönsten Menschen. Seiner Leutseligkeit und bezaubernden Freundlichkeit konnte Niemand widerstreben. Die Blödigkeit, die eine Folge seiner beschränkten Erziehung gewesen war, hatte sich in der Folge in eine edle Bescheidenheit verwandelt, so daß er seine eigene Größe nicht zu kennen schien. Seine liebevolle Seele führte ihn zu einem Uebermaaß von Empfindung für die weibliche Schönheit. Er starb am 7. April 1520 in der Blüthe seines Lebens, im sieben und dreißigsten Jahre, an Entkräftung.

Sein Begräbniß war ein Trauerfest für ganz Rom. In dem Saale, wo er zuletzt gemalt hatte, stand sein Leichnam im Sarge ausgestellt, zu seinem Haupte sein letztes hochberühmtes Gemälde, die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, und rings umher sah man die edelsten Männer Rom's, die ihre Thränen nicht stillen konnten. Alles, was Künstler hieß, schloß sich an den Leichenzug mit an, und seine erhabenen Freunde sorgten für ein seiner würdiges Ehrendenkmal. „O glücklicher und seliger Geist — ruft hier sein edler Biograph aus — von dem jeder gefühlvolle Mensch mit Wehmuth spricht, seine Thaten feiert, und jedes Blatt von ihm bewundert! Nun, da dieser edle Künstler starb, konnte auch die Kunst untergehen, denn da Er die Augen schloß, blieb sie gleichsam blind zurück. An uns ist es nun, die wir hinterblieben, sein Gutes nachzuahmen, seine Tugend in wohlverdientem Gedächtnisse zu erhalten, und sein Lob auf unsrer Zunge nie erkalten zu lassen."

Antonio Allegri, von seinem Geburtsort gewöhnlich Correggio genannt (geb. 1494, gest. 1534), entfaltete sein wunderbares

Talent zu Parma. — Wenn man von irgend einem Künstler sagen kann, daß er der Liebling der Grazien gewesen, so ist es gewiß dieser, da bei keinem andern alle Theile der Kunst so von den Gaben derselben durchdrungen sind. In den Compositionen wie in den einzelnen Figuren gewahrt man nichts Gewaltsames oder Eiliges, sondern alle Stellungen sind gemäßigt und die Umrisse wunderbar fließend, so daß das Auge nicht müde wird, den sanften Schwingungen der Linien zu folgen. Seine Köpfe athmen eine so anmuthige, selige Andacht und Heiterkeit, daß man in ihrem Anschauen sich über die Sorge und das Elend dieser Erde weit erhaben fühlt. Um solche Wirkung zu vollenden, spielt in seinen Bildern das hellste Licht mit den blühendsten, frischesten Farben. Weder vor Correggio noch nach ihm hat ein anderer Maler seine Bilder in Rücksicht der Beleuchtung so als ein Ganzes zu behandeln und wieder im Einzelnen durch Halbschatten und Widerscheine für Harmonie und Modellirung so viel Vortheil daraus zu ziehen verstanden. Zugleich war er der größte Meister für Verkürzungen, wie dieses zwei Kuppeln zu Parma, die er in Fresco ausgemalt hat, beweisen. Vier große Altarblätter in Dresden, worunter die berühmte Nacht, das ist eine Anbetung der Hirten, auf welcher das Licht vom Kinde ausgeht, und ein fünftes zu Parma, sind das Vorzüglichste, was wir an Oelgemälden von ihm besitzen.

Titiano Vecellio (geb. 1477 zu Cadore im Friaul, gest. 1576). — In diesem Meister erreichten die Bestrebungen der Venetianischen Schule den höchsten Gipfel der Ausbildung. Ohne sich zum Idealischen zu erheben, sind Titian's beste Werke von einer unübertrefflichen Lebendigkeit und Naturwahrheit, und die Farben feiern darin durch Klarheit, Wärme, Sättigung und Uebereinstimmung unter einander ihren höchsten Triumph. Für die Abstufung der Töne im Fleische hatte er ein so feines Gefühl, daß ohne tiefe Schatten zu suchen, dennoch Alles gehörig gerundet erscheint. Zu den berühmtesten unter seinen zahlreichen Werken gehören zwei große Kirchenbilder zu Venedig, der Tod des heiligen Petrus Martyr und eine Himmelfahrt Mariä; eine Venus zu Florenz, eine Danae zu Neapel u. a. m.

Gleichzeitig oder nur wenig später lebten an den genannten Orten mit diesen größten Meistern andere, die ihnen würdig zur Seite stehen, als zu Florenz Andrea del Sarto und Fra Bartolomeo, in Rom Giu-

lio Romano und Perin del Vaga, in Venedig Giorgione da Castelfranco und Pordenone, u. a. m. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts sank indeß die Malerei in Italien, mit Ausnahme von Venedig, wo sie sich auf einer gewissen Höhe erhielt, sehr herab. Hauptsächlich war hieran eine mißverstandene Nachahmung jener großen Meister schuld, und der verkehrte Begriff von Meisterschaft, welche man besonders in der Schnelligkeit, mit der ein Werk vollendet wurde, suchte. Vor Allen wurde Michael Angelo kleineren Geistern verderblich, welche durch Uebertreibung ihren Werken seinen Geist einzuhauchen glaubten. Erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts erfuhr die Malerei zu Bologna durch Ludwig Caracci (geb. 1555, gest. 1619) und seine beiden Neffen, Augustin und Hannibal, eine Art von Reform, indem diese wieder ein sehr gründliches Studium der Antike und Natur aufbrachten, und so ausgerüstet dahin strebten, das Vorzügliche eines jeden der oben genannten großen Meister in ihren Werken zu vereinigen. Auch gelang ihnen dies wenigstens in so weit, daß durch eine Anzahl ihrer Schüler, von denen wir hier nur Guido Reni und Domenichino als die vorzüglichsten nennen wollen, die Malerei bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wieder eine würdigere Stellung gewann.

Die Bildhauerkunst sank in Florenz nach dem Tode des Ghiberti (Th. VI. S. 310.), und wurde erst durch den Michael Angelo wieder gehoben, der auch in dieser Kunst Erstaunliches leistete. Sein Einfluß auf die Späteren war hier ein ähnlicher, wie in der Malerei, wenn er gleich nicht in demselben Grade schädlich war. Mehr als andere Künstler befreite sich davon Johann von Bologna, der durch zahlreiche Werke in Bronze die Sculptur während des sechszehnten Jahrhunderts auf einer gewissen Höhe erhielt, von welcher sie jedoch bald nach ihm gänzlich herabsank.

In der Baukunst richtete man seit Brunelleschi die Augen immer mehr auf die antiken Denkmale, und bildete sie nach dem Muster derselben auf eine den Bedürfnissen der Zeit angemessene Weise aus. Der berühmte Bramante, dessen schon oben gelegentlich erwähnt ist, hat sich durch zahlreiche Gebäude in Rom als einen der größten Baumeister der neueren Zeit erwiesen. Michael Angelo, der ihm folgte, übertraf ihn an Kühnheit, stand ihm aber an Reinheit des Stils etwas nach. Wir nennen hier nur noch den Palladio (geb. 1518, gest. 1580), der in vielen Palästen zu Venedig und seiner Vaterstadt Vicenza, noch mehr aber in einer großen Zahl von Landhäusern, einen

edlen und einfachen Geſchmack mit großer Bequemlichkeit zu verbinden wußte. In Rom gerieth die Architektur nach Michael Angelo allmählig in Verfall.

Auch in den redenden Künſten traten in dieſer Periode unter den Italienern herrliche Geiſter auf. Das mit ſo vieler Begeiſterung, ja Leidenſchaft, ergriffene Studium der Alten zeigte ſeinen großen Einfluß nicht nur bei Denen, die Lateiniſch ſchrieben und dichteten, ſondern auch in der Nationalliteratur. Vor Allen iſt hier der berühmte Nicolo Machiavelli zu nennen (geb. zu Florenz 1469, geſt. 1527). Er war Staatsſecretair der Florentiniſchen Republik, diente ihr in den wichtigſten Geſchäften, und wurde unter andern zwanzig Mal als Geſandter an auswärtige Höfe geſchickt. Seine republikaniſche Geſinnung ſtürzte ihn in's Verderben. Als die Mediceer 1512 wieder die Oberhand gewannen, wurde er beſchuldigt, an einer Verſchwörung gegen ſie Theil genommen zu haben, und mußte deswegen ſogar die Folter erdulden. Doch hatte das Unglück nicht vermocht, ſeinen Geiſt niederzudrücken. Als er wieder in Freiheit geſetzt war, wandte er ſeine Muße auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten, die an Kraft und Schönheit der Darſtellung den Werken der Alten an die Seite geſetzt zu werden verdienen, aber auch der Geſinnung nach einen mehr heidniſchen als chriſtlichen Geiſt athmen. Nächſt ſeiner Florentiniſchen Geſchichte ſind beſonders ſeine Betrachtungen über den Livius und ſein Buch vom Fürſten berühmt. Ueberhaupt erzeugte in der jetzt von uns beſchriebenen Periode kein Land für die Bearbeitung der Geſchichte in der Mutterſprache ſo claſſiſche Schriftſteller als Italien. Wir nennen hier noch Francesco Guicciardini, der die Geſchichte Italien's von 1494 bis 1532, Paolo Sarpi, der das Tridentiniſche Concilium, und Arrigo Caterino Davila, der die bürgerlichen und religiöſen Unruhen in Frankreich während der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts beſchrieb.

Unter den Dichtern dieſer Zeit ſtrahlen vor Allen Lodovico Arioſto (geb. 1474, geſt. 1533) und Torquato Taſſo (geb. 1544, geſt. 1595) hervor. Jener ſtellt uns in ſeinem raſenden Roland ein großes, mannichfach bewegtes, mit üppigem Pinſel entworfenes Bild einer reich geſchmückten Wunderwelt vor Augen, das in den anmuthigſten Farben glänzt, in dem Ernſt und Scherz kühn und großartig gemiſcht ſind; in dem befreiten Jeruſalem des zweiten tönt uns aus dem Zauber der wohllautendſten Sprache ein ſtarkes Gefühl und eine fromme Begeiſterung entgegen. Beide Werke wurden Gegenſtand der höchſten Be-

wunderung und Liebe der Nation durch alle Stände. Neben diesen Dichtern ist der gedanken- und schwungreiche Guarini (geb. 1537, gest. 1612) zu nennen, dessen Pastor fido in ganz Europa gelesen und bewundert wurde. Mit ihm war die ächte poetische Kraft in Italien erschöpft; er selbst steht schon an der Gränze und ist nicht ganz frei von Uebertreibungen. Etwa ein Menschenalter nach ihm trat Giambattista Marini auf, ein Dichter voll Weichlichkeit, Ueppigkeit, Schwulst und gekünstelter Witzesspiele. Der gesunkene Geschmack nahm dies für Schönheiten, und fand so großes Wohlgefallen daran, daß fast alle Italienische Dichter jetzt im Stil Marini's schrieben, und dadurch den völligen Verfall des poetischen Sinnes bekundeten.

In den strengen Wissenschaften blieben die Italiener gleichfalls nicht zurück; ja es stand unter ihnen ein Mann auf, Galileo Galilei (geb. 1564, gest. 1642), der sich durch seine vielen trefflichen Entdeckungen im Fache der Naturlehre den Namen des Vaters der neuern Physik erworben hat. Schon in seinem neunzehnten Jahre führte ihn das Hin- und Herschweben einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels, deren Entdeckung und erste Benutzung zur Abmessung der Zeit man ihm zu verdanken hat. Der Ruf seiner Kenntnisse verschaffte ihm schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahre (1589) eine Professur der Mathematik zu Pisa. Er machte jetzt auf dem hohen Thurme der Domkirche sehr interessante Versuche, aus denen er die Gesetze der Geschwindigkeit fallender Körper fand. Bei immer weiteren Untersuchungen zeigte sich ihm die Unhaltbarkeit vieler Meinungen des Aristoteles in Hinsicht auf Naturerscheinungen; aber dieser Philosoph galt damals noch in jeder Rücksicht für so untrüglich, daß, von seinen Sätzen abzuweichen, der größte Frevel schien. Die Wuth der Gegner war so groß, daß der junge Professor schon nach zwei Jahren seine Stelle niederlegen und Pisa verlassen mußte. Dafür ward er aber 1592 von dem Venetianischen Senate zum Lehrer der Mathematik nach Padua berufen, und hier fanden seine Vorlesungen so außerordentlichen Beifall, daß sie Zuhörer aus den entferntesten Gegenden herbeilockten. Indem er nun unablässig die mathematischen Wahrheiten auf physische Erscheinungen anwandte, kam er von einer neuen Wahrnehmung auf die andere. Seit 1604 machte er über den Magneten interessante Beobachtungen, und 1609 verfiel er, indem er eine zufällige Bemerkung eines Holländ-

dischen Brillenmachers weiter verfolgte, auf die Entdeckung der astronomischen Fernröhre und des Mikroskops. Kaum hatte er diese unschätzbare Erfindung gemacht, so wandte er sogleich seine Blicke zum Himmel, und machte eine Reihe neuer astronomischer Entdeckungen. Er fand die Beschaffenheit der Mondsoberfläche, lehrte die Höhe der Berge im Monde aus ihren Schatten messen, und zählte im Siebengestirn, wo das bloße Auge nur sieben Sterne unterscheidet, sechs und dreißig. Jetzt ahnete er auch, was wir nun wissen, daß sich mit Hülfe besserer Fernröhre vielleicht die Milchstraße in ein ganzes Heer von Sternen auflösen möchte. Am 7. Januar 1610 fand er die Jupiterstrabanten. Von diesem Jahre an setzte er seine Entdeckungen in Florenz fort, wohin ihn Cosmo II. von Medici, als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen, unter den ehrenvollsten Bedingungen berufen hatte.

Aber diese Auszeichnung war gering gegen die Last des Neides, die den großen Mann, eben um seiner Größe willen, drückte. Seit 1632, da er einen Dialog über die Copernicanische und Ptolemäische Weltordnung herausgegeben hatte, brach eine offene Verfolgung gegen ihn aus. Er hatte in diesem Buche einen gewissen Salviati die erstere, und einen Simplicio die zweite vertheidigen lassen, doch so, daß die Gründe des Erstern das Uebergewicht hatten. Nun war das Ptolemäische System, welches die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls setzt, und die Sonne sammt allen übrigen Sternen sich um dieselbe bewegen läßt, damals gleichsam das Hof- und Kirchensystem; ja das Copernicanische, nach welchem die Sonne im Mittelpunkte unserer Planetenwelt still steht, galt für Ketzerei, da es mit einer Stelle in der Bibel (Josua X., 12. 13.) streite. Die Mönche predigten nun öffentlich gegen Galilei, wobei einer gar witziglich den Spruch (Ap. Geschichte I., 11.) „viri Galilei, quid statis adspicientes in coelum?“ zum Text nahm; ja die Jesuiten, die alle mathematische Gelehrsamkeit gepachtet zu haben glaubten, stellten dem Papst Urban III. vor, unter dem Simplicio sey er gemeint, und Galilei habe ihn dadurch verspotten wollen, daß er die Erlaubniß zum Druck eines solchen Buches habe geben können. So ward denn die Sache wirklich proceßfähig gemacht, und eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, sämmtlich Galilei's Feinde, eingesetzt, um sein Werk zu untersuchen. Sie erklärten es für höchst gefährlich, und forderten ihn vor das furchtbare Inquisitionsgericht nach Rom. Unglück-

licherweise lebte sein Gönner Cosmo nicht mehr. Ungeachtet seines Alters, seiner schwächlichen Gesundheit und der rauhen Jahreszeit, mußte er nun im Winter 1633 nach Rom reisen, und nachdem er hier einige Monate in banger Erwartung und zum Theil im Gefängnisse geschmachtet hatte, wurde er, zur ewigen Schande des Römischen Hofes, von der Inquisition verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, auf den Knien liegend und die Hand auf's Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzuschwören (23. Jun. 1633). Die Formel lautete: Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses. Im Aufstehen stampfte er mit dem Fuße, und brummte in den Bart: „und doch bewegt sie sich!" Hierauf wurde ihm sein von sieben Cardinälen unterzeichnetes Urtheil vorgelesen, durch welches er auf eine unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition, und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen David's zu beten verurtheilt, sein Buch verboten, und sein System, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß man den unglücklichen Greis auch gefoltert hat.

In den letzten Jahren seines Lebens ward er blind und taub, aber dennoch hörte er nicht auf, sich mit neuen Forschungen zu beschäftigen. „In meiner Finsterniß, schreibt er 1637 an einen Freund, grüble ich bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlos arbeitenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, so gern ich's auch möchte. Diese immerwährende Geschäftigkeit meines Geistes raubt mir fast allen Schlaf." Endlich starb er, im fünf und siebzigsten Jahre seines Alters, in den Armen seines Schülers Vincenzo Viviani, der in der Folge keinen höhern Stolz kannte, als sich mit dem Beisatze: letzter Schüler des Galilei, zu unterzeichnen. Außer ihm hatte er eine Menge trefflicher Zöglinge gebildet. Sein Körper wurde in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz, neben dem Grabmal des Michael Angelo, beigesetzt.

VII. Frankreich von der Thronbesteigung Heinrich's II. bis zum Tode Heinrich's IV.

1. Johann Calvin.

Der Geschichte Frankreich's in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die von religiösen Kämpfen erfüllt ist, müssen wir das Leben des berühmten Reformators voranschicken, dessen Lehren auf diese Bewegungen den größten und entschiedensten Einfluß übten.

Jean Chauvin *) (latinisirt Calvinus) war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie, wo sein Vater königlicher Procurator war, geboren. Der Knabe ward mit den Kindern eines Herrn von Mommor erzogen, und mit diesen auch nach Paris geschickt, um dort das Collegium de la Marche zu besuchen, dessen Vorsteher, Mathurin Cordier, nicht nur ein sehr gelehrter Mann, sondern auch ein sehr angenehmer und geschickter Lehrer war. Der junge, sehr fromme, stille, gehorsame, fleißige und außerordentlich begabte Calvin erhielt täglich die größten Auszeichnungen auf Kosten seiner Mitschüler. Eine Lateinische Disputation, in der er durch seine Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Gelehrsamkeit aller Zuhörer Bewunderung auf sich zog, verschaffte ihm schon in seinem achtzehnten Jahre eine Pfarrstelle zu Pont l'Eveque. Eine Pfründe hatte er schon in seinem zwölften Jahre bekommen, denn so verschleuderte man damals die übermäßigen Reichthümer der Kirchen.

Indessen blieb er dieser Laufbahn nicht lange treu. Durch einen gelehrten Vetter, Robert Olivetan, zuerst mit der vollständigen Bibel bekannt gemacht, auch schon ein wenig von den Grundsätzen der neuen Reformatoren in Deutschland und der Schweiz unterrichtet, fing sein Glaube an die Wahrheit des katholischen Kirchensystems heftig an zu wanken, und als diese Zweifel die Stärke der Ueberzeugung erhalten hatten, wurde es ihm unmöglich, länger der Kirche zu dienen. „Ich konnte meines Herzens wegen nicht bleiben," drückte er sich späterhin darüber aus. Er legte seine Stelle freiwillig nieder, und ging nach Orleans, um die Rechte zu studiren, worein auch sein Vater, der

*) Andere schreiben Cauvin oder Caulvin.

ihm ohnehin von dieser Laufbahn mehr Ehre versprach, mit Freuden willigte.

Mit seinem gewöhnlichen Fleiße brachte er es nun auch in der Rechtswissenschaft in Kurzem unglaublich weit. Er versagte sich alle Vergnügungen, aß sehr wenig, und brachte die halbe Nacht noch über den Büchern zu; ja er verscheuchte alle seine Freunde durch seinen Studireifer, indem er es fast übel nahm, wenn ihn Jemand durch einen Besuch im Arbeiten störte. Seine Lehrer selbst erstaunten über seine raschen Fortschritte, und um ihn recht ehrenvoll auszuzeichnen, boten sie ihm die juristische Doctorwürde von freien Stücken und unentgeltlich an. Er hatte die Bescheidenheit, sie abzulehnen, weil er, wie er sagte, sich erst in Bourges unter dem berühmten, aus Italien dorthin berufenen Rechtslehrer, Andreas Alciatus, weiter ausbilden wolle.

Auf dieser Akademie war damals ein junger Deutscher, Namens Wolmar, aus Rothweil in Schwaben gebürtig, als Professor der Griechischen Sprache angestellt. Mit diesem machte Calvin bald Bekanntschaft, und er ward von demselben für das Studium der alten Sprachen und des neuen Testaments ganz gewonnen. Man suchte ihn auf alle Art in Bourges zu fesseln, aber der Tod seines Vaters rief ihn nach Noyon, und dann ging er nach Paris, wo er sich völlig für die Lehren der Deutschen Reformatoren entschied, und von einem heftigen Verlangen entzündet, als Verbreiter derselben aufzutreten, der Rechtswissenschaft ganz entsagte. In Paris wie in ganz Frankreich hatte die Reformation schon seit längerer Zeit begeisterte Anhänger. Ihnen schloß sich Calvin an, und erbaute sie in den geheimen Zusammenkünften durch Reden. Schon damals (in seinem vier und zwanzigsten Jahre) hielten sie ihn für einen Hauptpfeiler ihrer Kirche. Die Königin Margarete von Navarra, Franz I. Schwester, selbst eine heimliche Freundin dieser Partei, ließ ihn oft zu sich kommen, und unterhielt sich mit ihm über Gegenstände der Religion. Doch gegen die Verfolgungen, welche, wie in der Regierungsgeschichte Franzen's erwähnt ist, die Protestanten in Frankreich erduldeten, konnte ihre Freundschaft ihn nicht schützen. Er mußte aus Paris entweichen, und reisete eine Zeitlang zu seinen Freunden umher, bei denen er predigte und Bücher schrieb. Im Jahre 1534 wagte er es zwar noch einmal, nach der Hauptstadt zu kommen, allein er mußte sie, wegen der immer zunehmenden Verfolgungen, eben so bald wieder fliehen. Ungern entschloß er sich, sein Vaterland zu verlassen, „aber, schrieb er unter andern, es

mag seyn; denn verdient es die Wahrheit nicht, in Frankreich zu wohnen, so verdiene ich es noch weniger. Gern will ich das Schicksal, das sie hat, auch mir gefallen lassen."

Er kam nach Basel, wo damals der Katholicismus durch Zwingli's Lehre schon völlig verdrängt war. Auch hier fand er Freunde und Gönner in Menge, auch Lehrer, von denen er noch etwas lernen konnte. So z. B. legte er sich hier zuerst auf das Hebräische, und trieb es mit seinem gewöhnlichen Eifer. Damals (1535) schrieb er seinen berühmten „Unterricht in der christlichen Religion" (Institutio christianae religionis), und widmete ihn dem Könige Franz I., dem aber seine geistlichen Rathgeber das Buch vielleicht nicht einmal zu Gesichte kommen ließen. Es enthält dieses Werk ein vollständiges System des christlichen Glaubens nach dem von ihm aufgestellten Lehrbegriffe, und übertrifft die meisten anderen Schriften ähnlichen Inhalts an Tiefe, Scharfsinn, philosophischer Entwickelung und Kraft und Schönheit der Darstellung. Calvin ließ seine Institutionen in folgenden Ausgaben immer erweiterter und verbesserter erscheinen, aber schon in jener ersten, die als ein Entwurf zu den folgenden zu betrachten ist, sehen wir seine dogmatischen Lehren in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, wie er sie später unverändert festhielt *). Als Veranlassung zur Ausarbeitung dieses Werkes giebt er selbst an, daß man lügenhaft behauptete, die Hinrichtungen in Frankreich hätten nur Wiedertäufer und unruhige Köpfe, die nicht nur die Religion, sondern alle politische Ordnung umstürzen wollen, getroffen; darum habe er durch dieses Werk seine Brüder von einer ungerechten Schmach befreien, und für die Unglücklichen, welchen dieselben Scheiterhaufen drohten, bei anderen Nationen wenigstens einigen Schmerz und Mitleiden erregen wollen. So enthält auch die mit Recht bewunderte Dedication an den König eine Vertheidigung der Reformirten gegen die wider sie vorgebrachten Verläumdungen.

Um seinen schwächlichen, durch übertriebenes Studiren zerrütteten Körper wieder etwas herzustellen, unternahm er 1536 eine Reise nach Italien. Da er von der oben schon erwähnten Neigung der Herzogin von Ferrara zur reformirten Lehre viel gehört hatte, so machte er ihr einen Besuch, und ward von ihr sehr gnädig aufgenommen. Doch war in Italien für ihn kein Boden. Er mußte schnell entfliehen, um nur nicht der Inquisition in die Hände zu fallen. Von da blickte er wieder

*) Henry, Leben Calvin's. Hamb. 1835. Bd. I S. 139.

ein wenig in Frankreich hinein, aber auch hier erinnerten ihn die vielen für die Reformirten errichteten Scheiterhaufen bald, an seine Sicherheit zu denken. So kam er im August 1536 nach Genf, wo die neue Lehre seit einigen Jahren durch zwei reformirte Prediger, Wilhelm Farel und Peter Viret, verbreitet worden war. Beide hatten schon vorher im Waadtlande gewirkt; in Genf traten ihnen die Domherren und ein Theil des Raths mit großer Heftigkeit entgegen, aber ihre Beharrlichkeit und Begeisterung verschafften ihnen den Sieg, und 1535 ward die Reformation durch obrigkeitlichen Befehl eingeführt. Aus dieser Quelle floß auch die politische Unabhängigkeit Genf's, denn es wurde von dem reformirten Bern aus religiösen und politischen Absichten gegen den Herzog von Savoyen unterstützt. Als Farel von Calvin's Ankunft hörte, bat er ihn dringend in Genf zu verweilen; Calvin weigerte sich anfangs, da drohte ihm Farel mit dem Fluche Gottes, wenn er dieses Werk nicht unterstütze, und dieses machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich entschloß, zu bleiben. Er predigte mit solchem Beifall, daß nachher das Volk in großer Menge zu seiner Wohnung hinströmte, um ihm seine Zufriedenheit zu bezeigen. Er konnte sich bei diesem Anblick der Thränen nicht erwehren, und mußte versprechen, gleich am folgenden Tage wieder zu predigen. Nun wurde er als Prediger und Lehrer der Theologie angestellt, und seine Amtsthätigkeit war ohne Gränzen. Er machte häufig kleine Reisen, um die benachbarten reformirten Gemeinen in ihrer ersten Einrichtung zu unterstützen, Lehrer zu bestellen und Streitigkeiten zu schlichten; daneben ließ er auch Manches drucken; unter andern nach Luther's Beispiel einen kleinen und einen größern Katechismus. Auch Disputationen hielt er fleißig, in denen er seine Meinung mit der Hartnäckigkeit verfocht, die Männern seiner Art eigen ist, weil sie aus der Energie und Tiefe entspringt, mit welchen ihr Geist in die Wahrheit einzudringen strebt.

Bald entstanden heftige Streitigkeiten unter den Reformirten in der Schweiz. Die Genfer wichen von den Bernern in einigen äußeren Kirchengebräuchen ab; eine zu Lausanne gehaltene Synode sprach für die Berner, und nun wollte der Genfer Rath, daß ihre Kirche sich nach denselben Einrichtungen fügte. Calvin, Farel und noch ein dritter Prediger, Corauld, widersetzten sich aber diesen Beschlüssen, und gingen sogar so weit zu erklären, daß sie in einer solchen Stadt das Abendmahl des Herrn nicht austheilen könnten. Da sie sich nun ohnehin in dem damals äußerst genußsüchtigen und üppigen Genf durch

ihre Sittenstrenge viele Feinde gemacht hatten, so wurden sie verurtheilt, die Stadt zu verlassen (1538). Calvin begab sich nach Basel und von da nach Straßburg, dessen Rath ihn zum Prediger der dortigen Französischen Gemeinde ernannte und aufforderte, an der Universität theologische Vorlesungen zu halten. So wirkte er auch hier thätig für Erkenntniß des Christenthums und eine strengere Kirchenzucht, und erwarb sich eine Achtung, die fast an Furcht gränzte. Er wohnte von da aus den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg bei, und kam dadurch mit Melanchthon in nahe Verbindung.

Hier in Straßburg dachte er auch darauf, sich zu verheirathen. Ein Freund schlug ihm eine Wittwe, Idelette von Bures, vor. Charakteristisch ist, was er demselben zur Antwort schrieb: „Ich gehöre nicht zu dem Haufen verliebter Thoren, die auch das Laster küssen können, wenn es nur schön ist. Schamhaftigkeit, Sanftmuth, Sparsamkeit, Geduld, Sorge für meine Gesundheit, das ist die Schönheit, die mich reizen kann. Glaubst Du mir dies von dieser Person versichern zu können, gut, so will ich drein willigen. Wo nicht, so mag es ja unterbleiben." Er fand, was er gewünscht hatte, und führte mit ihr — aber leider nur neun Jahre lang — eine glückliche Ehe, in welcher er nur einen Sohn zeugte, und auch dieser starb bald.

Unterdessen hatte sich in Genf Vieles verändert. Die Calvinische Partei hatte wieder die Oberhand erlangt, und das Volk sehnte sich ungestüm nach den vertriebenen Predigern. Mehrmals ward Calvin ersucht, wieder zurückzukehren, aber die Straßburger wollten ihn nicht ziehen lassen, bis er sich endlich auf wiederholtes einmüthiges Bitten des Genfer Raths und der Bürgerschaft losmachte, und im September 1541 glücklich in Genf wieder ankam. Man empfing ihn wie im Triumph, Jeder mißbilligte seine Verbannung und wollte sich von dem Antheil daran lossagen, so daß Calvin im Scherze an einen Freund schrieb: „Wenn ich den Versicherungen der Genfer glauben soll, so hat Keiner um meine Verweisung gewußt, so müssen mich die Häuser, und nicht die Menschen dieser Stadt vertrieben haben."

Von dieser Zeit an behielt Calvin den größten und entschiedensten Einfluß auf Genf's Kirchen- und Staatsregierung. Wie er in Bezug auf die letztere die gemäßigte Demokratie, d. h. diejenige, wo die Regierung in den Händen eines von den Bürgern zu wählenden Ausschusses ihrer vorzüglichsten Glieder ist, für die beste Verfassung hielt, so richtete er sie auch in der Kirche ein. Die gesammte Gemeinde

wählt Vorsteher oder Aelteste, welche ihre Angelegenheiten ordnen und leiten, daher diese von Calvin der reformirten Kirche gegebene Verfassung die Presbyterialverfassung genannt wird. Außerdem bestand in Genf ein aus zwölf weltlichen und sechs geistlichen Mitgliedern zusammengesetztes Consistorium, dessen Präsident Calvin, so lange er lebte, fast immer war. Diese Behörde war ein Sittengericht, denn Verbesserung der Sitten, nicht bloß der Geistlichen sondern des ganzen Volkes, war für Calvin eines der wesentlichsten Stücke der Reformation. Seine Grundsätze hierüber waren ungemein streng; sein moralisches Gefühl ward schon dadurch empört, daß Jemand Zinsen nahm, oder eine Sache theurer verkaufte, als er sie selbst gekauft hatte, wenn sie nicht von ihm verbessert worden war. Er entwarf kirchliche Gesetze, nach denen jede Unsittlichkeit, die vor dem Consistorium angezeigt wurde, mit einer verhältnißmäßigen öffentlichen Kirchenbuße belegt wurde; die höchste Strafe war der Bann, worunter die Ausschließung vom Abendmahl auf eine bestimmte Zeit verstanden wurde. Jährlich veranstalteten die Prediger förmliche Untersuchungen über die Lebensweise der Familien in ihren Häusern, ob sie mit ihren Nachbarn in Frieden lebten, nüchtern seyen, und nicht lässig im Kirchenbesuch. Es gab eine Partei in Genf, die der Libertinen genannt, welche in diesen Anstalten und Beschränkungen ein unerträgliches Joch sah, und Calvin auch darum entgegenarbeitete, weil er aus kirchlichen und religiösen Rücksichten Maßregeln empfahl und durchsetzte, welche sie für empfindliche Verletzungen ihrer politischen Rechte halten mußten. Dahin gehörte besonders die Aufnahme vieler flüchtigen Französischen Protestanten in das Bürgerrecht und den Rath von Genf *).

Was aber die Abneigung, die Calvin's Strenge ihm bei Vielen zuzog, auffallend milderte, war die ungemeine Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Uneigennützigkeit, die auch seine heftigsten Tadler an ihm bewundern mußten. Calvin war arm, und wollte es auch bleiben. Ein Anerbieten des Raths, ihm eine Zulage zu geben, wies er mit den Worten ab: „Ich arbeite nicht um des Gewinnstes willen, den ich von Anderen haben will, sondern den man von mir haben soll." Ja, als man das Anerbieten wiederholte, drohte er, keine Predigt mehr zu halten, wenn man ihm noch einmal solche Zumuthungen thun werde.

*) Weber, Geschichtliche Darstellung des Calvinismus in Genf und Frankreich, Heidelberg 1836, S. 19.

Und doch belief sich sein Gehalt nur auf funfzig Thaler, zwölf Maaß Getreide, zwei Tonnen Weins und freie Wohnung. Ja er gab sogar einmal bei einer Theurung zwanzig Thaler von dieser Einnahme ab, und unterstützte noch manchen Armen im Stillen. — Des Arbeitens war gleichfalls kein Ende. „Ich habe, schreibt er einmal, nicht so viel Zeit, des lieben Gottes Sonne außerhalb meiner Wohnung betrachten zu können, und wenn das so fortgeht, so vergesse ich am Ende noch, wie sie aussieht."

In seinem Eifer für Sittenreinheit galt ihm kein Ansehn der Person. Ami Perrin, Senator und Generalcapitain, ein Haupt der Libertinenpartei, stand in dem Rufe der Unsittlichkeit. Einst erschien er als Pathe bei einem Kinde, welches Calvin taufen sollte. Dieser weigerte sich, ihn dafür anzunehmen, und sagte laut, zu Pathen müßten nur gottesfürchtige und fromme Personen genommen werden, von denen man Hoffnung habe, daß sie für das wahre Wohl der Täuflinge würden sorgen wollen. Trotz des dadurch entstandenen Aufsehens setzte Calvin seinen Willen standhaft durch, und da sich Perrin bei dieser Gelegenheit persönlich gegen ihn vergangen hatte, so brachte er es dahin, daß derselbe auch von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde, und seine Stelle im Rathe verlor.

Ein andermal war ein Gerichtsschreiber, Namens Bertelier, der gleichfalls zu den angesehensten Gliedern der Libertinenpartei gehörte, wegen Ausschweifungen angeklagt, und deswegen in den Bann gethan worden. Er appellirte an den Rath, und dieser bewilligte ihm nach einem halben Jahre wieder den Genuß des Abendmahls. Vergebens stellte Calvin vor, daß an dem Menschen noch keine Besserung zu spüren sey; der Rath wollte bei der Gelegenheit einmal durchgreifen, um sein Ansehn über den kirchlichen Vorstand zu behaupten. Aber Calvin ließ sich einen solchen Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit keineswegs gefallen. An dem Sonntage, wo Bertelier das Abendmahl genießen wollte, hielt Calvin eine kraftvolle Predigt gegen die Verächter der Sacramente, und rief mit donnernder Stimme von der Kanzel herab: „Eher will ich das Leben verlieren, als daß diese meine Hand dem Unwürdigen das Abendmahl reichen soll!" Das machte Eindruck, man befürchtete einen Aufruhr in der Kirche, und Bertelier's Freunde riethen ihm selber, fortzugehen. Aber Calvin blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern nöthigte den Rath zu dem Versprechen, sich künftig nie wieder in Sachen zu mischen, die vor das geistliche Gericht gehörten.

So handelte Calvin seiner innigen Ueberzeugung gemäß, daß den Dienern des göttlichen Wortes keine irdische Rücksicht gelten dürfe, wo es darauf ankomme, das Gute zu fördern und dem Schlimmen zu wehren. „Wenn wir Alle, schreibt er einmal darüber, unsere Meinung verhehlen wollten, wer würde für die Lehre der Wahrheit sprechen? Wie würde die Sache Christi gewinnen? So schämt euch denn, ihr kleinen, furchtsamen Seelen, die ihr aus Furcht, das Irdische zu verlieren, die Ehre Gottes nicht verherrlichen wollt! Nicht Ehre, nicht Macht, nicht Güter, nicht Menschengunst darf uns scheiden von der Liebe Gottes. Immer schwebe uns das Beispiel unsers Herrn vor Augen. Nie wollen wir vergessen, daß Liebe zur Wahrheit und ihre Bekanntmachung ihn seinen Feinden Preis gab, ihn tausend Kränkungen unterzog, ihn an das Kreuz brachte. Ich Schwacher kann das nicht leisten, was Er that, aber ich kann doch — und will es auch — für die Wahrheit mein Blut verspritzen."

Michael Servetus (Servede), ein Spanier, ein sehr lebhafter Kopf, hatte sich schon früh mit demselben Eifer, wie Calvin, den Sprachen und Wissenschaften ergeben, die zur Aufklärung der auch ihm früh verdächtig gemachten herrschenden Dogmatik führen konnten. Die Bibel war immer sein Lieblingsbuch gewesen, die Schriften der Kirchenväter durchforschte er mit Fleiß, und neben dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und Arzneikunde behielten theologische Untersuchungen ein großes Interesse für ihn. Eine Stelle als Schreiber bei dem Beichtvater Kaiser Karl's V. gab ihm zugleich einen hellen Blick in die menschlichen Verhältnisse. Späterhin zog er nach Paris und hielt daselbst mathematische Vorlesungen, dann griff er einmal wieder die Mißbräuche der Französischen Aerzte mit scharfer Feder an; mit einem Wort, er war nicht nur ein Kopf, der viel umfaßte, sondern der auch nichts umfassen wollte, ohne es zu verbessern, und neue, eigene Ideen hinzuzuthun. In der Theologie hatte er sich ein System gebildet, worin er besonders die Lehre von der Gottheit Christi, so wie sie von der Kirche allgemein angenommen und auch von den Reformatoren nicht angefochten ward, bestritt, so daß er auch zu den Antitrinitariern gerechnet wird.

Seine Streitlust verwickelte ihn in mancherlei Händel, und brachte ihn endlich auch dahin, Paris zu verlassen. Er ging auf eine Zeitlang nach Charlieu, wo er die Arzneikunst ausübte, und dann nach Lyon. Hier trieb er seine theologischen Untersuchungen mit solchem Eifer, daß er mit den aufgeklärtesten Gelehrten seiner Zeit, und unter anderen

auch mit Calvin in Briefwechsel trat. Aber dieser konnte sich unmöglich mit einem Manne verständigen, der in einer der wichtigsten Grundlehren des Christenthums bei einer abweichenden Meinung verharrte, und so legte der Briefwechsel nur den Grund zu einer heftigen Erbitterung zwischen Beiden.

Servet, der unterdessen nach Vienne gezogen war, hatte keinen größern Wunsch, als dem Christenthum die Gestalt zu geben, die es nach seiner Meinung ursprünglich gehabt hatte. Seinen Angriff auf die Dreieinigkeit hatte er schon 1531 (in seinem zwei und zwanzigsten Jahre) unter dem Titel De trinitatis erroribus herausgegeben, und sich dadurch bei den Protestanten wie bei den Katholiken so verhaßt gemacht, daß er sich auf den Titeln späterer Bücher einen andern Namen gab. Später hatte er sich zur Ausführung jenes Planes lange und anhaltend mit der Ausarbeitung eines Buchs beschäftigt, von dem er sich große Wirkungen versprach, wenn es nur mit guter Art verbreitet werden könnte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen fand er endlich einen Buchdrucker, der es 1553 unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christenthums," heimlich druckte. Servet war darüber so voller Freuden, daß er mehrere Tage lang nichts essen noch trinken mochte. Das Buch machte allerdings Aufsehen, und ward von der Geistlichkeit überall verboten. Es wurde entdeckt, daß Servet der Verfasser sey, es erfolgte eine Untersuchung wider ihn, und er wurde in's Gefängniß geworfen. Calvin hielt es für seine Pflicht, die gemachte Entdeckung durch die Briefe Servet's, welche er in Händen hatte, zu bestätigen; ob auch die Anklage desselben, wie Einige behaupten, durch ihn angestiftet sey, ist zweifelhaft. Indeß entsprang Servet noch aus dem Gefängnisse, und irrte, indem er Neapel zu erreichen suchte, an verschiedenen Orten umher. So kam er auch durch Genf. Hier hielt er sich einige Wochen verborgen, bis er eine Gelegenheit zum weitern Fortkommen erhalten würde. Aber als er eben im Begriff war, wieder abzureisen, ließ ihn die Obrigkeit, auf Calvin's Antrieb, in's Gefängniß bringen. Was Calvin zu diesem Verfahren bewog, giebt er selbst an. „Ich gestehe frei, schreibt er, es für meine Pflicht gehalten zu haben, einem mehr als verstockten und unverbesserlichen Menschen nach meinen Kräften Einhalt zu thun, und seine fernere Schädlichkeit zu hindern. Täglich verbreitet sich die Bosheit weiter, überall quellen neue Irrthümer hervor, und Personen, denen Gott die Macht dazu gab, lassen es sich nicht angelegen seyn, seines Namens Ehre zu beför-

dern. Denn wenn die Papisten die Abweichungen von ihrem Aberglauben so heftig ahnden, so müssen sich christliche Obrigkeiten schämen, bei der Vertheidigung unerschütterlicher Wahrheiten so wenig Muth zu beweisen." — Calvin hatte die feste Ueberzeugung, daß von der Erkenntniß dieser Wahrheiten das Heil der Seele abhinge; er begab sich daher selbst mehrere Male in den Kerker zu dem Gefangenen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; als aber Alles vergeblich blieb, hielt er sich für berechtiget, anzunehmen, daß Servet ein verworfener Mensch, und bei ihm nimmermehr an Besserung zu denken sey. Gerade so urtheilte auch Theodor Beza — einer der größten reformirten Theologen und Calvin's Freund und Biograph — von Servet. Er nennt ihn ein Ungeheuer, ausgestopft mit Gotteslästerungen und Bosheiten, das den Himmel und die Erde durch seine Reden und Schriften verpestet habe.

Calvin war bei allen seinen Verhören gegenwärtig, um ihn von seinen Irrthümern zu überzeugen, was aber nur zu hitzigen und erbitterten Wortkämpfen führte. Nachdem vorher noch das Gutachten der übrigen reformirten Kirchen in der Schweiz über Servet's irrgläubige Lehren eingeholt worden war, verurtheilte ihn der Rath zu Genf wegen seiner Ketzereien, besonders wegen seiner Lästerungen gegen die Dreieinigkeit und die Kindertaufe, lebendig verbrannt zu werden. Calvin und seine Amtsgenossen bemühten sich vergebens, eine Milderung dieser grausamen Todesart zu bewirken. Servet wollte es zuerst gar nicht glauben, daß man in einer reformirten Stadt mit einem Andersdenkenden so verfahren könne, aber als man ihm die traurige Gewißheit bestätigte, verlor er vor Schrecken fast die Besinnung. Dann raffte er sich wieder auf, und berief sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache, dann wieder flehte er um Gnade und Barmherzigkeit; umsonst. Calvin ging noch an seinem Todestage zu ihm in's Gefängniß, und suchte ihn zu bekehren. Servet betheuerte ihm dagegen mit Thränen, daß er sich durch seine Gründe nicht überzeugt fühlen könne, und bat ihn noch beim Abschiede für die etwanigen Kränkungen um Verzeihung, die er ihm unwissend zugefügt haben könnte. Zu Denen, die bis zuletzt bei ihm blieben, sagte er: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, aber ihn als ein Verbrecher leiden zu sollen, das zerreißt mein Herz. Jesu, mein Heiland und Erlöser, tröste mich, wie du einst getröstet wurdest. Der Drache, den ich bekämpfen wollte, überwältigt mich."

Man führte ihn hierauf in zahlreicher Begleitung vor das Rathhaus, und las ihm dort noch einmal laut mit den gewöhnlichen Ge-

bräuchen sein Urtheil vor. Angstvoll fiel er auf seine Kniee, und bat, wie er es schon bei der Verkündigung des Urtheils gethan hatte, man möchte ihn doch nur mit dem Schwerte hinrichten. „Wenn ich geirrt habe, setzte er hinzu, so habe ich aus Unwissenheit geirrt. Meine Absicht ist nicht zu tadeln, ich glaubte die Ehre Gottes zu befördern, und meine Ueberzeugungen zum Vortheil der Wahrheit bekannt machen zu müssen. Habe ich aber geirrt, so erreicht ihr ja eure Absicht schon mit meinem Tode, sey auch die Art desselben, welche sie wolle." Alles war vergebens; er ward zum Scheiterhaufen abgeführt, zu welchem man unglücklicher Weise ganz frisches und feuchtes Holz genommen hatte. Sitzend auf einem niedrigen Block, und angeschlossen an einen hinter ihm stehenden Pfahl, sah er nun den Scheiterhaufen mit Mühe anzünden, und, fast gebraten an dem langsamen Feuer, das gar nicht recht auflodern wollte, quälte sich der Unglückliche über eine halbe Stunde, während er unaufhörlich schrie: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!" bis zuletzt das umstehende Volk, von Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, die ihn endlich nach unsäglichen Schmerzen erstickten (27. October 1553).

Calvin betrieb Servet's Hinrichtung ohne Zweifel aus reinen Absichten, aber der Vorwurf lastet auf ihm, daß er hier die reformirte Kirche nach dem traurigen Wahne handeln ließ, welcher Irrlehrer mit Feuer und Schwert bekämpfen will. Auch waren nicht wenige Reformirte mit diesem Verfahren unzufrieden, sie besorgten mit Recht, die Katholiken würden nun behaupten, daß sie bei ihren Verfolgungen der Protestanten nur ihre eigenen Grundsätze wider sie geltend machten. Luther hatte über diesen Punkt ganz anders gedacht, und geäußert, es sey genug, wenn falsche Lehrer von der Obrigkeit des Landes verwiesen würden. Gegen Servet war man indeß seiner Schmähungen gegen die Lehren der Reformatoren wegen so aufgebracht, daß selbst der sonst so milde Melanchthon an Calvin schrieb, er trete seinem Urtheile über Servet völlig bei, und die Obrigkeit zu Genf habe gerecht gehandelt, daß sie diesen Gotteslästerer hinrichten lassen. Zur Entschuldigung für Calvin läßt sich noch anführen, daß die Reformatoren neue Spaltungen durch neue Meinungen nicht minder fürchteten als Siege des Papstthums *).

*) „Seine ganze bisherige Thätigkeit war auf die Begründung des moralischen und religiösen Lebens in Genf gerichtet gewesen; mit Mühe hatte er früher die Wiedertäufer entfernt; das Volk hatte noch nicht Wahres vom Falschen unterscheiden gelernt und faßte

Calvin's Ruf hatte eine Menge Studirender nach Genf gelockt; viele Religionslehrer der reformirten Kirche waren schon von ihm gebildet worden. Im Jahre 1558 brachte er es dahin, daß ein Gymnasium errichtet wurde, aus dem bald eine Universität hervorging. Beza erhielt das Rectorat, er selbst blieb Professor der Theologie. Auch in der Folge lehrten hier Männer, die zu den Zierden der Gelehrsamkeit gehören. Am wichtigsten aber wurde diese Universität für die reformirte Kirche, denn von ihr gingen kühne und geistvolle Prediger aus, die sie in anderen Ländern verbreiteten, und wiederum kamen wißbegierige Jünglinge aus der Ferne nach Genf, um hier an der Quelle zu schöpfen. Auch hatte Calvin schon 1549 eine Uebereinkunft mit den Zürcher Theologen zu Stande gebracht, welcher zufolge seine und Zwingli's Anhänger sich so weit vereinigten, daß sie keine getrennte Kirchen bildeten. Daher verstand man in der Folge beide als zusammengehörig, unter dem Namen der Reformirten, die den Lutheranern gegenüber, den zweiten großen Haupttheil der Protestanten ausmachten. So groß war Calvin's Thätigkeit in Genf nach allen Richtungen. Aber er sorgte für eine Menge auswärtiger Gemeinden durch schriftliche Rathschläge nicht minder eifrig, als für die seinige, und sein Briefwechsel erstreckte sich durch halb Europa. In dieser immerwährenden Geschäftigkeit fand er sogar das erprobteste Mittel gegen seine immer zunehmende Kränklichkeit, und selbst als er nicht mehr die Feder halten konnte, dictirte er noch. Er starb am 27. Mai 1564 im fünf und funfzigsten Lebensjahre an der Auszehrung, in Gegenwart der vornehmsten Rathsherren und Prediger von Genf, und nicht minder von seinen Mitbürgern betrauert, als, achtzehn Jahre vorher, Luther von den seinigen.

---

mit Begierde jede Neuerung auf, die ihm als Wahrheit gepredigt wurde; es gab zu jener Zeit keine, auch noch so absurde Ansicht, die nicht ihre Anhänger, ihre Vertheidiger, ihre Märtyrer gefunden hätte; sollte nun Calvin, der stets mit Gegnern zu kämpfen hatte, ungehindert zugeben, daß der Same der Zwietracht unter seinem Volke ausgesäet werde und das Werk seines Lebens vernichte? Es war nicht die Person, die er verfolgte, es war die Lehre, ein öffentlicher Widerruf hätte ihm genügt." Weber, a. a. O. S. 30.

2. Heinrich II.

(1547—1559.)

Wir gehen jetzt zur Geſchichte des Franzöſiſchen Reichs über, oder vielmehr zur Geſchichte der Hof-Factionen, welche hervortraten, ſeitdem die Regierung in den Händen eines Mannes lag, der zwar der beſte Reiter ſeines Königreichs war, die Regierung aber ſo wenig verſtand und zu übernehmen Luſt hatte, daß er nur froh war, als ſich Leute fanden, die für ihn regieren wollten *). An ſolchen fehlte es natürlich nicht, und die Königin, Katharina von Medici, eine boshafte, ränkevolle Italienerin, war herrſchſüchtig genug, um ſelbſt nach der Lenkung der Staatsangelegenheiten zu ſtreben. Aber ſie konnte dieſe Begierde erſt unter der Regierung ihrer Söhne befriedigen, denn das Vertrauen ihres Gemahls beſaß ein anderes, nicht minder ſchlaues Weib, Heinrich's Geliebte, Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, eine Schönheit ſeltener Art, die, faſt zwanzig Jahre älter als der König, doch denſelben bis an ſein Ende wie in einer beſtändigen Bezauberung erhielt.

Heinrich II. veränderte bei ſeinem Regierungsantritte nicht nur viele von den Einrichtungen ſeines Vaters, ſetzte deſſen erſte Staatsdiener ab u. ſ. w., ſondern befolgte auch keinen von den Rathſchlägen, die ihm derſelbe noch auf ſeinem Sterbebette gegeben hatte. Unter dieſen war einer der beſten der geweſen, die Guiſen nicht zu mächtig werden zu laſſen. Claudius, Herzog von Guiſe, der Stammvater dieſes Hauſes, war ein nachgeborner Sohn jenes Herzogs Renatus von Lothringen, gegen den Karl der Kühne gekämpft hatte. Zwei ſeiner Söhne haben auf Frankreich's Schickſal den entſchiedenſten Einfluß gehabt, der älteſte, Franz, nach dem Tode des Vaters Herzog von Guiſe, und der zweite, Karl, Erzbiſchof von Rheims und Cardinal, gewöhnlich der Cardinal von Lothringen genannt. Franz I. hatte ganz recht geſehen, daß in dieſen Brüdern ein Ehrgeiz lodere, deſſen Flamme man nicht ſorgfältig genug unterdrücken könne, wenn nicht das königliche Haus ſelbſt darüber in Gefahr kommen ſollte. Beide beſaßen Talente zum Herrſchen, der ältere als Feldherr, der jüngere als Staatsmann, und beide wußten ſich der Königin und der Alles geltenden Buhlerin ſo nothwendig zu machen, daß ſie die nächſten am Throne waren. Auch der Connetable

*) Non tam ut regeret, quam ut regeretur, natus videbatur, et pauca ex se, omnia fere ex intimorum familiarium sensu gerebat. Belcarius, Rer. Gallic. Commentar. XXV. p. 793.

von Montmorency, den Franz I. vom Hofe verbannt hatte, erhielt eine vorzügliche Stelle im Vertrauen des neuen Herrschers. — Die Verwaltung und besonders die der Finanzen war elend; man machte Anleihen zu hohen Zinsen, trieb den Aemterverkauf immer weiter, und war doch fortwährend in Geldnoth *).

Wie begierig sich Heinrich in die Händel mischte, welche zwischen Karl V. und Moritz von Sachsen ausbrachen, um dem Deutschen Reiche treffliche Städte zu entreißen; daß dieser Krieg während Karl's Regierung nur durch einen Waffenstillstand beendet wurde, und unter Philipp II. wieder ausbrach, ist in früheren Abschnitten (Th. VII. S. 320., u. 326. und oben S. 4.) erzählt. In diesem erneuerten Kampfe entriß der Herzog von Guise den Engländern, deren Königin Maria als Verbündete ihres Gemahls Philipp daran Theil nahm, Calais, nachdem sie es zwei hundert und zehn Jahre besessen hatten. Dem Frieden von Cateau Cambresis zufolge sollte England die Stadt nach acht Jahren wieder erhalten, was indeß nie geschehen ist. Mit diesem Frieden schlossen für eine geraume Zeit die durch Spanien's und Frankreich's Eifersucht angefachten Kriege, die viel unnützes Menschenblut und viel Geld, das gleichfalls besser hätte verwendet werden können, gekostet hatten. Bei der unüberlegten Verschwendung des Königs war der Mangel an dem letztern einmal (1552) so groß gewesen, daß der Hof, um die Zurüstungen zum Feldzuge gegen Karl V. bestreiten zu können, sein ganzes Silbergeschirr in die Münze schicken mußte, und die Bürger der „guten Stadt Paris" ermahnte, dasselbe zu thun.

Der Protestantismus fand indeß in Frankreich immer mehr Anhänger. Früher hatte es ihnen an Zusammenhang und völliger Uebereinstimmung in Lehre und Kirchenzucht gefehlt. Nun wurde das System ihres Landsmanns Calvin der Vereinigungspunkt für sie, seine Einrichtung der reformirten Kirche in Genf ihr Vorbild. Während Heinrich II. den Protestanten in Deutschland Hülfe sandte, verfolgte er, wie sein Vater, die Französischen mit der größten Grausamkeit. Zu den Urhebern dieser Verfolgungen gehörten vor Allen die Guisen, und Diana von Poitiers, die den Ketzern besonders abhold war. Im Jahre 1549 wurde zu Paris ein Schauspiel gegeben, das eines Nero wür-

*) „Die vorhandenen genauen Verzeichnisse erweisen, daß unter Heinrich und den nächsten Regierungen eine ganz unglaubliche und unermeßliche Zahl von unsinnigen und skandalösen Ausgaben und Geschenken stattfand." v. Raumer, Briefe aus Paris. Th. I. S. 274.

dig war. Nach einer prächtigen Procession in der Kathedrale begab sich der Hof auf den Greveplatz, und sah hier eine Art der Hinrichtung, die auch schon unter Franz I. vorgekommen war. Unter verschiedenen Gerüsten waren Feuer angezündet, über welchen man überführte Ketzer an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Qualen zu verlängern. Das Entsetzliche dieses Anblicks machte einen solchen Eindruck auf den König, daß er das Bild desselben lange nicht aus seinen Gedanken verbannen konnte.

Doch dies war nur eine vorübergehende Stimmung. Seiner Ueberzeugung nach war die barbarischeste Ausrottung aller Ketzer eine ganz gerechte Maßregel, und ihr Glaube das abscheulichste Verbrechen. Die Gesetze gegen sie wurden immer mehr geschärft; ein zu Chateaubriand 1551 erlassenes Edict machte es den weltlichen Richtern zur Pflicht, ihnen überall nachzuforschen, um sie zur Strafe zu ziehen. Hier fand auch der politische Haß neue Mittel der Befriedigung. Die Guisen, die den tapfern d'Andelot, Generaloberſten des Fußvolks, der sich zur reformirten Kirche bekannte, da er ihnen im Wege stand, gern wegschaffen wollten, stellten dem Könige vor, daß derselbe als Calvinist durch sein Beispiel noch Viele im Heere verführen werde. Heinrich, von Natur leutselig und gegen diesen d'Andelot ganz besonders wohlwollend gesinnt, wünschte, daß er sich deshalb möchte rechtfertigen können, und ließ ihn sogar durch seinen Bruder ermahnen, wenn er an den Hof käme, des Königs Fragen so zu beantworten, daß man ihm nichts anhaben könne. Er erschien, und ward zur Tafel gezogen. Der König machte ihm Lobeserhebungen über seine Verdienste, fügte aber hinzu, man verbreite von ihm allerlei böse Gerüchte, in Ansehung der Religion, er möchte daher einmal öffentlich sagen, was er von der Messe halte. D'Andelot erwiederte mit edler Freimüthigkeit, er sey von der Gnade des Königs durchdrungen, und wolle mit Freuden tausendmal für ihn sein Blut verspritzen, auch könne Se. Majestät über seine Person und seine Güter nach Gefallen gebieten, nur in Sachen der Religion erkenne er keinen Herrn über sich als Gott, und sein Gewissen zwinge ihn zu der Erklärung, daß die Messe eine menschliche Erfindung sey, welche Verachtung verdiene. Ueber diese Antwort gerieth der sonst sanfte König so in Hitze, daß er aufsprang, einen Teller über die Tafel warf, und schwur, daß er den Gotteslästerer mit eigener Hand durchbohren würde, wenn er ihn nicht hätte erziehen helfen. D'Andelot wurde verhaftet und seiner Stelle beraubt. Seine Freiheit erhielt er erst wie-

der, als er zugestand, daß man in seinem Zimmer Messe las. Dies war Alles, wohin man ihn bringen konnte.

König Heinrich II. starb nach einer zwölfjährigen Regierung eines schmerzhaften Todes. Bei einem Turnier (seinem Lieblingsvergnügen), auf dem er schon zu allgemeiner Bewunderung viele Lanzen gebrochen hatte, forderte er zuletzt noch den jungen Grafen von Montgommery zu einem Gange auf. Die Lanze des Grafen zerbrach am Harnisch des Königs, worauf das Splitterende des Schafts ihm gerade in's rechte Auge fuhr und bis in's Gehirn drang. Erst elf Tage nach dieser schauderhaften Verwundung erfolgte der Tod (10. Juli 1559).

---

3. Franz II.

(1559—1560.)

Der Dauphin Franz war sechzehn Jahre alt, als sein Vater starb. An Leib und Geiste schwach, bedurfte er weit mehr fremder Leitung, als daß er Andere hätte regieren können. Man hatte ihm eine schöne Gemahlin gegeben, die Tochter Königs Jakob's V. von Schottland, die nachmals so berühmt gewordene Maria Stuart. Da diese eine Nichte der Guisen war, so wurde deren Einfluß dadurch noch weit bedeutender. Den Connetable von Montmorency entfernten sie auf höfliche Weise. Dagegen verbanden sie sich mit Katharina von Medici, der königlichen Wittwe, die selbst das größte Interesse dabei hatte, mit den beiden mächtigen Brüdern gut zu stehen, und opferten ihrem Hasse Diana von Poitiers, die ihnen unter der vorigen Regierung eifrig gedient und der sie dafür geschmeichelt hatten. Sie mußte sich jetzt vom Hofe entfernen. So wurde denn der Herzog Franz sogleich zum obersten Befehlshaber über die Heere, und der Cardinal von Lothringen zum ersten Staatsminister ernannt.

Aber je größer der Einfluß der Guisen zu werden schien, desto mehr wurde zum Widerstande gegen denselben eine andere Familie aufgeregt, welche wegen ihrer Verwandtschaft mit dem königlichen Hause auch nähere Rechte auf die Regierung zu haben glaubte. Dies war das Haus Bourbon, welches von einem nachgebornen Sohne Ludwig's des Heiligen abstammte, und jetzt das einzige, den Söhnen Heinrich's II. in männlicher Linie verwandte Geschlecht war. Von diesem Hause lebten damals drei Prinzen: Anton, durch seine Gemahlin

Johanna d'Albret, König von Navarra, Karl, Cardinal und Erzbischof von Rouen, und Ludwig, Prinz von Condé. Der erste und zweite dieser Brüder waren von einer solchen Gemüthsart, daß sie nicht viel Kühnes gegen den Hof unternommen haben würden, wenn ihr jüngster Bruder, Prinz Ludwig von Condé, nicht gewesen wäre. Die Guisen fürchteten ihn und hatten Ursache dazu, denn er war ein ehrgeiziger, unternehmender Kopf, ein feiner Hofmann und ein guter Soldat. Um sicherer zu gehen, suchte er noch andere tüchtige Männer an sich zu ziehen, die, wie er, Ursach hatten, mit dem Hofe unzufrieden zu seyn. Zu diesen gehörten besonders der geistvolle und tapfere Admiral Coligny, aus dem Hause Chatillon, dessen Bruder, der schon erwähnte d'Andelot, und der alte verdiente Connetable von Montmorency, der, wie wir bereits erwähnten, seit der neuen Herrschaft gleichfalls sehr kränkend zurückgesetzt worden war.

Die Häupter der Bourbonischen Partei hielten zu Verdun eine Zusammenkunft, und berathschlagten, was zu thun sey. Darin kamen Alle überein, daß der Platz, den die Guisen so unrechtmäßig einnahmen, ihnen entrissen werden müsse. Nur war man nicht einig, ob dies mit Gewalt und durch die Waffen oder durch Unterhandlungen mit dem Hofe geschehen solle. Coligny rieth zur Mäßigung, und meinte, man müsse die Königin Mutter zu gewinnen suchen. In dieser Absicht ward nun wirklich der König Anton von Navarra nach St. Germain en Laye abgeschickt, wo der Hof sich damals aufhielt. Er ward aber daselbst so kalt empfangen, daß man ihm nicht einmal eine Wohnung im Schlosse anbot, er mußte sich von dem Marschall von St. André einen Theil der seinigen abtreten lassen. Den zum Voraus gegen ihn eingenommenen König konnte er nicht anders als im Beiseyn der Guisen sprechen, und die Königin Mutter wußte ihm Furcht vor gewagteren Schritten einzuflößen. Diese neue Beleidigung erbitterte den Prinzen von Condé noch mehr. Coligny machte den Vorschlag, sich mit den Protestanten zu verbinden, und die Sache der Religion mit dem Staatsvortheil der Bourbons zu vereinigen. Dies fand Beifall. Die Reformirten waren ein unverächtlicher Beistand, denn trotz der Verbote und Hinrichtungen vermehrte sich ihre Zahl so sehr, daß sie im Jahre 1562 in Frankreich 2150 Kirchen bildeten. Um so heftiger entbrannte der Verfolgungseifer gegen sie. Man stellte dem schwachen Könige vor, er könne den letzten Willen seines Vaters gar nicht besser erfüllen, als wenn er diese Ketzer rein ausrotte.

So erschien denn (14. Nov. 1559) ein Edict, in welchem den Reformirten ihre gottesdienstlichen Versammlungen bei Lebensstrafe untersagt wurden. Die dazu benutzten Gebäude sollten niedergerissen und nie wieder aufgebaut werden. Bei jedem Parlament wurde eine besondere Kammer eingerichtet, die sich bloß mit der Aufsuchung und Bestrafung der Protestanten beschäftigte. Man nannte diese Kammern Feuerkammern (chambres ardentes), weil sie die jenem königlichen Befehl Ungehorsamen ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen verdammten. Ein gewisser Inquisitionsrath Mouchi warb ganze Banden von Kundschaftern, die nach ihm Mouchards genannt wurden. Diese durchsuchten die abgelegensten Oerter, und sagten, um den Haß des Volkes zu entflammen, die schändlichsten Dinge von den Reformirten aus*), die dann einen schmählichen Tod leiden mußten. Unter den Schlachtopfern dieser Zeit verdient der Parlamentsrath Annas du Bourg genannt zu werden, einer der redlichsten Männer, der seines Glaubens wegen, den er muthig bekannte, am 23. December auf dem Blutgerüste enden mußte.

Seitdem stieg die Erbitterung ungemein. Es wurden Schriften ausgestreut, in welchen die Guisen als die Urheber aller Religionsbedrückungen angeklagt, und alle Reformirten aufgefordert wurden, gegen diese unrechtmäßigen Handhaber der höchsten Gewalt in Masse aufzutreten, und Alle für Einen zu stehen. Zunächst trat ein Edelmann aus Perigord, La Renaudie, ein sehr entschlossener Mann, an die Spitze einer Verschwörung, die nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den ganzen Hof in Blois, seinem Sommeraufenthalte, zu überfallen, die Guisen entweder zu tödten oder in feste Verwahrung zu nehmen, die Königin Mutter ganz von den Regierungsgeschäften zu entfernen, und den König zu nöthigen, künftig den Rathschlägen der Bourbons zu folgen. Die Anstalten dazu waren trefflich gemacht, aber ein in das Geheimniß gezogener Parlamentsadvocat verrieth es der Königin Mutter und dem Herzoge von Guise, und eben als La Renaudie von Nantes aus nach Blois ziehen wollte, hörte er, daß der Hof diesen Ort schnell verlassen und sich nach Amboise begeben habe. Hier traf der Herzog von Guise schnell die nöthigen Maßregeln zur Abwehrung eines Ueberfalls, benutzte aber zugleich die Gelegenheit, sich

*) Non solum nocturnos conventus haberi, sed etiam in iis promiscuos concubitus exstinctis lucernis exerceri aiebant. Thuanus, XXIII. p. 462. A. Ed. 1625.

mit einer großen Macht bekleiden zu lassen. Er stellte dem bestürzten Könige absichtlich die Verschwörung bedeutender vor, als sie war, und brachte ihn so dahin, daß er ihn zum Generalstatthalter des Reichs ernannte. Die Königin Mutter, welche dieses nicht wünschte, gab es doch zu, da sie gegen das Unternehmen der Verschwornen keine andere Rettung sah.

Diese, die nicht ahnten, daß ihr Vorhaben entdeckt war, rückten auf Amboise los. Ihr Plan hatte darin bestanden, daß eine Anzahl vor ihnen unbewaffnet zu dem König gehen und um Religionsfreiheit bitten sollte. Nachdem sie, wie vorauszusehen war, eine abschlägige Antwort erhalten haben würden, sollten sie sich zurückziehen, und dann die Bewaffneten, welche aus allen Provinzen heranrückten, heimlich und versteckt aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen. Allein dieser Plan war nun vereitelt. Jene Unbewaffneten wurden ergriffen, gefoltert und hingerichtet, dann überfielen die königlichen Truppen die einzelnen Haufen, schlugen und zerstreuten sie. Der kühne La Renaudie fiel in einem solchen Gefechte (18. März 1560). Die meisten Gefangenen wurden gerädert, ersäuft oder gehängt.

Der Hof wußte recht gut, welchen Antheil die Bourbonische Partei an dieser so vollkommen gescheiterten Unternehmung der Hugenotten*) gehabt hatte. Aber gleich jetzt Gewalt gegen sie zu brauchen, schien nicht zweckmäßig, auch waren, mit Ausnahme des Prinzen von Condé, alle übrige bedeutende Glieder dieser Partei entfernt. Um sich von den wider ihn vorgebrachten Anklagen zu reinigen, erbot sich der Prinz zu einem Zweikampfe, und als dieses keine Folge hatte, ging er auf seine Güter. Indeß wurde eine Versammlung der ausgezeichnetesten Männer des Reiches (Notabeln) nach Fontainebleau ausgeschrieben. Es hieß, der Hof wolle ihre Meinung über die Heilung der mancherlei Gebrechen, an denen der Staat leide, vernehmen. Daß die Guisen sich dieser Versammlung bedienen wollten, alle ihre Feinde in einer Schlinge zu fangen, ist sehr unwahrscheinlich, und vielmehr

*) Der Ursprung dieses Namens, mit dem man von dieser Zeit an in Frankreich die Reformirten bezeichnete, ist dunkel und wird verschieden angegeben. Nach Thuanus, XXIV. p. 494 C., war er zuerst in Tours aufgekommen. Hier hatte man ein Mährchen, der König Hugo spuke des Nachts umher, und da nun die am Tage scharf beobachteten Reformirten ihre Zusammenkünfte des Nachts anstellten, so nannte man sie spottweise in Beziehung auf jene Sage Huguenots, Nachtgespenster. Andere sagen, die Benennung rühre von den Orten ihrer ersten Versammlungen zu Nantes her; noch Andere, sie sey eine Verstümmelung des deutschen Wortes Eidgenossen.

glaublich, daß sie ihre Verwaltung von derselben gebilligt und gutgeheißen sehen wollten *). Aber der Prinz von Condé fürchtete schlimmere Absichten, und kam nicht. Auch war der König von Navarra nicht zugegen; der Admiral Coligny, der erschienen war, übergab eine Bittschrift der Hugenotten, und setzte hinzu, daß mehr als funfzig tausend Menschen bereit wären, dieselbe zu unterschreiben. Aber er erreichte dadurch weder seine Absicht, bei dem Herzog von Guise Besorgnisse zu erregen, noch bewirkte er mildere Gesinnungen für die Reformirten. Es wurde der Beschluß gefaßt, der übrigen Staatsangelegenheiten wegen zu Orleans die Reichsstände zu versammeln. Hier wollte man den Hauptstreich gegen die Bourbons ausführen, nachdem man Briefe aufgefangen hatte, durch welche sowol die Pläne dieser Partei gegen die Guisen, als ein Entwurf Condé's, sich Lyons zu bemächtigen, verrathen worden waren. Die Bourbons trugen zwar anfangs Bedenken, nach Orleans zu kommen, aber der Hof, dessen Absichten durch dieses Ausbleiben vereitelt worden wären, wandte Alles an, sie dazu zu bewegen. Auf einer Versammlung der Stände, hieß es, könnten die nächsten Prinzen des königlichen Hauses unmöglich fehlen, ohne sich ihre Rechte zu vergeben. Dazu kamen die Versicherungen des gutmüthigen und leichtgläubigen Cardinals von Bourbon von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs und der Königin Mutter, durch welche sich zuerst der König von Navarra überreden ließ, dann auch der Prinz von Condé, der den Rest seines Mißtrauens durch die Voraussetzung beschwichtigte, daß man im äußersten Fall das königliche Blut schonen würde. So begaben sich denn die Prinzen nach Orleans; auch Coligny, der bei seinen Unternehmungen so zu Werke gegangen war, daß man ihm nichts anhaben konnte, kam später hin. Bei ihrer Ankunft (29. October 1560) waren die Prinzen aber nicht wenig überrascht, als sie die Stadt voll von kriegerischen Zurüstungen fanden, und gleich bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige wurde der Prinz von Condé gefangen genommen. Der König von Navarra wurde nur sorgfältig bewacht. Katharina von Medici wollte schuldlos erscheinen, und schob Alles auf die Guisen, deren Herrschsucht und Willkür ihr in der That nicht minder bedenklich erscheinen mußte, als das Streben der Bourbons und der Reformirten wider den Hof.

*) Sismondi, Histoire des Français, T. XVIII. p. 160.

Das Rechtsverfahren gegen Condé wurde indeß so eingeleitet, daß eine besondere Commission bestellt ward, ihn zu richten, obgleich der Prinz nachdrücklich widersprach und behauptete, er könne nur von den Pairs mit Zuziehung des Parlaments von Paris gerichtet werden. Dennoch sprach die Commission als über einen Majestätsverbrecher, das Todesurtheil über ihn aus. Die Guisen, welche diese Entscheidung herbeigeführt, und versichert hatten, daß man mit diesem Einen Streiche den Ketzern und Rebellen das Haupt abschlagen werde, wollten nun noch gern den König von Navarra, dem man aber doch nichts so Strafwürdiges Schuld geben konnte, und den Admiral in dasselbe Schicksal verwickeln, als der Tod des erst achtzehnjährigen Königs (5. Dec. 1560) der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung gab. Die Königin Mutter und die Guisen waren so bestürzt, daß sie nicht einmal für ein ordentliches Leichenbegängniß sorgten. Nur zwei Hofleute und der blinde Bischof von Senlis begleiteten den Leichnam nach St. Denis, dem Begräbnißort der Könige, und so wenig man auch den Verstorbenen geachtet hatte, so übel deutete man doch den Guisen diese unanständige Vernachlässigung.

Franz II. hinterließ keine Kinder; sein nächster Bruder Karl, der Thronfolger, war ein zehnjähriger Knabe. An eine Beendigung der herrschenden Spannungen war also nicht zu denken, vielmehr erfüllen sie die ganze Zeit, wo Karl den Namen eines Königs geführt hat, und reichen noch weit darüber hinaus.

---

4. Karl IX.

(Reg. 1560—1574.)

Die Guisen hatten zwar bei der Königin Mutter darauf gedrungen, in der Verwirrung, die des vorigen Königs Krankheit herbeiführte, den Prinzen Condé hinrichten zu lassen; aber Katharina hielt es für rathsamer, die ohnehin schon so große Macht der Guisen nicht noch höher steigen zu lassen, damit sie ihr am Ende nicht selbst unterliege; sie suchte daher dem Prinzen das Leben zu erhalten, um sich seiner als ein Gegengewicht bedienen zu können, und so, in der Mitte zwischen zwei kämpfenden Parteien, die Zügel der Regierung selbst zu führen. Nur war es eine schwere Aufgabe, die Bourbonische so erbitterte Partei zu gewinnen, ohne den Guisen verdächtig zu werden, deren Freund-

schaft sie doch nicht aufgeben durfte. Indeß gelang es ihr, nachdem der Cardinal von Lothringen sich am meisten dagegen gesträubt hatte, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Der König von Navarra verlangte zwar Entfernung der Guisen und Gestattung der Religionsfreiheit für die Hugenotten, aber Katharina brachte es dahin, daß er sich mit der Versicherung begnügte, sie wolle heimlich und nach und nach Beides erfüllen, obschon es ihr damit keinesweges Ernst war, weil sie alsdann ihren eignen Zwecken entgegengewirkt, und die Bourbons zu mächtig gemacht haben würde.

In der Versammlung der am 13. December eröffneten Reichsstände sprach der treffliche Kanzler l'Hospital *) im gemäßigten, versöhnlichen Sinne, konnte aber damit die Leidenschaftlichen auf beiden Seiten nicht befriedigen. Ein Hauptübel, dessen Abhülfe man von den Ständen erwartete, war der klägliche Zustand der Finanzen. Man verlangte, daß sie die Schulden abtrügen, die sich auf 43 Millionen Livres beliefen, worauf sie erklärten, sie seyen hierüber nicht mit Vollmachten versehen.

Da unter den Bedingungen der Aussöhnung mit dem Könige von Navarra auch die Lossprechung des Prinzen von Condé war, so geschah diese, indem das Urtheil vom Parlamente feierlich für nichtig erklärt wurde. Der König von Navarra ward zum Generalstatthalter des Reichs ernannt, der Cardinal von Lothringen behielt die Aufsicht über die Finanzen, den Namen der Regentin führte Katharina, die zugleich den Connetable von Montmorency, der auf den Wunsch des Königs von Navarra an den Hof zurückgeholt ward, durch ihre schlauen Künste ganz für sich gewann; er versprach zwischen beiden Parteien neutral zu bleiben, und nur dem jungen Könige zu dienen.

Wer konnte aber wol von einer solchen Vereinigung Ruhe erwarten? Die Guisen fanden sich beeinträchtigt, der Prinz von Condé suchte Rache, das reichte schon hin, neue Zerrüttungen hervorzubringen. Beide Parteien bemühten sich um den Connetable von Montmorency. Die Bourbonische rechnete auf die Verwandtschaft, die andere auf seine feste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben.

Die Königin Mutter befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit, da der König von Navarra immer mehr auf die Erfüllung der beiden geheimen Artikel drang. Die Guisen fingen schon an, miß-

*) „Gelehrsamkeit, Klugheit, Würde standen bei ihm im seltnen Bunde; mit festem, ungebeugtem Gemüthe, mit heldenmüthiger Ausdauer kämpfte er gegen die Frevel und Leidenschaften aller Parteien.“ v. Raumer Geschichte Europa's, Bd. II. S. 202.

trauisch gegen sie zu werden; sie versteckten aber ihre Leidenschaften hinter dem Eifer für den katholischen Glauben, und nahmen den Schein an, bloß für diesen zu kämpfen. Dadurch lockten sie auch den Connetable von Montmorency auf ihre Seite, und es entstand ein Bündniß zwischen diesem, dem Herzog Franz von Guise, und dem reichen und tapfern Marschall von St. André, welches man das Triumvirat nannte. Desto lauter glaubte sich jetzt die Gegenpartei erklären zu müssen, und der König Anton überreichte auf Anstiften des Admirals von Coligny eine Bittschrift der Protestanten, welche dem Staatsrath vorgelegt wurde. Dieser Schritt hatte ein Edict zur Folge (Jul. 1561), worin zwar die Strafe für das Verbrechen der Ketzerei auf Landesverweisung gemildert, aber auch den Reformirten die religiösen Zusammenkünfte untersagt wurden. Doch sollten keine Nachforschungen über das, was im Innern der Häuser vorging, Statt finden. Um den Admiral, der mit diesem Befehle sehr unzufrieden war, zu besänftigen, schlug Katharina ein Religionsgespräch vor. Es kam wirklich zu Stande, und wurde im September 1561 in Gegenwart des Hofes und einer glänzenden Versammlung von Großen, weltlichen und geistlichen Standes, zu Poissi gehalten. Hauptredner von Seiten der Reformirten war der berühmte Beza, Calvin's Amtsgenosse. Durch seine Aeußerung: „daß Christi Leib vom Brot und Wein im Abendmahl so weit entfernt wäre, als der höchste Himmel von der Erde," brachte er die Gegner in den äußersten Zorn. Im Laufe des Gesprächs kam ein päpstlicher Legat, und in seiner Begleitung der Jesuitengeneral Lainez nach Poissi. Der letztere nannte die Protestanten Schlangen, Affen, Füchse und Wölfe, und meinte, es sey genug, sie an das Tridentinische Concilium zu verweisen. Er erklärte, daß es Verwegenheit gegen Gott sey, den Ketzern freie Religionsübung zu verstatten, und höchst unvorsichtig, solche Gespräche in Gegenwart von Personen halten zu lassen, die leicht verführt werden könnten. Auf diesen Wink ließ Katharina den jungen König nicht wieder bei der Disputation erscheinen. Nach mehreren Sitzungen wurde die Versammlung aufgehoben, und, wie alle ähnlichen Versuche, blieb auch dieses Religionsgespräch ohne Erfolg und führte keine Versöhnung herbei.

Indeß neigte sich Katharina jetzt mehr auf die Seite der Protestanten, und l'Hospital machte in einer Versammlung des Staatsraths, zu der auch Parlamentsräthe gezogen wurden, die Grundsätze der Mäßigung von Neuem nachdrücklich geltend. „Wenn der König, sagte

er, sich ganz auf die eine oder die andre Seite stellt, so ist der Bürgerkrieg unausbleiblich. Es kommt hier nicht darauf an, zu entscheiden, welche Religion die beste, sondern ob Gefahr vorhanden ist, wenn sich die Reformirten versammeln. Nicht von der Anordnung der Religion, sondern von der Erhaltung des Staats ist die Rede." Obschon nun die eifrigen Katholiken heftig widersprachen, kam doch ein am 17. Januar 1562 erlassenes Edict zu Stande, in welchem zwar den Hugenotten befohlen ward, den Katholiken die Kirchen und Kirchengüter, deren sie sich bemächtigt hatten, zurückzugeben, und verboten, Mannschaft zu werben, zugleich aber erlaubt, außerhalb der Mauern der Städte freien Gottesdienst zu halten.

Indeß hatten die Guisen daran gearbeitet, die Verbindung zwischen Katharina und dem Könige von Navarra aufzulösen, und mit Hülfe des Spanischen Gesandten, der ihr Vertrauter war, da Philipp II. ihre Ansichten und Wünsche theilte, und des schlauen päpstlichen Legaten, des Cardinals von Ferrara, war ihnen dieß in der That gelungen. Die beiden Letztern hatten den schwachen Fürsten durch die Aussicht gelockt, daß, wenn er die Reformirten nicht mehr begünstigen wolle, Philipp ihm für seine Ansprüche auf Navarra Sardinien abtreten würde. So trat er zum Triumvirat über, und nach der Erscheinung des Edicts vom Januar erklärte er sich offen und unzweideutig für die Katholiken. Dadurch wurde Katharina veranlaßt, sich näher an Condé und Coligny anzuschließen. Der Guisischen Partei aber war daran gelegen, die Spannung zwischen Katholiken und Reformirten zu erhöhen, und je eher je lieber den Haß, der Beide befeuerte, zum Ausbruch kommen zu lassen, ehe sich die Hitze abkühlte. Dazu gab eine Reise, welche der Herzog Franz von Guise nach Paris machen wollte, um daselbst mit dem Könige von Navarra gemeinschaftlich zur Vertreibung des Prinzen von Condé aus dieser Stadt zu wirken, Gelegenheit. Auf dem Wege kam er an einem Sonntage (1. März 1562) mit einem zahlreichen Gefolge durch Vassi, eine kleine Stadt in Champagne, als eben die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten. Einige von seinen Leuten, die in die Versammlung gegangen waren, fingen mit den Hugenotten Händel an und wurden hinausgeworfen; darauf kamen die Uebrigen, fanden die Thüren verrammelt, stießen sie ein und fielen nun mit ihren Waffen über die Versammelten her, die sich mit Steinwürfen zu wehren suchten. Dem Herzog, der auch herbeigeeilt war, flog ein Stein in's Gesicht, und

dies erbitterte seine Leute so, daß sie an sechzig Menschen, Männer, Weiber und Kinder tödteten, und noch weit mehrere verwundeten, unter denen auch der Prediger war; in der Scheune ward Alles umgekehrt, die Kanzel, die Bänke zerbrochen, die Bibel zerrissen. Als darauf der Herzog den Richter des Orts vor sich kommen ließ, und ihm einen scharfen Verweis gab, daß er diese Zusammenkünfte erlaubt habe, und der Richter sich auf das Edict vom Januar berief, legte Guise zornig die Hand an den Degen, und sagte: „Dieser soll das verfluchte Edict zerhauen!"

Die heftigen Katholiken jauchzten über diese That, und priesen den Herzog als den wahren Helden ihres Glaubens. Durch diese Huldigungen noch mehr aufgeregt und zuversichtlicher gemacht, wollte sich nun Guise mit Einem Streiche von seinen Nebenbuhlern befreien, und die Königin Mutter vom Könige trennen. Diese sah die Gefahr, und floh mit dem jungen Könige nach Fontainebleau; Condé verließ Paris, um Truppen zusammen zu ziehen. Aber noch ehe er mit seiner Rüstung zu Stande kam, eilte Guise mit seinen Verbündeten und einer Schaar bewaffneter Reiter dem Hofe nach; auf seinen Betrieb sagte der König von Navarra Katharinen, er wolle den König nach Paris führen, ihr stelle er frei, ob sie mit gehen wolle oder nicht. Zugleich wurde Befehl zur Abreise nach Melun gegeben; Katharina folgte. Der junge König weinte vor Angst über die ungewohnte Behandlung so heftig, als ob er in's Gefängniß gesperrt werden sollte. Man kam von Melun nach Vincennes, und dann nach Paris. Die Triumvirn machten bekannt, daß Alles geschehen sey für das allgemeine Beste, und bedienten sich zu allen ihren Unternehmungen des königlichen Namens. Katharina entschuldigte sich heimlich gegen Condé, und forderte ihn auf, den Muth nicht sinken zu lassen. So wenig sie auch den Protestanten geneigt war, so konnte sie doch nicht wünschen, daß sie erliegen möchten, denn nur wenn beide Parteien einander zu fürchten Ursache hatten, war ihr ein überwiegender Einfluß gesichert.

Der Connetable von Montmorency ließ jetzt in Paris seinem Hasse gegen die Reformirten freien Lauf. An der Spitze von Soldaten brach er in ihre Versammlungshäuser ein, jagte die Prediger fort, und ließ die Predigtstühle, Altäre und Bänke verbrennen, eine Heldenthat, die ihm den Spottnamen Hauptmann Bankbrenner zuzog.

5. Die drei ersten Bürger- und Religionskriege. (1562—1570.)

Die glänzenden Vortheile, in deren Besitz sich die Guisen jetzt befanden, hatten sie nur durch ihre Schnelligkeit dem Prinzen von Condé aus den Händen gewunden. Mit dreitausend Reitern war dieser schon bis nach Fontainebleau gekommen, als er mit Verdruß hörte, was geschehen war. Er berathschlagte darauf mit dem Admiral, was zu thun sey, nachdem die Sachen so weit gediehen. Endlich rief er aus: „Es ist einmal geschehen! Wir sind schon so tief im Wasser, daß wir entweder durchschwimmen, oder ertrinken müssen.“ Er flog nach Orleans, welche Stadt er sich schon vorher zum Waffenplatze ausersehen hatte, und lud alle seine Anhänger dahin ein. In öffentlichen Rechtfertigungsschriften erklärte er, seine Absicht sey bloß, den gefangenen König und dessen Mutter aus den Händen der Triumvirn zu reißen, und die Verordnungen des Königs, besonders die vom Januar zur Vollziehung zu bringen. Die Guisen ließen dagegen den König dieses Edict von Neuem bestätigen, und die Erklärung geben, er sey nicht gefangen, sondern frei.

Während dieses Schriftwechsels wurde eifrig gerüstet. Beide Parteien warben Truppen, und suchten die Städte des Reichs auf ihre Seite zu bringen. Viele derselben kamen in die Hände der Reformirten, für sie erklärte sich fast die ganze Normandie und der beste Theil des Französischen Adels. An allen Orten brach der Kampf aus, und die Parteien griffen einander mit aller der unmenschlichen Wuth an, welche Religions- und Bürgerkriege so furchtbar macht, und uns in ihnen kaum noch die Menschheit erkennen läßt. Die Protestanten beraubten und schändeten die katholischen Kirchen und die Klöster, zerstörten die Bilder darin, vertrieben und tödteten Priester und Mönche. Die Katholiken hauseten noch weit schlimmer. Die Jahrbücher einzelner Französischer Städte sind voll von den unmenschlichsten Grausamkeiten, die in dieser Periode verübt worden sind. Ganze Besatzungen, die sich ergeben hatten, wurden dennoch niedergehauen, Anführer und Reiche grausam gefoltert, Weiber und Mädchen mit viehischer Wuth geschändet, Kinder zerfleischt, Greise langsam zu Tode gemartert. Zu Tours wurde der Präsident an einen Baum geknüpft, und ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen. Schwangere Weiber zog man nackt aus, schlitzte ihnen den Leib auf und schmetterte die

Kinder auf die Erde, oder warf sie den Hunden zu fressen vor. Zu Castres schund ein Henkersknecht fünf Männer lebendig, und fraß ihre Lebern. Zu Agen wurden Fünfhundert aufgehängt, zu Cahors verbrannte man beinah eben so viele. Zu Troyes ließ ein Procurator seinen eigenen Sohn aufhängen; ein Bruder ließ seine Schwester verbrennen und ihr zuvor noch brennenden Speck auf die Haut träufeln. In der ganzen Provence hörte man nichts, als die abscheulichsten Mordgeschichten und Grausamkeiten. Ueber funfzehnhundert Menschen wurden zu Tode gemartert, geblendet, bei den Händen oder Füßen aufgehängt, an Pferdeschweifen geschleift, gesteinigt, ja in Kalköfen geworfen, oder lebendig begraben. Die losgelassene thierische Wuth freute sich ihrer Triumphe, da außer der Befriedigung rachsüchtiger Wuth noch die Ueberzeugung mitwirkte, daß Alles zur Ehre Gottes geschehe. Ja das Pariser Parlament erklärte alle Reformirten für vogelfrei, und ermahnte die Katholiken sich zu bewaffnen und über sie herzufallen. Diesen Beschluß lasen die Pfarrer jeden Sonntag in der Kirche ab. Eine königliche Verordnung sprach allen denen, welche zu Orleans die Waffen ergriffen hatten, als Rebellen das Leben ab; nur den Prinzen von Condé nahm man aus, unter dem Vorgeben, er wäre ein Gefangener in den Händen der Aufrührer.

Von beiden Seiten bemühte man sich um fremde Hülfe. Die Guisen ließen in Deutschland und den katholischen Cantonen der Schweiz werben; Philipp II., die Herzoge von Savoyen, Ferrara und Mantua schickten ihnen Soldaten. Dagegen erhielt Condé von Deutschen protestantischen Fürsten Hülfstruppen, und mit Elisabeth von England schloß er am 20. September einen Vertrag, wonach diese ihn mit Geld und sechstausend Mann unterstützte. Dafür wurde ihr Havre de Grace eingeräumt, welches sie künftig gegen die verheißene aber nicht erfolgte Abtretung von Calais wieder herauszugeben versprach.

Indeß hatten die Feindseligkeiten zwischen den Heeren der beiden Parteien begonnen. Nachdem ein Plan Condé's, die Königlichen zu überfallen, mißglückt war, rückten diese, durch Schweizerisches Fußvolk und durch Deutsche Reiterei verstärkt, dem Scheine nach auf Orleans los, wandten sich aber dann sogleich auf Blois und Tours, und bemächtigten sich beider Städte. Eben so nahm der Marschall St. André Poitiers, ohne vielen Widerstand zu finden. Auch Bourges ward von den Königlichen eingenommen, wodurch sie Orleans von aller Hülfe abgeschnitten hatten. Nun sollte diese Stadt belagert werden; doch

die Königin Katharina, die sich selbst im Lager befand, und der König von Navarra waren der Meinung, daß man sich zuerst gegen Rouen wenden müsse, in welche Stadt die Engländer eine Verstärkung geworfen hatten. Die Belagerung wurde auch im September wirklich begonnen, und während derselben der König Anton von Navarra so verwundet, daß er nach einigen Wochen (17. November) starb, ungefähr eben so wie er gelebt hatte, denn in seinen Fieberträumen sprach er nur von den Citronenwäldern Sardinien's, die ihm nun bald zufallen sollten. Am 26. October war Rouen mit Sturm genommen, und acht Tage lang entsetzlich geplündert worden. Dann wurden viele protestantische Bürger und die Prediger hingerichtet. Zur Vergeltung ließ man in Orleans einen geistlichen Parlamentsrath und einen Abt aufhängen.

Condé, durch einen Heerhaufen Deutscher Truppen verstärkt, die ihm d'Andelot zugeführt hatte, wollte nun Paris überfallen; allein weil er sich auf dem Wege aufgehalten hatte, waren ihm die Königlichen zuvorgekommen und hatten sich schon in die Stadt geworfen. Der Admiral rieth jetzt, lieber nach der fruchtbaren und reichen Normandie zu ziehen, und, durch Englische Hülfe verstärkt, dann etwas gegen die Königlichen zu wagen. Es geschah, aber bei Dreux wurde das Heer des Prinzen, von dem durch Spanische Truppen verstärkten katholischen eingeholt, und es kam gleich zur Schlacht (19. Dec.). Der Admiral hatte durch seine Geschicklichkeit die feindliche Reiterei schon in die Flucht geschlagen, aber das Schweizerische und Spanische Fußvolk in dem Heere der Katholiken focht so tapfer, daß Condé nicht nur die Schlacht noch verlor, sondern auch selbst gefangen ward. Als man ihn vor den Herzog von Guise brachte, nahm ihn dieser nicht nur mit aller seinem Stande gebührenden Achtung auf, sondern speisete auch mit ihm an einer Tafel, und da sich in der Verwirrung nach dem Treffen nicht mehr als ein Bett in des Herzogs Quartier befand, so schliefen sie sogar beisammen. Der Marschall St. André war in der Schlacht getödtet worden, und der Connetable von Montmorency den Hugenotten in die Hände gefallen.

Guise wandte sich nun nach Orleans, dem Hauptort der Hugenotten, der von d'Andelot tapfer vertheidigt ward. Die Belagerung ward mit Eifer betrieben, und schon waren die Vorstädte mit vielem Blutvergießen erobert, als ein unerwarteter Vorfall alle Hoffnungen der Guise'schen Partei niederschlug. Ein junger Calvinischer Edelmann

aus Angoumois, Johann Poltrot von Merey, war von einem ſo falſchen Religionseifer ergriffen, daß er es für verdienſtlich hielt, das Haupt der Katholiken, auf welche Art es ſey, aus dem Wege zu räumen. Er nahm alſo die Gelegenheit wahr, da der Herzog am 18. Februar 1563 Abends unter ſchwacher Begleitung nach ſeinem Quartier zurück ritt, und ſchoß ihm drei vergiftete Kugeln durch die Schulter, worauf ſechs Tage nachher der Tod erfolgte. Das Parlament verurtheilte dieſen Schwärmer, der bald nachher auf der Flucht ertappt ward, mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerriſſen zu werden; allein durch dieſe Strafe, die den barbariſchen Geiſt der Zeit bezeichnet, konnte der Schmerz über den Fall eines ſolchen Anführers nicht gemildert werden. Die katholiſche Partei fühlte die ganze Stärke ihres Verluſtes, und ließ ſich daher auf Friedensunterhandlungen ein, um ſo mehr, da ein bürgerlicher Krieg, wie dieſer, nicht nur einen großen Koſtenaufwand forderte, ſondern zugleich die Einkünfte verminderte. Auch wünſchte die Königin nichts ſo ſehr, als die Engländer wieder vertrieben zu ſehen. Am 12. März ward daher zu Orleans ein Vergleich geſchloſſen, und am 19. zu Amboiſe in der Form eines Edicts bekannt gemacht, nach welchem allen hohen Lehnbeſitzern auf ihren Gütern die freie Uebung des reformirten Gottesdienſtes für ſich und ihre Unterthanen geſtattet ward, den übrigen Edelleuten nur in ihren Häuſern, den Bürgern nur in einer von der Regierung zu bezeichnenden Stadt in jedem Landgerichtsbezirk, und in allen den Städten, wo er beim Ausbruche der Unruhen bereits Statt gefunden. Paris und ſein Gebiet wurden von dieſer Freiheit ganz ausgenommen. Condé erhielt auch von Katharinen das Verſprechen, an ſeines Bruders Stelle in den Staatsrath aufgenommen zu werden, hierin hielt ſie ihm jedoch nachher nicht Wort, als ſie ihn nicht mehr brauchte. Coligny, der dieſe Wortbrüchigkeit vorausſah, hatte von dem ganzen Vergleiche nichts wiſſen wollen, ſondern vielmehr behauptet, man müſſe nach dem Tode des Herzogs von Guiſe die für die Hugenotten günſtige Lage der Dinge mit den Waffen in der Hand benutzen; aber ſeine Meinung war nicht durchgedrungen. Der Königin Eliſabeth wurde jetzt gegen die Räumung von Havre, die Erſtattung der von ihr dem Prinzen Condé vorgeſchoſſenen Summe angeboten; als ſie den Vorſchlag zurückwies, griff Montmorency die Stadt an, und eroberte ſie. In einem, im folgenden Jahre zu Troyes geſchloſſenen Frieden wurde Calais gar nicht erwähnt.

Der Herzog Franz von Guise hatte drei Söhne hinterlassen, von welchen jedoch auch der älteste noch zu jung war, als daß man ihn hätte fürchten dürfen. Aber der Bruder des Ermordeten, der Cardinal von Lothringen, und Montmorency standen als Häupter der eifrig katholischen Partei noch da. Der Letztere billigte sogar eine geheime Verschwörung, der zufolge dreihundert Protestanten in Paris in ihren Wohnungen plötzlich ermordet werden sollten. Zum Glück bekam Katharina davon Nachricht; sie eilte noch zu rechter Zeit mit dem jungen Könige nach Paris, ließ die vornehmsten Verschwornen des Nachts im Stillen verhaften und vor ihren Häusern aufknüpfen, und so unterblieb für diesmal noch der Mordplan. Aus Verdruß verließ der Connetable den Hof. Außer der Königin, dem Kanzler l'Hospital und Condé hatte der Friede auf beiden Seiten wenig aufrichtige Freunde, und von allen Seiten liefen Nachrichten ein, welche deutlich zeigten, daß er nicht von langer Dauer seyn werde. Katharina hatte übrigens jetzt die Hände nach Wunsche frei, da Franz von Guise nicht mehr war, und sie, um alle Ansprüche der Prinzen vom Geblüte abzuweisen, den König, als er in sein vierzehntes Jahr trat, von den Parlamenten hatte für mündig erklären lassen. Dieser zeigte Verstand, Urtheil und Gewandtheit in Reden, zugleich aber schlimme Eigenschaften, die von seiner Selbstregierung kein Glück für Frankreich hoffen ließen. Er war übereilt, zornig, heftig, der Jagd so leidenschaftlich ergeben, daß er Tag und Nacht in den Wäldern umherirrte, und fand ein so blutdürstiges Wohlgefallen daran, Thiere zu tödten, daß er Eseln, denen er begegnete, den Kopf herunterschlug, und in Gegenwart der Hofleute Schweine schlachtete, um wie ein Fleischerknecht in den Eingeweiden zu wühlen *). Später lernte er Meineid, Treubruch und Verstellungskünste üben.

In den beiden nächsten Jahren (1564 und 1565) machte Katharina mit ihm eine Reise durch das Reich, um ihn, wie sie sagte, seinen Unterthanen zu zeigen, und Vertrauen zu ihm zu erwecken; die Protestanten sagten, damit sie ihre Stärke und ihre Einrichtungen auskundschafte. In Bayonne fand sie des Königs Schwester, die junge Königin Elisabeth von Spanien, die in Alba's und vieler Granden Begleitung dahin gekommen war. Alba, dieser berüchtigte Ketzerfeind, rieth Katharinen, keines Hugenotten zu schonen, und als sie

*) v. Raumer Briefe aus Paris, Th. I. S. 283 fg.

wenigstens die Häupter davon ausgenommen wissen wollte, sagte er: „Behüte! Gerade die am wenigsten. Zehntausend Frösche sind nicht so viel werth, als ein einziger Lachskopf (Coligny's Wappen)." Katharina merkte sich diese Lehre, und handelte in der Folge danach.

Da die Guisische Partei fortwährend behauptete, daß der Admiral Mitwisser und Theilnehmer der Ermordung des Herzogs Franz sey, so betheuerte er auf einer zu Moulins im Februar 1566 gehaltenen Versammlung unter Anrufung Gottes seine Unschuld, worauf der Cardinal von Lothringen sich mit ihm aussöhnte. Indeß war diese Versöhnung keine dauernde, und im Reiche ward die Spannung täglich größer. Die Reformirten klagten über Druck und Beeinträchtigung verwahrten sich wie in Feindes Lande, versorgten sich mit Waffen und Vorräthen, und machten sich täglich auf einen Ueberfall gefaßt. Dagegen behaupteten die Katholiken, daß Jene über die ihnen gemachten Bewilligungen hinaus, nach völliger Gleichstellung mit ihnen strebten. Nur die Königin suchte, so viel als möglich, gewaltsame Ausbrüche zu vermeiden und das Gleichgewicht zu erhalten, um die Kräfte und Freiheiten der Hugenotten unbemerkt und heimlich zu untergraben, da hingegen der König strenge Maßregeln gebraucht wissen wollte, trotz der Ermahnungen l'Hospital's. Der Hof warb wieder Truppen in der Schweiz, und verstärkte die Ordonnanzcompagnien; den Vorwand dazu gaben die damals in den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen. Aber die wahre Absicht blieb dem Prinzen von Condé nicht verborgen; er erfuhr einen geheimen Anschlag, wie man ihn in immerwährender Gefangenschaft halten, den Admiral ermorden, in die festesten Städte Schweizerbesatzungen legen, und den Reformirten alle ihre Freiheiten wieder entziehen wolle. Hierauf ließ er durch seine Anhänger in der Stille Mannschaft zusammen ziehen, und alles war in Bereitschaft, ehe der Hof, der sich diesen Sommer (1567) zu Monceaux aufhielt, es erfuhr. Ja, als sich endlich doch ein Gerücht davon erhob, und der König einen Kundschafter zum Admiral Coligny sandte, fand man diesen auf seinem Weinberge im Hauskleide mitten unter dem Gesinde mit der Weinlese beschäftigt. Das war am 26. September, und am 28. stand schon der größte Theil des Königreichs in vollen Kriegesflammen. Funfzig Plätze waren wie mit einem Griffe weggenommen, und der Prinz stand mit dem Admiral und den übrigen Hugenottenhäuptern an der Spitze einer zahlreichen Reiterei zu Rozoy, vier Meilen von Meaux.

Jetzt bemächtigte sich der Schrecken aller Gemüther. Der Hof, welcher erfuhr, daß die Hugenotten sich nach dem Rathe des Admirals durch einen plötzlichen Ueberfall des Königs und der Königin Mutter bemächtigen wollten, zog schnell die sechstausend gemietheten Schweizer an sich, und eilte unter ihrer Bedeckung nach Paris. In einiger Entfernung begleitete das Condé'sche Heer sie stets zur Seite, ohne einen förmlichen Angriff zu wagen. Kaum waren sie in der Stadt, so besetzte von außen Condé die Thore, bemächtigte sich der Brücken und Schlösser an den Heerstraßen, verbrannte die Mühlen, und legte es darauf an, die Hauptstadt auszuhungern. Zugleich nahmen die Hugenotten Orleans und andere feste Städte, und aus den nahe gelegenen Provinzen zog dem Heere des Prinzen Verstärkung zu. Die Lebensmittel fingen an in Paris zu fehlen, doch hatte sich auch das Heer der Katholiken so ansehnlich verstärkt, daß es den Hugenotten weit überlegen war; und Condé mußte aus Geldmangel einen großen Theil seiner Truppen auseinander gehen sehn, und sich hierauf nach St. Denis zurückziehn. Jetzt rückte ihm der Connetable mit einer weit überlegenen Macht entgegen; es kam zur Schlacht (10. Nov.), auf beiden Seiten fielen tapfere Krieger, und selbst der vier und siebzigjährige Montmorency ward tödtlich verwundet. Die Hugenotten mußten weichen, aber sie hatten herrliche Tapferkeit, und ihre Anführer großes Feldherrntalent gezeigt.

Der Connetable, ein Mann, der bei aller Klugheit und Erfahrung im Kriege nie Glück gehabt hatte*), starb nach einigen Tagen mit großer Fassung**). Der Königin kam sein Tod sehr gelegen***), und um sich nicht wieder auf ähnliche Art als durch ihn oft geschehen war, beschränken zu lassen, besetzte sie seine Stelle nicht wieder, sondern

*) Fu huomo di esquisita solertia, e di matura prudenza accompagnato da una lunghissima esperienza degli accidenti del mondo .... mà ne commandi militari fù accompagnato sempre da così cattiva fortuna che in tutte le guerre, delle quali hebbe il governo, restò sempre ò perdente ò gravemente ferito o prigione, le quali disgratie furono anco cagioze che molte volte fusse revocata in dubbio la candidezza della sua fede. Davila, Delle guerre civili di Francia, IV. p. 124. Ed. 1646.

**) Als ein Geistlicher sich seinem Lager nahete, ihn zu trösten, wies er ihn zurück, und sagte: es wäre doch schlimm, wenn er, der gegen achtzig Jahre zu leben gewußt hätte, nicht wissen sollte, eine Viertelstunde zu sterben.

***) Sie sagte bei der Nachricht von der Schlacht: Ich bin dem Himmel zwei große Verpflichtungen schuldig: daß der Connetable den König an seinen Feinden gerächt, und daß die Feinde des Königs ihn von dem Connetable befreit haben.

machte dafür ihren Lieblingssohn, Heinrich, Herzog von Anjou, der erst sechzehn Jahre alt war, zum Generalstatthalter des Reichs. Die Hugenotten zogen sich, nicht ohne große Mühseligkeiten, nach Lothringen, und erwarteten daselbst sehnlich die Ankunft des Pfälzischen Prinzen Johann Kasimir, der mit zehntausend Reitern und vier Feldstücken zu ihnen zu stoßen versprochen hatte. Er kam wirklich an, aber nun verlangten die Reiter hundert tausend Thaler, und in Condé's Kriegskasse befanden sich kaum zweitausend. Doch so uneigennützig zeigten sich Officiere und Gemeine, daß sie Alles hergaben, was sie bei sich hatten, und so brachte man denn gegen achtzigtausend Livres zusammen, womit die Deutschen vor der Hand zufrieden gestellt wurden. Dagegen schickte der Papst durch den Herzog von Gonzaga der königlichen Partei Hülfe, die um so nöthiger war, da der Krieg nicht bloß von dem Prinzen von Condé geführt ward, sondern fast in allen Provinzen entbrannt war. Condé zwang die Katholiken, die Belagerung der Stadt Orleans aufzuheben, und rückte selbst auf Chartres los. Die Einschließung dieses nur achtzehn Stunden von Paris entfernten Ortes setzte den Hof in große Verlegenheit. Die Königin nahm daher zu den alten Künsten ihre Zuflucht, sie fing Unterhandlungen an, und im März 1568 wurde zu Longjumeau ein neuer Vertrag unterzeichnet. Die Reformirten versprachen, die genommenen Plätze wieder zu räumen; dagegen wurde das Edict von Amboise zu ihren Gunsten bestätigt.

Man nannte diesen Frieden nachher den kleinen, wegen seiner kurzen Dauer. Coligny war sehr unzufrieden mit seinem Abschluß, weil er in den Worten des Hofes keine Sicherheit sah, und der Erfolg bestätigte seine Meinung. Da der Friede das gegenseitige Mißtrauen nicht aufgehoben hatte, so wurde er auch von keiner Partei mit Pünktlichkeit erfüllt, indem keine alle Vortheile aus den Händen geben wollte. Die Hugenotten entließen zwar die Deutschen Truppen, da der rückständige Sold, den sie zu bezahlen außer Stande waren, vom Hofe hergeschossen worden war; dieser aber behielt die Italienischen Truppen unter dem Vorwande, daß von den Reformirten nicht alle festen Plätze zurückgegeben wären. Auch war man weit entfernt, den Hugenotten die Ruhe zu gewähren, die ihnen der Vertrag versprochen hatte; vielmehr wurden mitten im Frieden empörende Gräuel an ihnen verübt, und viele ermordet *). Zu Ligny in Barrois riß der Pöbel

*) Die Protestanten geben die Zahl der in drei Monaten Ermordeten sogar auf 10,000 an, ohne Zweifel sehr übertrieben. Thuanus XLIV. p. 895. A.

einen Hugenotten, der nicht zur Erde fallen wollte, als die Frohnleichnamsprocession vor seiner Thür vorüberzog, auf der Stelle fort auf den Markt, schleppte Holz zusammen, und verbrannte ihn lebendig.

Außer diesen Gewaltthätigkeiten wurden die Häupter der Reformirten noch persönlich durch eine besondere Treulosigkeit des Hofes gereizt. Man erfuhr aus einem aufgefangenen Briefe, daß alle Anstalten gemacht seyen, den Prinzen und den Admiral aufzuheben, als der letztere den erstern eben zu Noyers in der Bourgogne besuchte. Sogleich eilten beide nach La Rochelle, und riefen auch die verwittwete Königin Johanna von Navarra dahin, die, wie aus jenem Briefe erhellte, gleichfalls mit ihren Kindern hatte aufgehoben werden sollen.

Bei solchen Entwürfen wurden die Grundsätze und Ermahnungen l'Hospital's der Königin immer widerwärtiger. Sie schloß ihn von ihrem Rathe aus, und als er sich darauf vom Hofe entfernte, nahm man ihm unter dem Vorwande, daß sein Alter der Ruhe bedürfe, das Reichssiegel ab *). An seine Stelle trat der Bischof von Orleans, der ein Freund der Guisen und daher für die Zukunft mit größerer Sicherheit zu gebrauchen war. Von da an hielt man alle Mäßigung und Verstellung für überflüssig. Ein königliches Edict vom 28. September widerrief die bisher den Reformirten bewilligte Freiheit des Gottesdienstes, und verbot bei Todesstrafe jeden andern als den katholischen. Diesem Edicte sollte mit den Waffen Nachdruck gegeben werden, und die Reformirten waren nicht minder entschlossen, sich ihm mit den Waffen zu widersetzen. Es ward von beiden Seiten geworben; hie und da brachen die Feindseligkeiten schon aus. Die Reformirten strömten schaarenweise nach La Rochelle und anderen Sammelplätzen. Wo sie stark genug waren, verübten sie an den Katholiken auch ihrerseits Grausamkeiten, besonders an den Geistlichen, deren viele getödtet wurden. Ein Anführer der Hugenotten machte sich ein Halsband von abgeschnittenen Mönchsohren.

Der Krieg begann mit vortheilhaften Aussichten für die Protestanten. Ihr Heer war zahlreich, der Adel voll Eifer, ein großer Theil des Königreichs, fast der ganze Süden, war in ihrer Gewalt. Aber ein unglückliches Treffen veränderte Alles. Die Königlichen, von dem Herzog Heinrich von Anjou, oder eigentlich von dem tapfern Tavannes

*) „So verließ der letzte tugendhafte Mann den ausgearteten Hof, und wunderte sich später selbst, wie er es so lange mit so verächtlichen, nichtswürdigen Menschen habe aushalten können." v. Raumer Geschichte Europa's, Bd. II. S. 244.

angeführt, überraschten die Reformirten am 13. März 1569 bei dem Städtchen Jarnac an der Charente, auf der Gränze von Limousin und Angoumois, als eben die Soldaten auf den Dörfern umher zerstreut waren. Condé und Coligny rafften die nächsten zusammen, konnten sie aber doch nicht alle sogleich herbeibringen; diese Verwirrung benutzte Tavannes, griff den Prinzen an, der zum Unglück kurz vorher von einem Pferde heftig an den Schenkel geschlagen worden war, und die Reformirten wichen. Condé, der sie zusammenhalten wollte, stürzte vom Pferde; sein Schmerz am Schenkel hinderte ihn am raschen Aufstehen, und in dem Augenblick sprangen die Feinde auf ihn zu. Noch knieend vertheidigte er sich, aber zuletzt mußte er sich dem Herrn von Argence ergeben. Man wollte ihn in das Hauptquartier führen, als ganz unerwartet der Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, der Baron von Montesquiou, herzutrat, und ihm eine Kugel durch den Kopf schoß. So starb einer der tapfersten, geistvollsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, in der Blüthe seines Lebens (er war noch nicht neun und dreißig Jahre alt), der Herzog von Anjou war weit entfernt, den nichtswürdigen Meuchelmörder zu bestrafen, und bezeigte die unanständigste Freude über den Tod des gefürchteten Gegners.

So groß der Verlust an diesem Tage für die Hugenotten gewesen war, so waren sie doch noch nicht ganz verlassen. Noch lebte der treffliche Coligny, der mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart die Reste seiner zerstreuten Truppen zusammenzog, in allen festen Städten die Besatzungen verstärkte und die Häupter der Partei in Tonnay-Charente versammelte. Hier fand sich auch die edle und kluge Königin von Navarra ein, und stellte der Versammlung ihren ältesten Sohn, Heinrich von Bearn, einen lebhaften, hoffnungsvollen Jüngling von sechzehn Jahren, vor. Nachdem die Mutter mit der ihr eigenen Würde allen Anwesenden Muth eingesprochen hatte, rief auch der Sohn in edler Begeisterung aus: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Sieg oder Tod uns die gewünschte Freiheit verschaffen wird.“ Die Reformirten erkannten den Prinzen als ihr Haupt an, und der Admiral, der Befehlshaber blieb, gab doch seine Befehle nur in dessen Namen. Coligny zeigte sich fortwährend thätig, klug und tapfer, aber das Glück war seiner Partei nicht günstig. Sein tapfrer Bruder d'Andelot starb an einem pestartigen Fieber, und gleich darauf auch der Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der ihm fünftausend Deutsche Landsknechte und sechs-

tausend Reiter zugeführt hatte. Wie Philipp II. in Wilhelm von Oranien, so sah der Französische Hof jetzt so entschieden in Coligny die Seele der Reformirten, daß am 13. September ein Urtheilsspruch des Pariser Parlaments gegen ihn erging, welcher ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilte, sein Bild an den Galgen zu hängen befahl, und Demjenigen, der ihn todt oder lebendig einliefern würde, funfzigtausend Thaler versprach.

Indeß wurde der Krieg im Westen lebhaft fortgeführt. Coligny rückte auf das Lager der Königlichen bei La Roche-Abeille im Limousinschen los, und schlug sie hinaus. Aber der Sieg hatte keine Folgen; und die Belagerung von Poitiers, welche die Reformirten unternahmen, mußte nach einem empfindlichen Verluste wieder aufgehoben werden. Der Herzog von Anjou zog bedeutende Verstärkungen an sich, und da er dem Admiral nun bedeutend überlegen war, wünschte er eine Schlacht eben so sehr, als dieser sie zu vermeiden suchte. Aber er wurde von den Edelleuten in seinem Heere und besonders von den Deutschen, die entweder zu schlagen oder entlassen zu werden begehrten, dazu genöthigt. Am 3. October wurde sie bei Moncontour in Poitou geliefert, und zum großen Nachtheil der Reformirten, die darin mehr als fünftausend Mann verloren. Vorzüglich waren die Deutschen Landsknechte von den im königlichen Heere dienenden Schweizern fast aufgerieben worden.

Jetzt, ohne Geld, ohne Vorräthe, in einen Winkel des Reichs gedrängt, verlor Coligny doch den Muth nicht. Vielmehr zeigte er sich durch die Unerschöpflichkeit der Hülfsmittel, die ihm sein Geist und der Eifer der Reformirten darboten, den Katholiken bald wieder furchtbar. Diese hatten die günstige Gelegenheit, ihn zu vernichten, wenig benutzt, weil sie unter sich selbst uneins geworden waren. Der Herzog von Anjou wurde krank. An seine Stelle trat der Marschall von Cossé, aber dieser that den Hugenotten so wenig Schaden, daß man sogar glaubte, er begünstige sie heimlich. Da der Hof überdies so erschöpft war, daß er den Krieg nicht weiter fortführen konnte, und der König ihn beendet wünschte, damit sein Bruder als Führer der Heere nicht zu einem immer höhern Ansehn gelange, wurden Vergleichsvorschläge gemacht. Coligny wollte sich diesmal aber nicht mit bloßen Versprechungen begnügen, er verlangte Gewähr für ihre Erfüllung. Auch hierin wurde nachgegeben, wie sehr der Spanische Gesandte es auch zu hintertreiben suchte, und so kam der dritte Religionsfriede zu St. Germain en Laye (8. Aug. 1570) zu Stande, worin den Reformirten Zu-

rücknahme der gegen sie ergangenen Rechtssprüche und freie Religionsübung auf der Grundlage des Edicts von Amboise zugestanden wurde, so wie zu ihrer Sicherheit die Besetzung von vier Plätzen, La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac auf zwei Jahre.

---

6. Die Bartholomäusnacht.

(1572.)

Nach dem Abschlusse dieses Friedens äußerte der Hof so günstige Gesinnungen für die Protestanten, daß die Wohlgesinnten sich der Hoffnung überlassen zu dürfen glaubten, Eintracht und Duldung würden nunmehr in das ihrer so bedürftige Frankreich einkehren. Der von seinen Umgebungen leicht gelenkte, aber sich stets nach Selbständigkeit sehnende König wünschte vor Allem der lästigen Vormundschaft seiner Mutter erledigt zu werden, und scheint deswegen Versöhnung der Parteien aufrichtig gewünscht zu haben; Katharina hingegen wollte die Häupter der Protestanten einschläfern, um sie, wenn sie ihr wieder lästig werden sollten, desto leichter in's Verderben stürzen zu können. Während der junge König mit einer Oesterreichischen Prinzessin, Kaiser Maximilian's II. Tochter, Elisabeth, vermählt ward (26. Nov. 1570), bot Katharina dem jungen Heinrich von Bearn ihre eigene, damit unzufriedene Tochter, Margarete von Valois, an, wahrscheinlich in der Absicht, den jungen Fürsten an sich zu ziehen, und, wenn sein muthiger Sinn durch das Hofleben und steten Sinnengenuß gebrochen seyn würde, nach Gefallen zu lenken. Heinrich's Mutter, die kluge Königin von Navarra, zauderte anfangs, gab aber doch zuletzt ihre Einwilligung, und reis'te selbst im Sommer 1571 an den Hof, der sie zu Blois mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfing. Auch der Admiral wurde dringend zu einer Zusammenkunft mit dem Könige eingeladen. Er traute anfangs nicht, als ihm aber gesagt wurde, daß der König auf einen Krieg gegen Spanien sinne, zur Unterstützung der im Aufstande begriffenen Niederländer, und dies einer seiner Lieblingsgedanken war, ging er dennoch. Der König umarmte ihn freundlich, und sagte ihm: er schätze diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens. Bei diesen Höflichkeitsbezeigungen blieb es nicht; der Admiral erhielt zugleich seine Stelle im Staatsrathe wieder, und zur Entschädigung dessen, was er verloren, machte ihm der König ein Geschenk von hunderttausend Livres,

und überließ ihm ein Jahr lang die ansehnlichen Einkünfte seines kürzlich verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon. Es gehörte seitdem zum Hofton, dem Admiral mit Ehrfurcht zu begegnen; er selbst, der gar keinen Argwohn mehr zu haben schien, fühlte sich so geschmeichelt, daß er alles vom Hofe erlittene Unrecht auf einmal vergaß, und sogar glauben mochte, durch seine Klugheit wirklich jeden andern Gegner verdrängen zu können, denn er kannte die Eifersucht des Königs gegen seinen von der Mutter mehr begünstigten Bruder, Heinrich von Anjou, und sein Streben, selbst zu herrschen, und bauete nun darauf einen Plan, künftig auf den König großen Einfluß zu gewinnen.

Mitten unter den Zubereitungen zur Vermählung des jungen Heinrich von Bearn starb zu Paris seine Mutter, die treffliche Königin Johanna von Navarra (9. Jun. 1572). Es lief ein Gerücht umher, daß sie durch ein Paar Handschuh, welches ihr von einem als Bösewicht bekannten Mailänder verkauft worden war, auf Anstiften Katharinen's von Medici, vergiftet sey, und obschon die Leichenöffnung, die keine Spur von Gift zeigte, die Sage hinlänglich widerlegte, so fand sie doch, bei der großen Spannung der Gemüther, vielen Glauben. Indeß kamen im Juli die Bourbonschen Prinzen nach Paris, mit einem zahlreichen Gefolge, unter dem sich viele der ausgezeichnetsten protestantischen Edelleute befanden. Auch der Admiral kam, obschon er von seinen Freunden mit Bitten bestürmt worden war, nicht nach Paris zu gehen; aber ein festes Gemüth, wie das seine, ist in seiner einmal gefaßten Meinung nicht so leicht zu erschüttern. Er kannte Katharinen's und des Herzogs von Anjou Treulosigkeit, aber er traute auf seine Klugheit und Geschicklichkeit, auch auf des Königs Wort. Der Spanische Krieg nahm jetzt seine ganze Seele ein, indem er hoffte, in demselben als Befehlshaber des Französischen Heeres aufzutreten, und durch Unterstützung seiner Glaubensgenossen in den Niederlanden sich und seiner Partei in Frankreich für die Folge mächtige Freunde zu erwerben. In der That schien der König durch Coligny's Vorstellungen, daß es Zeit für ihn sey, die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen, ganz für ihn eingenommen, und ihm volles Zutrauen zu schenken. Als dies Katharina und Heinrich gewahrten, erschraken sie und fürchteten, der Admiral möchte ihnen allen ihren Einfluß rauben. Blutgedanken, die sie längst beschäftigt hatten, erwachten da mit neuer Stärke in ihren Seelen und sie beschlossen des Verhaßten Verderben. Es ward ein

Meuchelmörder gedungen, dem Admiral in einem Hause aufzulauern, vor welchem er täglich vorüberging, wenn er vom Louvre kam. Der Schuß geschah wirklich (22. Aug.), die Kugel nahm dem Getroffenen den Zeigefinger der rechten Hand weg, und verwundete dann den linken Arm. Betroffen, doch nicht außer Fassung, sah sich Coligny um, und zeigte seinen Begleitern den Fenstervorhang, hinter welchem der Schuß hervorgekommen war; da der Mörder aber die Vorsicht getroffen hatte, die Hausthür zu verschließen, so gewann er Zeit genug, durch eine Hinterpforte glücklich zu entwischen.

Der Vorfall machte das größte Aufsehen, die beiden Bourbonischen Prinzen eilten bestürzt zum Könige. Dieser beruhigte sie, und versicherte mit Schwüren, daß ihn das Vorgefallene mehr als sie selbst schmerze. Gleiche Schwüre that er auch dem Admiral, den er selbst besuchte. Das Vertrauen auf diese Versicherungen des Königs machte, daß in dem gehaltenen Rath der Häupter der Protestanten Diejenigen überstimmt wurden, welche zu einer schnellen Flucht riethen, um dem Verderben zu entgehen, welches über sie Alle hereinzubrechen drohe. Auch die bemerkten Bewegungen unter dem Pöbel wurden bloß den Aufhetzungen der Guisen zugeschrieben, deren Haß gegen Coligny bekannt sey. Dieser, der bei seiner Verwundung sich nicht auf den Weg hätte machen können, war gleichfalls der Meinung, daß kein Grund zur Flucht vorhanden sey. Aber um dieselbe Zeit, wo die Mehrzahl der Reformirten die vernehmlichsten Warnungsstimmen verachtete, und sich selbst in sorglosen Schlummer einwiegte, ward ihre Vernichtung von Katharinen und Heinrich beschlossen. Karl hatte seiner Mutter auf die Frage, was der Admiral mit ihm verhandelt, geantwortet: er habe ihn ermahnt, selbst zu regieren, und die Geschäfte nach eigener Ueberzeugung zu leiten. Hiernach glaubten sie, es sey keine Zeit zu verlieren. Auch fürchteten sie die Rache der Protestanten, mit der Einige derselben unverhohlen und in starken Ausdrücken gedroht hatten. Also begaben sie sich nebst dem Herzoge von Nevers, dem Grafen von Angoulême, dem Siegelbewahrer Birague, und den Marschällen Tavannes und Retz zum Könige. Da nun Alles auf diesen eindrang und seine Seele mit gräßlichen Bildern von den geheimen Plänen der Hugenotten erfüllte, gab er, in seiner Heftigkeit leicht beweglich, seine Einwilligung zu der verruchten That *). Er betheuerte mit einem heftigen

*) Mehrere Geschichtschreiber haben behauptet, daß die Bartholomäusnacht das Ergebniß eines längst überdachten und umständlich ersonnenen Anschlages gewesen, daß der

Fluche, daß er nicht nur den Mord des Admirals wolle, sondern aller Hugenotten in Frankreich, und daß auch nicht ein Einziger übrig bleiben solle, der ihm darüber Vorwürfe machen könne. Sofort wurden alle Vorkehrungen zu dem furchtbaren Frevel getroffen. Man hatte die Wohnung des Admirals schon, unter dem Vorwande, daß es zu seinem Schutze geschähe, mit einer Compagnie der Leibwache umgeben, und um die vornehmsten Schlachtopfer beisammen zu haben, die Freunde des Admirals aufgefordert, in seiner Nähe Wohnungen zu beziehen. Der Plan war nämlich der, die Häupter der Hugenotten alle in der nächsten Nacht vom 23. auf den 24. (dem Bartholomäustage) zu überfallen und zu ermorden, nebst so vielen Geringeren von dieser Partei, als man nur herausfinden und bezwingen könne. Dem Marschall von Tavannes ward der Auftrag gegeben, die katholischen Bürger zu unterrichten, und dem jungen Herzog von Guise, für Coligny's Ermordung zu sorgen. Anfangs war man unschlüssig, ob man den jungen König von Navarra und den Prinzen von Condé, so wie die beiden Marschälle Montmorency und Damville, auch mit auf die Liste setzen solle, zuletzt wurden sie (die beiden ersten aus Scheu, königliches Blut zu vergießen) von dem Todesurtheil ausgeschlossen. Tavannes ließ hierauf die Vorsteher der Bürgercompagnien vor den König kommen, und befahl ihnen, im Namen desselben, die Compagnien selbst um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln. Als man ihnen vorläufig den Zweck dieser Verfügung kund that, erschraken sie aufs heftigste, und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen; aber Tavannes fuhr gleich dergestalt mit Drohungen auf sie ein, daß sie bald aus Furcht mehr versprachen, als man verlangt hatte. Hierauf wurde ihnen gesagt, daß mit der Glocke im Louvre das Zeichen gegeben werden sollte, worauf sogleich vor allen Fenstern Fackeln gesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen gestellt, und die Ketten vor die Straßen gezogen werden müßten. Zur Unterscheidung von den Reformirten sollten während des

König schon früh in's Geheimniß gezogen worden, und daß sein ganzes Benehmen seit dem letzten Frieden als ein zusammenhängendes System von Betrug und Heucheleien, um die Reformirten in's Netz zu locken, zu betrachten sey. Aber diese Meinung ermangelt genügender Beweise, und ist auch an und für sich sehr unwahrscheinlich. Man sehe besonders Wachler, die Pariser Bluthochzeit, 2te Ausg. S. 90 fg. Wohl aber ist sehr glaublich, daß Katharina, obschon auch bei ihr der Entschluß zur bestimmten That und ihrer raschen Ausführung ein plötzlicher aus den nächsten Umständen hervorgegangener war, doch in der Tiefe ihrer Seele schon lange ähnliche Gedanken gehegt hatte. Siehe Ranke, historisch-politische Zeitschrift, Bd. II. S. 590 fg.

Gemetzels die Katholiken ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen.

Die Vorkehrungen zu diesem grausenvollen Ueberfall wurden mit so bewunderungswürdiger Verschwiegenheit getroffen, daß kein Reformirter davon etwas erfuhr. Einer der Häupter dieser Partei, der Graf von La Rochefoucault, war noch bis spät gegen Abend bei dem Könige, der ihn wegen seines muntern Umganges liebte und ihn gern gerettet hätte, aber sich doch nicht getraute, ihm einen Wink zu geben, wodurch vielleicht zu viel verrathen worden wäre. Alles was er thun konnte, war, ihn zu bitten, diesen Abend bei ihm zu bleiben, da aber der Graf ein nöthiges Geschäft vorschützte, und sich mit Güte nicht halten lassen wollte, so mußte er ihn seinem Schicksal, wiewol mit innigem Bedauern, überlassen. Jetzt ward es dunkel, und unter bangem Herzklopfen erwartete Karl die bestimmte Stunde. Seine Mutter, die beständig um ihn blieb, sprach ihm Muth ein. Man mußte ihm aber doch den Befehl zum Läuten der Glocke abnöthigen. In der höchsten Unruhe eines Missethäters ging er hinauf aus seinem Cabinet in ein Vorzimmer des Louvre und sah zitternd zum Fenster hinaus. Seine Mutter und sein Bruder begleiteten ihn gleichfalls dahin, und auch diese zitterten vor ungewisser Erwartung des Ausgangs der Dinge. Endlich hörte man einen Pistolenschuß, aber nach diesem ward es wieder stille. In der Angst, sagt man, wünschten sie Alle den heillosen Befehl zurück, und schickten einen Offizier an den Herzog von Guise, mit dem Befehl, nichts gegen Coligny zu unternehmen. Zu spät. Das Blutbad hatte bereits seinen Anfang genommen. Der junge Guise und Angoulême hatten gleich nach gehörtem Zeichen das Haus des Admirals mit dreihundert Geharnischten besetzt, im Namen des Königs das Thor zu öffnen befohlen, und einige verwegene Bösewichter hinaufgeschickt. Diese stürmten wild die Treppen hinan, riefen: „Mord und Tod!" und drangen mit gezücktem Degen in des kranken Mannes Schlafzimmer. Er war gleich bei dem ersten Lärmen aufgestanden, und stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als die Mörder hineinstürzten. Einer derselben — ein Deutscher, Namens Beme — rief ihm zu: „Bist du Coligny?" — „Ich bin es, antwortete dieser mit gefaßter Miene; junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren!" Aber dieser stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm in's Gesicht, in den Hals, in die Brust, so lange bis der Unglückliche kein

Zeichen des Lebens mehr von sich gab, und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!" Gleich darnach rief Guise hinauf: „Der Graf von Angoulême will es nicht eher glauben, als bis er den Feind zu seinen Füßen sieht." Man warf also den Leichnam zum Fenster hinab. Angoulême wischte ihm hierauf das Blut aus dem Gesichte, und da er sich überzeugt hatte, daß es der Rechte sey, gab er ihm noch einen Tritt mit dem Fuße.

Auf das fürchterliche Geschrei, welches sich gleich auf den Klang der Glocke erhoben hatte, waren die Reformirten aus dem Schlafe erwacht, und an die Fenster, ja vor die Thüren gestürzt, meist schlaftrunken, viele fast unbekleidet. Die auf Coligny's Wohnung zuliefen, wurden von Guisens Geharnischten, — die auf das Louvre, von des Königs Gardesoldaten mit Piken niedergestoßen. Jetzt kamen auch die bewaffneten Bürger mit ihren weißen Tüchern zum Vorschein, und fielen nicht bloß über die Fliehenden her, sondern drangen auch in die Häuser, und metzelten nieder, was sie erreichen konnten. Wirthe stachen ihre Miethsleute, Dienstboten ihre reformirten Herrschaften über den Haufen. Welch eine Nacht! Während viele Pariser wuthschnaubend durch die Straßen liefen, sanken andere röchelnd und winselnd nieder, oder saßen in Todesangst in Kammern, auf Böden und in Kellern, und wagten kaum zu athmen, bis das Bedürfniß oder die Neugier sie doch hervorlockte, wo sie dann gleichfalls niedergemacht wurden. Der Tag brach an über diesen Gräueln, und da sah man denn die Spuren dieser ungeheuren Menschenschlacht. Straßen und Häuser klebten von Blut; überall verstümmelte Leichname oder noch zuckende Sterbende. Man mußte einen großen Theil derselben an eisernen Haken in die Seine schleppen.

Selbst die im Louvre befindlichen reformirten Edelleute wurden nicht verschont. Einer derselben rannte leichenblaß und blutig in das Zimmer der jungen Königin Margarete von Navarra *), umklammerte vor Angst diese nicht minder erschrockene Frau, und bat sie um Gotteswillen, ihn zu schützen. Bald darauf, da sie bebend vor Furcht in das Zimmer ihrer Schwester gehen wollte, sah sie kaum drei Schritte

*) Die Vermählung zwischen Heinrich von Bearn (der nach dem Tode seiner Mutter den Titel eines Königs von Navarra angenommen hatte) und der Schwester des Königs war nämlich kurz zuvor, am 18. Aug. vor sich gegangen, und eben weil die Bartholomäusnacht so schnell auf jene Hochzeit folgte, so nannte man sie in einem grausamen Scherze die Pariser Bluthochzeit.

vor sich einen Edelmann mit einer Hellebarde niederstoßen. Sie fiel in Ohnmacht bei dem Anblick, und mußte fortgetragen werden. Als sie sich erholt hatte, fragte sie nach ihrem Gemahl; man sagte ihr, er sey in Sicherheit. Der König hatte ihn und den jungen Condé vor sich kommen lassen, sie mit wilder Miene empfangen, und ihnen gesagt, daß man so eben die Anführer der Hugenottenpartei auf seinen Befehl getödtet, ihrer aber bloß in Betracht ihrer Jugend, und weil sie von Anderen dazu verführt worden wären, diesmal noch geschont habe. Doch sey die erste Bedingung zu ihrer gänzlichen Begnadigung — Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. Navarra versprach Alles im ersten Schrecken, nur Condé erinnerte den König an sein den Protestanten gegebenes Wort, und versicherte, er werde niemals seiner Religion abtrünnig werden. Der König gab ihm drei Tage Bedenkzeit.

Karl, so heftig er vor dem Anfange des Blutbades selbst gezittert hatte, gerieth nachher selbst in Wuth. Er rief mehrmals zum Fenster hinaus: tue! tue! ja, man sagt, er habe selber mit einer Flinte unter die Flüchtlinge geschossen, die sich über den Fluß zu retten versuchten. Guise rief indessen laut durch die Straßen, es sey des Königs Wille, daß die ganze Natternbrut vertilgt werde, und Tavannes rief unzählige Male mit teuflischem Scherze: „Laßt Ader! laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sey im August so heilsam als im Mai!" Das Alles munterte denn viele katholische Bürger so kräftig auf, daß sie Wunder der Unmenschlichkeit verrichteten. Ein Goldschmied, Namens Crucé, rühmte sich, mit seinem Arme vierhundert Ketzer hingestreckt zu haben. Es versteht sich, daß es nicht Religionshaß allein war, der an den unzähligen Mordthaten dieser Nacht Antheil hatte. Rachsucht aller Art, desgleichen Wollust und Habsucht waren nicht minder dabei beschäftigt. Schuldner stießen ihre Gläubiger, Diener ihre Herren über den Haufen, und mancher eifrige Katholik mußte bei der Gelegenheit für einen Ketzer gelten, weil er Reichthümer oder persönliche Feinde hatte. So wurde Petrus Ramus, ein berühmter Philosoph, für seine Angriffe auf des Aristoteles Ansehn, von seinem Todfeinde Charpentier, einem Anhänger des Aristoteles, ermordet.

Der einmal so furchtbar entfesselten thierischen Wuth machte es noch Freude, sich an der Betrachtung ihrer Werke zu weiden. Am folgenden Tage sah man die vornehmsten Herren und Damen des Hofes durch die mit Blut gefärbten Straßen gehen, und bei den vielen herausgeschleppten Leichnamen verweilen. Die Königin Mutter

und ihre Hofdamen (unter welchen Ausschweifungen und freche Sittenlosigkeit sehr gewöhnlich waren) blieben bei dem Leichnam eines Edelmanns stehen, und entblödeten sich nicht, unter lautem Gelächter zuchtlose Bemerkungen zu machen. Auch der König ging in Begleitung seines Hofes durch die Hauptstraßen, und sodann nach dem Dorfe Montfaucon, nahe bei der Stadt, wo die Galgen standen, an deren einen das wüthende Volk des Admirals Leichnam bei den Beinen aufgehängt hatte, nachdem derselbe durch alle möglichen Mißhandlungen entstellt worden war; denn außer unzähligen Hieben, Stößen und Verstümmelungen, hatten sie ihn in die Seine geworfen, wieder herausgezogen, dann in's Feuer geworfen und nun halb gebraten aufgehängt. Nachdem er hier einige Tage zum Schauspiel gedient, ließ ihn Montmorency heimlich abnehmen und begraben.

Das Morden währte übrigens noch drei Tage fort, und nicht nur in der Hauptstadt, sondern in den meisten Provinzen des Reichs, wo man entweder dem gegebenen Beispiele von freien Stücken folgte, oder königliche, deshalb erlassene Befehle vollzog, wurden Protestanten niedergemetzelt. Zu Orleans wurden an 3000 Menschen ermordet, zu Lyon 900, zu Rouen 500, zu Bordeaux 274, zu Toulouse 200, eben so viel zu Meaux, der kleineren Städte und des platten Landes nicht zu gedenken. Im Ganzen rechnet man die Zahl der Ermordeten, nach der mäßigsten Angabe, auf 30,000; Andere geben weit mehr, sogar 100,000 an. Die Chroniken der Französischen Städte sind voll von Schandthaten, die bei dieser Gelegenheit verübt wurden. Dagegen haben sie uns auch den Namen manches edlen Mannes aufbehalten, der durch die standhafteste Widersetzlichkeit den königlichen Befehl nicht zur Ausführung kommen ließ. Der Graf von Tende, ein Stadthauptmann in der Provence, vernichtete den Brief auf der Stelle, und der Vicomte von Orthe, Befehlshaber von Bayonne, schrieb an den König: „Sire, ich habe Ew. Maj. Befehl Ihren getreuen Einwohnern und den Kriegsleuten von der Besatzung kund gemacht, und da lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber nicht einen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Maj. unterthänigst, Sie wollen unsere Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen, seyen sie auch so verwegen, als sie wollen, anzuwenden geruhen.“ Beide Edelleute starben hierauf so schnell, daß man vermuthete, ihr Ungehorsam sey ihnen mit Gift vergolten worden.

Wenn gleich den übereifrigen und fanatischen Katholiken im Reiche

durch dieses Blutbad ein wahres Genüge geleistet war, so wußte doch der König zu gut, daß es an rechtschaffenen und achtungswürdigen Männern nicht fehlte, denen die nichtswürdige Art, wie man mit den Hugenotten verfahren war, abscheulich vorkommen mußte. Daher schrieb er am ersten Tage den Statthaltern in den Provinzen, er habe keinen Theil an diesen Unordnungen, sie seyen bloß eine Frucht des Hasses zwischen den Guisen und den Chatillons (Coligny's Familie), es möchte daher ein Jeder für die Beachtung der Friedensedicte möglichst sorgen. Aber sogleich stellte ihm seine Mutter vor, daß es höchst unvorsichtig gehandelt sey, sich die Guisen zu Feinden zu machen, da die protestantische Partei sich nun von Rache entflammt, abermals erheben könnte; daß es dem königlichen Ansehn schaden würde, wenn es hieße, er sey von Anderen gezwungen worden, vor seinen Augen und wider seinen Willen dergleichen geschehen zu lassen; daß es weniger gefährlich sey, das Gehässige einer solchen That auf sich zu nehmen, als Schwäche und Kraftlosigkeit zu gestehen. Dieses letztere war vorzüglich auf Karl's Charakter berechnet, und so ergingen nach einigen Tagen die schon erwähnten, ganz entgegengesetzten Befehle an die Statthalter. Ja der König erhob sich selbst am 26. August in's Parlament, wo er in einer feierlichen Sitzung erklärte, daß Coligny, nach einer ununterbrochenen Reihe von Empörungen und Vergehungen gegen seinen Oberherrn, und nach so vielen Begnadigungen, einen Entwurf auszuführen gesucht habe, den König, die Königin, die Herzoge von Anjou und Alençon, ja selbst den König von Navarra, aus dem Wege zu räumen, den Prinzen von Condé auf den Thron zu setzen, dann diesen gleichfalls umzubringen, um so zuletzt nach Ausrottung des ganzen königlichen Stammes das Reich selber zu beherrschen. Er sey also gezwungen worden, einem Uebel durch das andere zu begegnen. Zugleich ward befohlen, nachdem die Schuld schon bestraft war, die Wirklichkeit derselben gerichtlich zu untersuchen. In Coligny's Papieren fand man zwar nur Beweise seiner Treue gegen den König, das Parlament aber, aus Haß oder Feigheit oder beiden Ursachen zugleich, gab sich dazu her, den schändlich Ermordeten für einen Hochverräther zu erklären. Eine Strohpuppe, die ihn vorstellen sollte, wurde zum Richtplatze geführt und aufgehängt, und Alles, was ersonnen werden kann, das Andenken eines Mannes zu beschimpfen, geschah. Zugleich erfolgte die wirkliche Hinrichtung zweier würdiger Reformirten, als Theilnehmer der angeblichen Verschwörung.

Der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé wurden nun durch Geistliche im katholischen Glauben unterrichtet, weigerten sich aber, den ihrigen abzuschwören. Karl gerieth hierüber in solchen Zorn, daß er am 9. September befahl, ihm seine Waffen zu bringen, die Leibwache um ihn her zu stellen und die beiden Prinzen vorzuführen. Nur ein Fußfall seiner eigenen Gemahlin Elisabeth konnte ihn zur Zurücknahme des schrecklichen Befehls bewegen. Dennoch war die Anrede an die Prinzen, als sie vor ihn kamen, noch fürchterlich genug. „Tod, Messe oder Bastille!" rief er ihnen drohend entgegen. Der Prinz von Condé, der sich als der kühnere und standhaftere zeigte, berief sich zwar auf die feierlichen Zusagen, die den Protestanten gegeben waren, und stellte vor, daß die Religion eine Gewissenssache sey, über die sich nichts befehlen lasse; er wurde aber durch des Königs heftigere Drohungen bald zum Schweigen gebracht, und so kam denn endlich das erzwungene Bekehrungswerk zu Stande, zu dem man sich eines protestantischen abtrünnig gewordenen Predigers bediente, dessen Beispiel und Ueberredung auf die Prinzen wirkte. Der Papst sandte die Lossprechung, und Heinrich von Navarra hob sogar in seinem Lande die reformirte Gottesverehrung wieder auf.

Die Nachricht von den furchtbaren Mordscenen machte in den verschiedenen Ländern Europa's einen sehr verschiedenen Eindruck. Philipp II. triumphirte darüber, der Papst Gregor XIII. hielt eine Danksagungsfeier, ließ Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine eigene Münze auf die Pariser Bluthochzeit schlagen. Aber die Engländer und Deutschen äußerten lebhaft ihren gerechten Abscheu über diese That. „Wollte Gott, schrieb der treffliche Kaiser Maximilian II., mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr gethan hätte."

---

7. Die letzten Zeiten Karl's IX.
(1573—1574.)

Durch das ganze Königreich sah man jetzt die Landstraßen bedeckt mit Schaaren flüchtiger Reformirten, die kaum das Nothwendigste in der Eil gerettet hatten, und nun wie Bettler das Land durchstreiften. Sie

flohen theils zu ihren Glaubensbrüdern in der Fremde, nach der Schweiz, der Pfalz, England, theils nach ihren Sicherheitsplätzen La Rochelle und Montauban, auch nach Nismes. Der Hof war also darauf bedacht, sie auch aus diesen zu vertreiben, und sandte zu dem Ende den Herzog Heinrich von Anjou mit einer starken Macht ab, den schon begonnenen Angriff auf La Rochelle weiter zu führen. Der König von Navarra und der Prinz von Condé mußten mit bei dem belagernden Heere seyn, um den Hugenotten und ihrer Partei auch diese Namen entgegen zu halten; und um den Herzog von Anjou zu unterstützen, hatte man ihm die berühmtesten und erfahrensten Hauptleute zugesellt. So sehr, schien es, hatte man auf Widerstand gerechnet, und man fand ihn auch. Die Einwohner von La Rochelle, welche Zeit gehabt hatten, sich zu rüsten, vertheidigten sich mit unerschöpflichem Muthe. Neunmal schlugen sie die stürmenden Feinde zurück; auf die Wälle und Mauern ihrer Stadt wurden mehr als dreißigtausend Kanonenkugeln abgeschossen. Der Mühseligkeiten einer solchen Belagerung überdrüssig, wurden die Königlichen zu einem Vertrage geneigt, und den Herzog von Anjou und einen Theil seiner Begleiter trieb noch ein besonderer Umstand zu dem Wunsche, den Krieg so bald als möglich geendigt zu sehen.

Dies war nämlich die Aussicht des Herzogs auf den Polnischen Thron. Katharina liebte diesen Sohn vorzüglich, und da sie von den Sterndeutern — denn der Astrologie vertraute sie, wie so viele Andere in ihrer Zeit, sehr — gehört hatte, daß sie vor ihrem Tode alle ihre Söhne auf dem Throne sehen würde, und doch nicht wünschte, daß diese Prophezeihung durch den Tod ihres ältern Sohnes in Erfüllung gehen möchte, so hatte sie sich nach allen Seiten nach einem Königreiche für ihn umgesehen, und wegen einer Heirath mit Elisabeth von England, sogar wegen der Nordküste von Afrika, zu der Sardinien und Corsika geschlagen werden sollten, unterhandelt, bis sich endlich in Polen, unter Umständen, die weiter unten noch erwähnt werden sollen, eine Aussicht zeigte, deren Erfüllung sich jetzt näherte. Man kam also nach fünfmonatlicher Belagerung am 6. Juli 1573 zu einer Unterhandlung mit La Rochelle und zu einem Frieden, welcher sämmtlichen Reformirten Gewissensfreiheit, aber nur den drei Städten La Rochelle, Montauban und Nismes öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes gewährte.

Das gleichfalls belagerte Sancerre war nicht mit in den Vertrag

eingeschlossen worden, aber die von aller Hülfe verlassenen Einwohner verloren doch den Muth nicht, sondern widerstanden von da an noch länger als zwei Monate allen Drangsalen — nicht des Feindes, sondern der entsetzlichsten Hungersnoth. Nachdem alles Vieh verzehrt war, kamen Katzen und Hunde, ja Ratten und Mäuse an die Reihe. Als auch diese Nahrung auszugehen anfing, suchte man die Häute hervor, weichte sie ein, machte sie durch Essig mürbe, zerschnitt sie in kleine Stücke, und aß sie gekocht. Ja altes, beschriebenes und bedrucktes Pergament, Acten und Bücher, Riemen, Sattelzeug und lederne Beutel wurden auf ähnliche Weise zubereitet, auch wol mit Lichttalg fett gemacht, und dann begierig verschlungen. Weiber und Kinder sah man auf den Misthaufen umherkriechen, um alte Knochen und Thierhufe herauszusuchen, die man zerstampfte und kochte, um sie gleichfalls zu essen. Andere schätzten sich schon glücklich, Gras und Wurzeln ausraufen zu können. Ja endlich — es ist von einem gewissenhaften Erzähler aufgezeichnet — trieb der nagende Hunger die Unglücklichen dahin, auf den Straßen nach dem Koth der Thiere zu suchen, um ihn zu verzehren. Und daß sich zu dem Allerekelhaftesten das Entsetzliche geselle, ließen sich ein armer Winzer und seine Frau von einem alten Weibe bereden, von dem Leichnam ihres vor Hunger gestorbenen dreijährigen Kindes zu essen; eine That, für die sie von der Obrigkeit zum Feuertode verdammt wurden. Kurz, es fehlte in den Nöthen dieser kleinen Stadt nichts von dem, was die Geschichten hochberühmter Belagerungen als Beispiele unermeßlichen Elends aufgezeichnet haben. Endlich, nachdem die Einschließung schon acht Monate gedauert hatte, wurde den Einwohnern am 19. August ein Vertrag bewilligt, der ihnen freie Religionsübung zugestand; doch mußten sie die Plünderung ihrer Häuser durch eine beträchtliche Summe abkaufen.

Der neue König von Polen verließ im Grunde das Reich eben so ungern, als Katharina ihn so weit von sich entfernt sah, und Karl, der gern einen Nebenbuhler verlor, mußte die Zaudernden sogar mit Heftigkeit an die Beschleunigung der Abreise erinnern. Man setzte sie endlich ins Werk, und da Karl plötzlich krank ward, so begleiteten nur Katharina und ihr jüngster Sohn, der Herzog von Alençon, den abreisenden Heinrich bis nach Nancy, wo die Mutter nach einem langen heimlichen Gespräch, unter vielen Thränen den Sohn entließ, der seine Reise nach Polen durch Deutschland weiter fortsetzte. Als

er durch Heidelberg kam, stellte ihn Kurfürst Friedrich III. mit starken und ungeschminkten Worten über die an den Reformirten in Frankreich begangenen furchtbaren Gräuel zur Rede. Heinrich, fügte der Kurfürst mit Deutscher Gradheit hinzu, sey so verhaßt, daß es viele seiner Freunde ungern sähen, daß er nur so viel Gemeinschaft mit ihm habe.

In Katharinen wurde jetzt die Furcht rege, es möchte nun, nach ihres geliebten Heinrich Abreise, der ehrgeizige und unruhige Herzog von Alençon die Zurücksetzung, die er bis jetzt erfahren, rächen, und an die Protestanten, gegen die er bisher schon gemäßigtere Gesinnungen gezeigt hatte, sich anschließen. Schon herrschten unter diesen neue Bewegungen, und die Forderungen, die sie an den König machten, zeigten, daß sie nach dem Falle so vieler Tapferen aus ihrer Mitte nur eine noch kühnere Sprache führen zu dürfen glaubten. Sie verlangten, daß ihnen in den Städten, die sie inne hätten, Besatzungen auf königliche Kosten zu halten erlaubt würde, daß man ihnen noch zwei Städte in jeder Provinz überlasse, die freie Uebung ihrer Religion öffentlich und an allen Orten gestatte, und einige Richterstühle mit Reformirten besetze. Solche Forderungen, meinte Katharina, würde Ludwig von Condé an der Spitze eines zahlreichen Heeres nicht gemacht haben. Für die Sache der Protestanten aber war die dritte, sich jetzt im Reiche erhebende Partei sehr günstig, die der Politiker nämlich, so genannt, weil sie das Staatsinteresse dem religiösen voranstellten. An ihrer Spitze stand der Herzog von Alençon; die Familie Montmorency, der junge König von Navarra, Condé, nebst vielen anderen angesehenen Leuten, waren Glieder derselben.

Die abschlägige Antwort, welche, durch die Bemühungen Katharinen's, der Herzog von Alençon erhielt, als er um die Würde eines Generalstatthalters des Reichs, die sein Bruder, der König von Polen, bis jetzt besessen hatte, bat, brachte auch diese Partei zu einer förmlichen Unternehmung gegen den Hof, welche sie in Gemeinschaft mit den Reformirten ausführen wollte. Es war ihr Plan, nach dem Tode des Königs, den man mit Grunde für sehr nahe halten konnte, Katharinen vom Hofe zu entfernen, die Nachfolge des rechtmäßigen Thronerben, des jetzigen Königs von Polen, zu verhindern, und den Herzog Franz von Alençon, den indeß weder Kraft des Willens noch des Verstandes zur Herrschaft vorzüglich fähig machten, auf den Thron zu setzen. Zu dem Ende wollte man sich der Provinz Languedoc

heimlich versichern, die beiden Bourbonischen Prinzen sollten in der Stille den Hof verlassen, und sich nach den Sicherheitsplätzen der Hugenotten begeben. Diese Anschläge waren noch nicht reif, als die Reformirten, voll Begierde loszubrechen, plötzlich zweihundert Bewaffnete in die Nähe von St. Germain sandten, wo der Hof sich damals aufhielt *). Aber der Herzog von Alençon und der König von Navarra gingen nicht zu ihnen über, obgleich dies verabredet worden war, sey es nun, weil ihnen die Anzahl der Reformirten zu klein schien, oder weil sie im entscheidenden Augenblick unentschlossen wurden. Vielmehr folgten sie der mit dem Könige eilig nach Paris fliehenden Katharina, welche darauf die als Theilhaber der Verschwörung Angegebenen gefangen nehmen ließ; Condé hatte sich durch die Flucht gerettet. Von den Eingezogenen wurden Einige in die Bastille geworfen, Andere sogar enthauptet **). Auch Heinrich von Navarra und der Herzog von Alençon wurden von der Königin Mutter zur Rede gestellt. Der Letztere schob die Schuld auf übelgesinnte Rathgeber, und erklärte, daß die Erscheinung der Reformirten bei St. Germain gegen seinen Willen geschehen sey. Heinrich hingegen gab seiner Vertheidigung die Wendung einer Anklage gegen das Mißtrauen, das am Hofe gegen ihn herrsche, und erklärte, daß dieses ihn zu dem Versuche bewogen habe, sich zu entfernen, ohne aber gegen den König und die Regierung feindselige Absichten gehabt zu haben.

Der König war, schon als sein Bruder Heinrich Frankreich verließ, von einer entnervenden Krankheit befallen worden, die mit jedem Tage an Stärke zunahm. Gewissensqualen mochten an diesem Zustande, den das Mißtrauen der Zeit einer Vergiftung zuschrieb, Antheil haben; seit der Bartholomäusnacht verscheuchten die Schreckensbilder der Ermordeten den Schlaf von seinem Lager. Sein Tod erfolgte am 30. Mai 1574. Er war nicht volle vier und zwanzig Jahre alt geworden. In seiner Sterbestunde dankte er Gott, daß er keinen Sohn hinterlasse, weil er es an sich selbst erfahren, wie beklagenswerth

*) Weil diese Unternehmung um die Fastnachtszeit gemacht ward, nannte man sie l'entreprise des jours gras.

**) Unter diesen waren zwei Edelleute, La Mole und Coconnas, die nach den damaligen verderbten Sitten des Hofes die geheimen Liebhaber der Königin Margarete von Navarra und der Herzogin von Nevers gewesen waren. Nach ihrer Hinrichtung baten sich die beiden Damen die Häupter derselben aus, um sie, einbalsamirt, unter den Denkmälern ihrer Liebe aufzubewahren.

in den Zeiten solcher Unruhen ein Kind auf dem Throne und das ihm unterworfene Volk seyen. Vor seinem Verscheiden beredete ihn seine Mutter noch zu einer Verordnung, kraft deren sie bis zur Ankunft seines Nachfolgers Regentin des Reichs seyn solle.

---

8. Heinrich III.

(1574—1589.)

Der König von Polen erfuhr durch die Eilboten seiner Mutter nicht so bald die Nachricht von dem Todesfalle, der ihn auf den Thron Frankreich's berief, als er sich ganz heimlich, in der Stille einer finstern Nacht, mit wenigen Begleitern von Krakau aufmachte, und den Polen förmlich entfloh, wie ein Verbrecher aus seinem Kerker entschlüpft. Und nur die Furcht, wider seinen Willen zurückgehalten zu werden, nicht die Begierde, so bald als möglich wieder in Frankreich zu seyn, war es, die ihn zu dieser stürmischen Eil bewog, denn kaum hatte er die Polnische Gränze überschritten, so ließ er sich in Wien, Venedig und an anderen Orten so viele Lustbarkeiten gefallen, daß sich seine Ankunft in Frankreich sehr verzögerte, während seine Mutter sich bemühte, den Haß und die Kampflust der Parteien von einem Ausbruche zurückzuhalten.

Heinrich III. war ein schöner, wohlgebildeter Mann. Er war ein Freund von königlichem Prunk, und zeigte bei feierlichen Gelegenheiten eine Würde, die einen ganz andern Mann in ihm vermuthen ließ, als er wirklich war. Auch wenn er die Reden fremder Gesandten aus dem Stegreife beantwortete, so geschah dies mit einem Anstande und einer natürlichen Wohlredenheit, welche die Fremden bewunderten. Ueberdies war er von munterer Laune und nicht ohne Witz. Allein die Verderbtheit des damaligen Französischen Hofes machte, daß die Jugend beider Geschlechter nur in Liederlichkeit und unnatürlichen Lüsten ihre Ehre suchte, und so gingen denn auch bei Heinrich III. in der Geistesersclaffung, die frühe Ausschweifungen nothwendig zur Folge haben, alle edleren Triebe und Neigungen zu Grunde. Wie mußte es um die Gemüthsart eines Mannes stehen, der schon in seinem ein und zwanzigsten Jahre ein Haupturheber der Bartholomäusnacht war! Als König zeigte er sich, wie man es von dem Anstifter einer solchen Gräuelthat erwarten konnte, unedel, heuchlerisch, treulos

und feige, dabei ohne Kraft des Willens und des Charakters, ohne Rath und Entschluß, und ganz in Ausschweifungen versunken.

Ungeachtet die Schulden der Krone schon eine bedeutende Höhe erreicht hatten, so lebte doch der Hof so, als ob er über unerschöpfliche Schätze zu gebieten habe. Eine rasende Spiellust verschlang beträchtliche Summen. Der König war von einer Menge von Günstlingen, Dienern seiner Ausschweifungen, umgeben, die in seinem Namen mit den Staatseinkünften nach der freiesten Willkür schalteten, Steuern erhoben und Niemandem Rechenschaft ablegten. Diese Günstlinge, die sich durch ihre weibischen Sitten den verächtlichen Namen Mignons zuzogen, ließen den König einmal in Einem Monate zwei und zwanzig neue Steueredicte machen, und der Widerspruch des Parlaments blieb vergeblich. Das Wenigste davon floß in die Schatzkammer. Und während das Land fast ausgesogen ward, warf der gedankenlose König das Geld mit vollen Händen an die verdienstlosesten Menschen weg. Sein Cabinetssecretair Benoise hatte einmal seine Brieftasche in des Königs Zimmern verloren. Heinrich fand sie, durchsuchte sie, und fand ein Papierchen darin, worauf Benoise einmal, um eine Feder zu probiren, die Worte: „Schatzmeister meiner Wirthschaftsgelder" geschrieben hatte. Er war eben bei Laune, und schrieb hinzu: „bezahlet dem Secretair Benoise die Summe von 1000 Thalern. Heinrich." Die Schmeicheleien von Großmuth und Feinheit, die der überraschte Empfänger in seine Danksagung mischte, ergötzten den König so sehr, daß er sich den Zettel wiedergeben ließ, um noch eine Null hinzuzufügen.

Um die Zeit zu tödten, ward der Palast fast in ein Gasthaus verwandelt, in welchem täglich Gastmähler, Bälle, Maskeraden und Possenspiele gegeben wurden. Die Mignons sannen auf neue Spiele und Wollüste, und an einem Hofe, an welchem Zucht und Ehrbarkeit ausgestorben waren, ward auch das Allerunanständigste nicht verschmäht. Katharina selbst unterließ nichts, was ihrem Lieblingssohne Vergnügen machen konnte, und gab ihre Hofdamen dazu her, wenn der König einmal auf den Einfall kam, sich von halb nackten Dirnen mit fliegenden Haaren bei Tische bedienen zu lassen. Auf seinem Zimmer ergötzte sich Heinrich gern mit kleinen Hunden, von denen er eine ganze Menagerie unterhielt, die ihm jährlich bedeutende Summen kostete. In den letzten Jahren seines Lebens trug er häufig an einem reich gestickten Tragbande einen runden Korb, der mit diesen Thieren angefüllt war. Auch Affen und Papageien hielt er in beträchtlicher Zahl,

und konnte mit ihnen Stunden lang tändeln. Eines seines Lieblingsvergnügen bestand auch darin, sich mit seinen Mignons in Weiberkleidern sehen zu lassen, ja in den Fasten in allerhand seltsamen Vermummungen Tag und Nacht durch die Straßen von Paris zu laufen, in alle Häuser und Gesellschaften einzudringen, und Jedermann zu beschimpfen. Mit allen diesen unwürdigen Thorheiten wechselten Andachts- und Bußübungen, zu welchen ihn abergläubische Vorstellungen und Gewissensangst trieben, auf das seltsamste ab.

Da sich Heinrich's schlimme Neigungen erst im Laufe seiner Regierung recht entwickelten und offenbarten, da er erst auf dem Throne in eine Erschlaffung versank, die sein früheres Leben nicht vermuthen ließ, so waren Viele, die bei seiner Rückkehr aus Polen gute Hoffnungen von ihm hegten. Aber bald wurden sie inne, wie sehr sie sich getäuscht hatten. So wie der Einfluß der Lieblinge begann, legten mehrere treue Räthe und Staatsdiener ihre Würden nieder, welches Heinrichen ganz recht war, weil er dieselben nun mit seinen elenden Günstlingen besetzen konnte. Da die Mißhelligkeiten mit den Reformirten noch nicht beigelegt waren, so war jetzt die wichtigste Frage, wie man sich gegen sie verhalten solle. Einige Männer von Erfahrung und Weisheit, die noch um den König geblieben waren, riethen ihm zur Gelindigkeit; allein Katharina und der Cardinal von Lothringen bestanden darauf, daß die Hugenotten mit aller Gewalt unterdrückt werden müßten, und ihre Meinung behielt die Oberhand. Der Cardinal erlebte die schlimmen Folgen seines Raths nicht mehr; er starb am 26. December 1574.

Der Krieg entzündete sich nun wieder mit größerer Stärke. Der Prinz von Condé, der sich in Deutschland aufhielt, warb dort, in Vereinigung mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir, ein Heer, und näherte sich den Französischen Gränzen, während der Herzog von Alençon vom Hofe entfloh (15. Sept. 1575), und sich zu den Reformirten begab, die ihn mit Freuden an ihrer Spitze sahen. Katharina mußte einen, für die königliche Regierung sehr schimpflichen Waffenstillstand eingehen. Bald darauf (20. Februar 1576) entfloh auch der junge König von Navarra, obgleich am Hofe streng bewacht, und stellte sich in Guienne an die Spitze der Reformirten. Diese hatten jetzt, da Condé und der Pfalzgraf mit ihren Truppen herbeigekommen waren, eine ansehnliche Macht zu ihrer Verfügung. Von Moulins aus, wo sich die Häupter der Mißvergnügten versammelt hatten, erging eine Bittschrift an den Hof, in welcher theils die sämmtlichen Beschwerden vorgebracht, theils

Friedensbedingungen vorgeschlagen wurden. In der Verlegenheit, in welcher sich der Hof befand, ward ihnen (Mai 1576) ein Vertrag bewilligt, vortheilhafter als alle bisherigen. Im ganzen Reiche, mit alleiniger Ausnahme von Paris, erhielten sie freie Religionsübung, in jedem Parlamente Kammern, die zur Hälfte mit ihren Glaubensgenossen besetzt waren, gleiche Ansprüche mit den Katholiken auf Aemter und Würden, und außer La Rochelle, Nismes und Montauban noch acht Sicherheitsplätze. Dem Herzoge von Alençon, jetzt von Anjou genannt, wurde die Statthalterschaft von Berry, Touraine und Anjou zugesichert. Katharina sorgte besonders dafür, diesen ihren Sohn zu befriedigen, da es ihr vor Allem darauf ankam, ihn von den Reformirten zu trennen.

So viele Zugeständnisse für die Protestanten waren den eifrigen Katholiken ein Gegenstand des Aergers und großen Mißvergnügens. Es fehlte diesen Gesinnungen auch nicht an einem Mittelpunkt. Die Guisen und ihr Ehrgeiz waren noch nicht ausgestorben. Herzog Heinrich, der Sohn des tapfern Franz, der vor Orleans erschossen worden war, und selbst schon bei seiner Partei als Held der Bartholomäusnacht berühmt, war jetzt sechs und zwanzig Jahre alt, und an äußeren und inneren Vorzügen, aber auch an Herrschsucht, Verfolgungsgeist, List und Verstellung das vollkommene Abbild seines Vaters. Auf ihn richteten jene unzufriednen Katholiken ihre Augen, denn von seinem Unternehmungsgeist und seinem Ehrgeiz erwarteten sie das Kühnste. Der Befehlshaber von Peronne, Jakob von Humieres, gründete 1576 in der Picardie einen Verein, dem fast alle Edelleute und höhere Beamten dieser Provinz beitraten, und der sich dann schnell über das Königreich verbreitete. In Paris fand man alle durch Liederlichkeit zu Grunde Gerichtete, alle die durch Unruhen zu steigen und sich zu bereichern hofften, zum Beitritt bereit *). Der Bund hieß, weil er für den katholischen Glauben geschlossen war, die heilige Ligue. Die Theilnehmer verpflichteten sich durch einen Eid, in der Ligue zu leben und zu sterben für die Ehre und Erhaltung des durch die Römische Kirche vorgeschriebenen Gottesdienstes. Jeder solle Güter und Leben daran setzen, den Feinden des Bundes zu widerstreben. Es werde ein Haupt

*) Huic foederi certatim plerique qui vita per infamiam in alea et lustris acta decoxerant, nomen dederunt, quibus omnibus aut ad ambitionem et inexplebilem avaritiam satiandam aut ad ruinas domesticas sarciendas bello civili opus erat. Thuanus LXIII. p. 173. D.

gewählt werden, dem Alle pünktlichen und unbedingten Gehorsam zu leisten hätten. Dieses Haupt war nicht genannt, aber Alle wußten, daß es der Herzog von Guise sey. Für den König war der Bund den Worten nach zwar ebenfalls geschlossen, in der That aber war er eine Auflehnung gegen sein Ansehn, und die geheimen, entfernteren Pläne waren völlig gegen ihn und sein Haus gerichtet. Diese gingen dahin, wenn die Hugenotten ausgerottet seyn würden, und Alles unter der Gewalt der Ligue sich beugen, den Herzog von Anjou als einen Begünstiger der Ketzer zu richten, den König in ein Kloster zu sperren, und dem Herzog von Guise, als dem wahren Nachkommen Karl's des Großen, die Krone aufzusetzen. Das Haus Lothringen hatte sich schon früher eine Genealogie schmieden lassen, die seinen Stamm von den Karolingern herleitete, jetzt wurden Flugschriften *) verbreitet, in welchen von dieser Abstammung gesprochen, und die Usurpation, durch welche die Capetinger die Karolinger einst verdrängt hätten, beklagt ward.

Die Protestanten hatten dem Könige die erste Nachricht von diesem Bunde gegeben, die Heinrich nicht glauben wollte, bis ihn sein Gesandter in Spanien überzeugte. Eine solche Vereinigung, die sich vornahm, an seiner Statt und ohne ihn zu fragen, zu regieren, konnte ihn unmöglich ruhig lassen; er ergriff eine Maßregel dagegen, die Guise nicht erwartet hatte, und die derselbe um so weniger vereiteln konnte, da er sie vor den übrigen Bundesbrüdern nicht mißbilligen durfte; er trat selber der Ligue bei, und ließ sich zum Haupte derselben erklären. Unterdessen waren die Stände zu Blois seit dem 6. December 1576 versammelt, und rathschlagten besonders über die Finanzen und die Religionsspaltungen. Die ersteren waren durch die Kriege und die sinnlose Verschwendung des Hofes so zerrüttet, daß man fast noch einmal so viel ausgab, als man einnahm. Aber die Anträge, neue Steuern aufzubringen, wurden von den Ständen zurückgewiesen, und so blieb es zuletzt bei ganz unbedeutenden Bewilligungen. In Betreff der Religion war der dritte Stand für Erhaltung des Friedens, während der Hof und die Geistlichkeit gewaltsame Unterwerfung der Reformirten wollten. Es wurde beschlossen, Abgeordnete an die Häupter derselben zu senden, die sie auffordern sollten, die Autorität der Versammlung anzuerkennen, und ihnen die Nothwendigkeit vorstellen, daß nur eine Religion im Reiche geduldet werde. Der König von Na-

*) Capefigue Histoire de la réforme, de la ligue etc. Ed. de Bruxelles. T. IV. p. 42.

varra, der, nachdem er den Hof verlassen, wieder zum reformirten Glauben übergetreten war, antwortete den Gesandten: „Sagt der Versammlung, daß ich jederzeit Gott gebeten habe, daß er mich die Wahrheit möge erkennen lehren. Bin ich auf dem rechten Wege, so erhalte mich Gott dabei; wo nicht, so öffne er mir die Augen, und dann werde ich nicht allein bereit seyn, den Irrthum ohne Menschenfurcht abzuschwören, sondern auch meine Güter und mein Leben zur Vertilgung der Ketzerei anzuwenden." Es brach daher wieder ein Krieg aus, der für die Reformirten unglücklich war, besonders weil ihre Verbündeten, die Politiker, sich von ihnen trennten, und auf die Seite des Hofes traten. Da aber der König den Guisen und der Ligue kein Uebergewicht geben wollte, so kam es wieder zu Unterhandlungen und zu einem Frieden. Der König bestätigte das Ergebniß desselben in einem am 5. October 1577 zu Poitiers erlassenen Edicte, welches den Protestanten ungefähr das bewilligte, was ihnen der Vertrag von 1570 eingeräumt hatte.

Acht Jahre vergingen nun in einem Zustande von Ruhe, die nur 1580 durch einen kurzen Krieg unterbrochen ward, aber auch die Ruhe war nur eine scheinbare, und das Feuer glimmte unter der Asche fort. Das Reich gerieth bei der durchaus nachdrucklosen Regierung immer mehr in Verfall, die Statthalter in den entfernteren Provinzen schalteten wie unumschränkte Herren. Die Ligue blieb in heimlicher Verbindung mit Philipp II., der sie begünstigte und unterstützte, während Gregor XIII. sie nicht bestätigen wollte; doch zeigte sie keine Thätigkeit, allein mit dem Jahre 1584 bekam sie neues Leben. Am 10. Juni dieses Jahres starb nämlich des Königs letzter Bruder, der Herzog Franz von Anjou (dreißig Jahre alt), und da Heinrich selbst noch keine Leibeserben hatte, auch ungeachtet seiner Jugend schon sehr entnervt war, so hatte es allen Anschein, als ob das Geschlecht der Valois mit ihm aussterben würde. Dann waren die Bourbon's die nächsten am Throne; aber Heinrich von Navarra war ja ein Ketzer, und die Ligue, obschon in verschiedenen Meinungen über den künftigen König gespalten, war doch darin einig, daß sie den „Bearner" verabscheute. Sie erklärte sich vorläufig für dessen Oheim, den ein und sechzigjährigen, schwachen und willenlosen Cardinal Karl von Bourbon. Dieser ließ sich überreden, selbst für die Ausschließung seines Neffen zu wirken, und sich an die Spitze der Ligue zu stellen, obschon ihr wahres Haupt fortwährend Guise blieb

Die Ligue entwickelte nun wieder große Thätigkeit, und Philipp II. schloß am 31. December 1584 einen förmlichen Vertrag mit ihr, in welchem er den Cardinal von Bourbon als den rechtmäßigen Thronerben Frankreich's anerkannte. Hierauf erfolgten weitere Schritte gegen den König. Der Cardinal machte ein förmliches Manifest bekannt, welches erklärte, daß wegen der üblen Lage des Reiches, ein Bund geschlossen sey, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion, zum Schutze der Rechte des Adels und der Parlamente und zur Erleichterung der Lasten des Volkes. Zugleich ergriff die Ligue die Waffen, und bemächtigte sich einer Reihe wichtiger Städte. Der König gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung, und nach einigem Schwanken beauftragte er seine Mutter, Unterhandlungen mit Guise und den Ligisten zu beginnen. Sie forderten, daß der König jeden andern Gottesdienst als den katholischen verbiete, und den Protestanten alle Aemter und ihre Sicherheitsplätze nehme. Indem Heinrich in seiner Rathlosigkeit ihnen diese Forderungen, so wie eine Anzahl von Sicherheitsplätzen in einem am 7. Juli 1585 zu Nemours geschlossenen Vertrage gewährte, und alle zum Besten der Reformirten erlassenen Edicte widerrief, hatte er diesen den Krieg erklärt, und mußte ihn ausfechten. Er war mitten im Gewirre und mußte folgen, wohin die Ligue ihn haben wollte. Vier Heere wurden katholischer Seits zu diesem achten Religionskriege ausgerüstet, den man nach dem Namen der beiden Könige und des Herzogs von Guise den Krieg der drei Heinriche nennt. Die Ligue veranlaßte den König am 7. October noch ein Edict zu unterschreiben, kraft dessen alle Reformirten im Reiche innerhalb vierzehn Tagen katholisch werden sollten, statt der ihnen früher zugestandenen Frist von sechs Monaten. Im Weigerungsfalle sollten ihre Güter eingezogen und verkauft werden. Heinrich von Navarra gab hierauf ein ähnliches Edict gegen die Katholiken in seinem Lande. Dadurch wurden auf beiden Seiten viele Familien arm gemacht. Im Felde geschah nichts Entscheidendes noch Bedeutendes. Der König war 1586 in Lyon, und vertrieb sich hier mit Hunden, Affen und Papageien die Zeit, während die Ligue den Krieg nach Belieben führte, ohne sich um ihn zu bekümmern.

Paris wurde immer mehr der Mittelpunkt eines fanatischen Eifers und Volkshasses gegen die Protestanten, und auch der König wurde immer verhaßter, weil er zu lau und unkräftig für die Vernichtung der Ketzer schien. Die Guisen unterließen nicht, diesen Eifer zu nähren und zu erhöhen. Es wurde ein neuer Bund gestiftet, der Bund der

Sechzehn genannt, weil für jedes der sechzehn Stadtviertel von Paris einer der Führer der Verbindung bestimmt war, in seinem Bezirke ihre Zwecke zu fördern und so viele neue Glieder zu werben als möglich. Schon ging ein Gerücht, man wolle den König aufheben, wenn er den Jahrmarkt von St. Germain besuchen werde. Das erfuhr er aber, und ging nicht hin.

Der bürgerliche Krieg dauerte unterdeß fort. Im Jahre 1587 war Poitou der Hauptschauplatz desselben. Der treffliche Heinrich von Navarra eroberte hier nicht nur viele Plätze, sondern gewann auch am 20. October einen herrlichen Sieg über die ligistischen Truppen bei Coutras, an der Gränze von Perigord und Guienne. Hier war es, wo er den Grund zu seinem nachmaligen kriegerischen Ruhme legte. Mit Augen, die von Muth und Siegeslust funkelten, rief der junge Held beim Anfange der Schlacht den Prinzen von Condé und Soissons, seinen Vettern, zu: „Erinnert euch, daß ihr von Bourbonischem Geblüte seyd! Ich meines Orts will, so wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der älteste von euch bin!" Er hielt Wort, und seine Freunde warnten ihn vergebens, sein Leben mehr zu schonen. Auch Condé zeigte sich im Treffen seines väterlichen Ruhmes würdig. Die Niederlage der Feinde war vollkommen; auch der Anführer, der Herzog von Joyeuse, war unter den Todten. Heinrich von Navarra, der nur Soldat und Held aus Nothwendigkeit war, überließ sich nach dem Siege den wehmüthigsten Empfindungen über den traurigen Anblick des mit Tausenden von Todten bedeckten Schlachtfeldes, trug eine fast brüderliche Sorgfalt für die Verwundeten und entließ die gefangenen Katholiken meist ohne Lösegeld.

Die Vortheile dieses glänzenden Sieges waren unbedeutend; man eroberte nur einige feste Plätze. Ueber das weitere Verhalten war man uneinig. Condé rieth, über die Loire zu setzen und sich mit den Deutschen Soldtruppen zu verbinden; Andere waren der Meinung, das Heer der Ruhe genießen zu lassen, wenigstens einen Theil desselben. Heinrich von Navarra ging nach Bearn, und legte dort einer Gräfin von Grammont, mit welcher er in einem Liebesverhältniß stand, die in der Schlacht von Coutras eroberten Fahnen zu Füßen. Viele glaubten auch, die schöne Gräfin sey die eigentliche Ursache gewesen, warum Heinrich seinen Sieg nicht besser benutzt habe; gewiß ist es, daß eine nicht genug bekämpfte Sinnlichkeit seinen edleren Bestrebungen oft Eintrag that. Die Hülfstruppen, welche die Deutschen Protestanten den

Hugenotten geſandt hatten, wurden noch in demſelben Jahre vom Herzoge von Guiſe entſcheidend geſchlagen. Nur Wenige derſelben ſahen ihre Heimath wieder.

Die Hugenottiſche Partei erlitt bald nachher einen andern Verluſt, durch den Tod des Prinzen von Condé (5. März 1588). Die Aerzte, die ſeinen Leichnam unterſuchten, erklärten, daß Gift ſeinem Leben ein ſo frühes Ende gemacht habe; er zählte erſt fünf und dreißig Jahre als er ſtarb. Er war ein Mann, bei dem man, nach dem Ausſpruche eines großen Geſchichtſchreibers, nichts vermißte als das Glück *).

Die Sechzehn in Paris riefen indeß Heinrich von Guiſe in ihre Stadt. Der König, davon unterrichtet, ſuchte es zwar zu verhindern; nichts deſto weniger aber kam Guiſe (9. Mai), zwar nur mit wenigen Begleitern, aber gleich bei ſeinem Eintritt von Tauſenden umringt, um deren Gunſt er buhlte **), und die ihn vergötterten, und beſuchte den König, eben da dieſer mit ſeinen Lieblingen rathſchlagte, ob er ihn tödten laſſen ſolle. Dies widerriethen jedoch Einige dringend, und ſtellten vor, die Aufregung ſey ſo groß, daß der König ſelbſt Gefahr laufen könne. Als Guiſe den Hof des Louvre durchſchritt, die vielen Bewaffneten ſah, und wie ihr Anführer Crillon ſeinen Gruß kaum erwiederte, erblaßte er. Das Geſpräch mit dem Könige war natürlich nicht das freundlichſte; Guiſe, welcher bemerkte, wie dieſer zwiſchen verſchiednen Entſchlüſſen ſchwankte, entfernte ſich ſchnell, unter dem Vorwande, von der Reiſe ermüdet zu ſeyn, und umgab ſich in ſeiner Wohnung mit Bewaffneten. Auch der König war in banger Unruhe, und ließ die Wachen im Louvre verdoppeln. Am folgenden Tage fand eine zweite Unterredung Statt, in welcher ſich der König ſehr ſchwach, und der Herzog, der von vierhundert Edelleuten begleitet erſchienen war, ſehr ſtolz benahm. Die Spannung ward nur noch größer. Heinrich ließ ſogar zu ſeiner Sicherheit viertauſend Schweizer nach Paris kommen. Dies erhöhte das Mißtrauen der Sechzehn, und Guiſe ſelbſt verbreitete gefliſſentlich ein Gerücht, der König wolle die Ligiſten überfallen und hundert und zwanzig der Vornehmſten hinrichten laſſen, zu welchem

*) In quo nihil merito desiderares nisi fortunam, quam importune adversam a prima infantia ad ultimum vitae brevis spiritum expertus est. Thuanus, XC p. 183. D.

**) Egli all' incontro, con viso popolare e con faccia ridente, altri accarezava con le parole, altri risalutava con i gesti, altri rallegrava con l'occhio, e traversando le caterve del popolo con la testa scoperta, non pretermetteva cosa alcuna, che fosse a proposito per finire di conciliarsi la benevolenza e l'applauso popolare. Davila IX. p. 351.

Ende schon zwanzig Galgen und mehrere Blutgerüste errichtet wären. Diese Nachricht und die Vertheilung der Schweizer in den Straßen brachte viele Bürger in Aufruhr, sie stürzten aus den Häusern, versperrten die Straßen durch vorgezogene Ketten, verrammelten ihre Thüren mit Fässern, Balken, Brettern und Wagen, und traten mit geladenen Gewehren an die Fenster (12. Mai). Dagegen standen nun zwar die Schweizer in mehreren Straßen, aber der König ließ ihnen befehlen, nicht zu schießen. Das machte, daß die Bürger sie verspotteten und auf alle Weise beschimpften. Darüber riß einem Schweizer die Geduld, und er schoß los. Aber das ward mit einem Hagel von Steinen und mit Schüssen erwiedert, wodurch gegen dreißig Schweizer getödtet wurden. Diese armen Menschen, die sich theils nicht wehren durften, theils der Menge nicht gewachsen waren, schmiegten sich ängstlich an die Wände der Häuser an, und flehten mit aufgehobenen Rosenkränzen um Barmherzigkeit. Man zwang sie endlich, mit in den Ausruf: „Es lebe Guise!" einzustimmen, und das Gewehr abzulegen. Guise zeigte sich hierauf selbst zu Pferde, ward mit lauten Jubelgrüßen empfangen und stellte die Ordnung wieder her, indem er zugleich den Schweizern die Waffen wiedergeben ließ, und ihnen, so wie allen königlichen Truppen, freien Abzug aus der Stadt zusicherte.

Hierauf begab sich die Königin Mutter selbst zu ihm, und stellte ihn zur Rede. Er versicherte, er habe diese Unruhen nicht erregt, sondern der König sey allein Schuld daran, weil er fremde Truppen in die Stadt gerufen habe. Als sie darauf Vergleichsvorschläge that, spannte er seine Forderungen so hoch, daß ihre Bewilligung ihm die ganze Macht im Staate würde verschafft haben. Am folgenden Morgen wiederholte sie ihren Besuch; auf dem Wege flüsterte ihr ein Bürger zu, es seyen an funfzehntausend Menschen bereit, das Louvre von der hintern Seite her zu stürmen. Sogleich ließ sie dies dem Könige melden, der ohne Verzug mit wenigen Begleitern davon ritt, und wie ein Flüchtling seine Hauptstadt verließ. Zornig, daß er ihm entgangen sey, nahm Guise in Paris nun ganz das Ansehn eines Herrschers an. Die Ketten wurden wieder weggezogen, die Verrammelungen (barricades) bei Seite geschafft, die Läden geöffnet, und die Sitzungen des Parlaments nahmen wieder ihren Anfang. Guise bemächtigte sich hierauf noch der Bastille und änderte die Obrigkeiten in Paris nach seinem Gutdünken. Wenige rechtschaffene Männer hatten die Standhaftigkeit, ihm zu widerstehen. Zu diesen gehörte der Präsident des

Parlaments, Achilles von Harlay. Als Guise denselben besuchen wollte, fand er ihn in seinem Garten auf- und niedergehend. Er redete ihn verbindlich an, aber der Präsident, ohne sich in seinem Spaziergange aufhalten zu lassen, sagte trocken: „Das ist ein Jammer, wenn der Diener den Herrn verjagt. Uebrigens gehört meine Seele Gott, mein Herz dem Könige, und mein Leib jedem Bösewicht; man mache damit, was man will.“ Zu Guisens Freude waren die übrigen Glieder des Parlaments weniger beharrlich.

Katharina von Medici, die in Paris geblieben war, unterhandelte indeß mit dem Herzoge fortwährend, und der schon so tief erniedrigte König bewilligte zuletzt fast alle Forderungen desselben, um nur noch einen Schein von Freiheit und Herrschaft zu retten. Diese Beschlüsse des Königs waren enthalten in einem von den Parlamenten im Juli registrirten Edicte, das Unionsedict genannt. Er forderte darin alle seine treuen Unterthanen auf, sich durch einen Eidschwur gegen die Ketzer zu verbinden, wie er selbst schwur, die Ketzerei mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in seinem Reiche auszurotten. Die geheimen Artikel betrafen Sicherheitsplätze und andere Vortheile für die Ligue. Durch einen bald darauf erlassenen Befehl wurde Guise zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt, und war nun, wie ein Zeitgenosse *) bemerkt, mit der Machtfülle bekleidet, welche die Majordomen unter den Merovingern geübt hatten.

Am 16. October wurde zu Blois ein Reichstag eröffnet, dessen Beschlüsse ganz von Guise, welcher die Mehrheit in seiner Hand hatte, geleitet wurden. Den König ließ er die erniedrigendste Rolle spielen. Doch war es sein öffentliches Benehmen nicht allein, was diesen endlich zu einem verzweiflungsvollen Entschluß brachte. Er hörte von verrätherischen Verbindungen der Guisen mit auswärtigen Mächten; man hinterbrachte ihm die übermüthigsten Reden, die dem Herzog und seinen Anhängern entfallen waren, und neue Entwürfe, die auf seine Beschränkung und Demüthigung abzweckten. In dieser Lage glaubte er, um seine Krone, seine Freiheit, und sein Leben zu schützen, kein anderes Mittel zu sehen, als Meuchelmord. Unter den fünf und vierzig Gliedern seiner adlichen Leibwache wurden Acht erwählt, denselben zu vollziehen. Heinrich theilte selbst die Dolche unter sie aus, und sagte dabei: „Es ist eine Handlung der Gerechtigkeit an dem größten

*) Davila IX. p. 369.

Verbrecher meines Reiches, die ich euch auftrage, und deren Ausübung mir die göttlichen und menschlichen Rechte zulassen; und weil ich es leider auf dem geraden Wege Rechtens nicht zu thun vermag, so gebe ich euch hiermit, Kraft meiner königlichen Befugniß, volle Gewalt, ihn auf diese Art zu bestrafen." Der Tag der Ausführung ward auf den 23. December festgesetzt, wenn der Herzog sich zur Rathsversammlung einfinden würde. Er ward gewarnt; aber er achtete nicht darauf. Noch den Tag vorher fand er an der Tafel unter seinem Teller einen Zettel mit den Worten: „Man will Sie umbringen." Er aber schrieb hinzu: „Das wird man sich nicht unterstehen," und warf den Zettel unter den Tisch.

Am bestimmten Tage, da die acht Edelleute sich im Vorzimmer des Königs in Ordnung gestellt hatten, während die Rathsversammlung schon beisammen war, erhielt Guise in derselben den Befehl, schnell zum Könige zu kommen. Er kam, ging durch das Vorzimmer, aber eben, da er die Hand nach der Thür des königlichen Cabinets ausstrecken wollte, stürzten die Verschwornen von hinten auf ihn zu. Ein Herr von Montseris faßte ihn beim Arm und gab ihm einen Dolchstich in den Leib, mit den Worten: „Ha Verräther, du mußt sterben!" Des Effranats faßte ihn bei den Füßen, Saint Malines versetzte ihm einen heftigen Dolchstoß in die Brust, und Loignac einen andern in den Leib. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Der Herzog rief nach seinen Freunden, gleich darauf, da ihm Sarriac von hinten den Degen tief in den Leib stieß, schrie er laut: „Ach! Barmherzigkeit!" arbeitete noch mit den letzten Kräften, sich loszumachen, und schleppte seine Mörder, vermöge seiner gewaltigen Stärke, bis in einen Winkel an das Bett des Königs mit sich fort, wo er endlich erschöpft niedersank. So starb er im noch nicht vollendeten neun und dreißigsten Jahre seines Lebens. Mehrere seiner Freunde wurden hierauf gefangen genommen, und sein Bruder, der Cardinal Ludwig von Guise, im Gefängnisse gleichfalls ermordet. Um dem Pöbel einen Anlaß zu Ausschweifungen zu nehmen, wurden die Leichname beider Brüder in eine Kalkgrube geworfen, dann die Gebeine verbrannt, und die Asche in den Fluß gestreut. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, der sich zu Lyon befand, entfloh, als er hörte, daß der König Anstalten mache, auch ihn in seine Gewalt zu bekommen.

Voller Freuden über den glücklich gelungenen Anschlag war Heinrich III. sogleich mit der Nachricht zu seiner Mutter geeilt, die damals

auf ihrem Zimmer zu Blois krank lag. Sie, die um den Plan nicht gewußt, erschrak, und ermahnte ihren Sohn, behutsam zu seyn. Zwei Dinge, sagte sie, sind jetzt Noth, Schnelligkeit und Entschlossenheit. Von diesem Augenblick verschlimmerte sich ihr Zustand, und bald darauf starb sie, am 5. Januar 1589.

So war nun der schwache König ganz verlassen. Nur zu bald zeigte sich, mit welchem Rechte seine Mutter befürchtet hatte, er würde die Früchte seiner blutigen That nicht zu erndten wissen. Wäre er entschlossen genug gewesen, sogleich mit der Miene des Siegers und Königs nach Paris abzugehen, und mit fortgesetztem Nachdruck die Ligue zu verfolgen, so möchte es ihm wol gelungen seyn, sie in Furcht zu setzen und zu zerstreuen. Aber da die Pariser sahen, daß er sich selber fürchtete, so begingen sie die größten Ausschweifungen, bemächtigten sich der wichtigsten Posten in der Stadt, zerschlugen allenthalben die Wappen und Bildnisse des Königs, und klebten an allen Ecken Spott- und Schandschriften gegen ihn an, in welchen sie ihn bloß Heinrich von Valois nannten. Dem getödteten Herzog und Cardinal wurden prächtige Leichenbegängnisse gehalten; viele Kupferstiche erschienen, welche ihren Tod so schrecklich als möglich darstellten, und wurden unter das Volk vertheilt *); besonders aber thaten die Geistlichen Alles, es in ihren Predigten gegen den König zu erhitzen. Einer derselben rief seine Zuhörer laut zur Rache auf, und fuhr dann im höchsten Eifer fort: „Ja, schwört mir's Alle, schwört! und hebt zum Zeichen eures Eides die Hände in die Höhe! Herr Präsident (so rief er dem redlichen Harlay zu, der auch zugegen war), hebt auch die Hand auf, hebt sie hoch in die Höhe, auf daß Jedermann es sehe!" Ein Anderer fragte seine Zuhörer von der Kanzel, ob denn kein Einziger unter ihnen ein so eifriger Katholik sey, daß er es wage, den Tod eines solchen Helden an der Person des Tyrannen zu rächen. Ja die Sechzehn legten der Sorbonne förmlich die Frage vor, ob das Französische Volk von seinem, Heinrich III. geleisteten, Eide der Treue entbunden werden, und ob es sich vereinigen und bewaffnen könne gegen die mit aller Bosheit erfüllten Rathschläge und Bestrebungen dieses Königs, und ein und siebzig Doctoren dieses geistlichen Richterstuhls beantworteten diese Frage bejahend. Hierauf ließen die Sechzehn die Parla-

*) Einer dieser Kupferstiche hatte die Unterschrift: Comme Henry, le perfide, le détestable Valois fait mettre en pièces les corps sanglans des deux princes martyrs. Capefigue l. c. T. V. p. 478.

mentsräthe, die es mit dem Könige hielten, unter ihnen auch den Präsidenten Harlay, in die Bastille bringen. Der Aufruhr brach sogleich in vielen anderen Städten aus, ganze Provinzen fielen vom Könige ab. Die neue Ordnung, welche die Ligue stiften wollte, zeigte sich als die schrecklichste Unordnung. Unsicherheit und Gesetzlosigkeit nahmen im ganzen Reiche überhand; überall sah man Verhaftungen und Gütereinziehungen; in den Behörden, im Innern der Familien, herrschten Haß und Zwietracht.

Der Herzog von Mayenne kam nach Paris, ward mit Jubelgeschrei empfangen, und zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt. Der König hatte das Aeußerste zu fürchten, und nichts blieb ihm in seiner Verzweiflung übrig, als sich den Reformirten in die Arme zu werfen. Nachdem er ihnen in einem Vertrage freie Religionsübung versprochen hatte, kam Heinrich von Navarra nach Plessis les Tours, wo sich beide Könige besprachen. Bald nachher führten sie ihr vereinigtes, durch Schweizer verstärktes, zahlreiches Heer gegen die Hauptstadt, und belagerten sie, ohne daß die Ligisten es verhindern konnten. Alle Welt war gespannt, welchen Ausgang dies seltsam verwickelte Trauerspiel nehmen werde, als plötzlich der Knoten zerhauen ward. Ein junger Dominicanermönch, Jakob Clement, war von den Predigten, deren oben erwähnt ist, so fanatisirt worden, daß er sich entschloß, den Ruhm und Lohn im Himmel zu verdienen, die, wie man gesagt hatte, mit der Ermordung eines, von der Kirche abgefallenen Königs zu gewinnen seyen. Man glaubte auch, daß sein Vorsatz durch die Herzogin von Montpensier, Schwester der Guisen, die ihn durch ein schändliches Mittel (was jedoch nur eine Verläumdung ihrer Feinde scheint *)) an sich gezogen habe, völlig bestimmt worden sey. Zu größerer Sicherheit fragte er seinen Prior, und als ihm dieser versicherte, daß, wenn die That nicht aus persönlichen Gründen, sondern aus wahrem Eifer für das Beste der Religion und des Staats unternommen würde, man sich dadurch ein wahres Verdienst bei Gott erwerbe; so traf er alle Vorbereitungen, und machte sich auf den Weg nach St. Cloud, wo Heinrich III. sein Hauptquartier hatte.

Nahe vor diesem Orte traf er den Generalprocurator des Königs, La Guesle, und sagte demselben, er habe dem Könige wichtige Dinge

*) Verum de stupro haud facile crediderim, nisi si ardens ultione animus generosam feminam, ut ad alia scelera coecam, sic etiam ut impotentem iram expleret ad hoc foeditatis plenum flagitium impulit. Thuanus XCVI. p. 500. D.

zu entdecken. Jener nahm ihn mit in seine Wohnung. Mit unbeschreiblicher Ruhe ging der junge Mensch der schaudervollen That entgegen, nachdem er sich überzeugt zu haben glaubte, daß sie gut und rühmlich sey. Er aß ganz fröhlich zu Abend mit den Leuten des Generalprocurators, verrieth sich nicht durch die kleinste Miene, und schlief die Nacht ganz ruhig. Am andern Morgen (1. Aug. 1589) führte ihn La Gueble in das Schlafgemach des Königs. Der Mönch überreichte diesem zwei Schreiben, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Weil aber einige Herren ihm dabei zu nahe standen, so konnte er seinen Streich nicht ausführen. Er wartete daher, bis der König ihn fragte, ob er ihm sonst noch etwas zu melden habe. Das bejahete er, fügte aber hinzu, daß er es ihm nur ganz heimlich sagen dürfe. Die Herren entfernten sich darauf einige Schritte, aber kaum hatten sie sich abgewendet, als sie den König schreien hörten: „Ach mein Gott! ach Bösewicht, du hast mich getödtet! Ach Bösewicht, was habe ich dir gethan, daß du mich so ermordest?" Sie wandten sich um, und sahen den König sich selbst ein Messer aus dem Leibe ziehen, und dem Mörder, der ganz ruhig vor ihm stand, einige Stöße damit in's Gesicht versetzen. La Gueble zog hierauf den Degen, und stieß ihm das Gefäß so heftig in's Gesicht und auf den Leib, daß er ihn zwischen zwei Betten, die in dem Zimmer standen, zu Boden warf. Der Mönch wollte sich wieder aufraffen, als mehrere Edelleute aus dem Vorzimmer hereindrangen, ihn tödteten, und den Leichnam zum Fenster hinabstürzten.

Sobald der König von Navarra von diesem Unglücksfalle Nachricht bekam, eilte er an das Bett des Verwundeten, und fiel vor demselben auf ein Knie nieder. Der König hieß ihn aufstehen, küßte ihn, und erklärte ihn laut für seinen Nachfolger, befahl auch allen anwesenden Herren, ihn dafür zu erkennen. Am folgenden Tage starb er, noch nicht acht und dreißig Jahre alt. Mit ihm erlosch das Haus Valois, und an dessen Stelle trat die Seitenlinie der Bourbons ein. Aber ob der reformirte Heinrich von Navarra sein Recht durchsetzen werde, war noch sehr zweifelhaft. Alle eifrigen Katholiken verabscheuten ihn als einen Ketzer, Paris war in den Händen der Ligue, und von Philipp II. war zu erwarten, daß er der katholischen Partei mit Waffengewalt beispringen werde. Wollte also Heinrich die Krone von Frankreich besitzen, so mußte er sie erst als Held erkämpfen.

9. Heinrich IV.
(1589—1610.)

Wir haben diesen Fürsten schon in seinem sechzehnten Jahre als Haupt des Bourbonischen Hauses gesehen, und schon damals erwarb er sich eines Coligny Achtung. Aber noch in einem weit zartern Alter verrieth sich der hohe Geist, der in dem Knaben wohnte. Er war zugegen, als Katharina von Medici und ihr Sohn, Karl IX., die oben erwähnte Zusammenkunft mit der Königin von Spanien und dem Herzog von Alba in Bayonne hatten, und zog bei dieser Gelegenheit durch seine jugendliche Munterkeit, und durch seine treffenden Antworten die Aufmerksamkeit so auf sich, daß ein vornehmer Spanier sagte: „Wahrlich, er scheint mir ein Fürst oder Kaiser zu seyn, oder doch Einer, der es werden wird."

Johanna von Navarra, seine Mutter, eine der trefflichsten Frauen ihrer Zeit, hatte sich der Erziehung ihres Sohnes mit außerordentlichem Eifer angenommen, besonders seitdem ihr Gemahl, der schwache König Anton von Navarra, gestorben war (1562). Außerdem war das Leben selbst seine Schule; er ward früh mit in das Kriegsgetümmel genommen, wie er denn von sich selber oft zu sagen pflegte, daß er im Lager und unter den Waffen groß geworden sey. Im Reiten that es ihm Niemand gleich, und in allen kriegerischen Uebungen war er Meister. Von früher Jugend auf zeigte er ein feuriges Ehrgefühl. Dies machte ihn tapfer, wo es Tapferkeit galt, und großmüthig, wo die Großmuth seine Würde erhöhen konnte. So muthig und kriegerisch er aber auch war, so waren doch seine Gefühle mehr zur Sanftmuth und Theilnahme gestimmt; und da zu seiner Gemüthsart eine starke Sinnlichkeit kam, so wurde die Neigung zu unaufhörlichen Verhältnissen mit Weibern bei ihm zu einer Leidenschaft, die sein tadelnswürdigster Fehler ist. Indeß lehrten ihn die bedenklichen Umstände, unter denen er den Schauplatz betrat, Ernst und Strenge, und so ward er zum Glück noch vor der Erschlaffung und Verweichlichung verwahrt, in die ein träges Leben ihn vielleicht gestürzt haben würde.

Eine herrliche Gesundheit und eine bewundernswürdige Nervenkraft machten ihm alle Beschwerden leicht, und erhielten ihn bei immer froher Laune. Ein klares Auge, eine Adlernase, eine frische, bräunliche Gesichtsfarbe und ein schön gelockter Bart machten seine Züge, die schon Geist und Leben ausdrückten, noch anziehender. Dabei war er

immer thätig, sah Alles selbst nach, und in der Schlacht, wo er zu Pferde saß, verglichen ihn seine Feinde selbst mit dem Adler. Früh um vier Uhr stand er auf, und man sagte von ihm, daß er nicht so viel Zeit zum Schlafen brauche, als der Herzog von Mayenne, sein Gegner, zum Essen. Auch antwortete er selbst einmal Jemanden, der diesen einen einsichtsvollen Feldherrn nannte: „Das ist wahr, aber ich gewinne ihm alle Tage fünf volle Stunden ab."

Aber er mußte ihm noch mehr abgewinnen, denn als sein Vorgänger starb, war seine Lage noch sehr mißlich. Er selbst sagte darüber scherzhaft: „Ich bin ein König ohne Krone, ein Feldherr ohne Geld und ein Ehemann ohne Frau *)." Wirklich dauerte auch der Krieg, den er zu führen hatte, ehe ihm Paris die Thore öffnete, beinahe fünf Jahre. Die Ligisten hielten noch eng zusammen; ihr Oberhaupt, der Herzog von Mayenne, war ein Mann von Tapferkeit, Festigkeit und Einsicht **), und es standen ihm viele Hülfsmittel zu Gebote. Ein Theil des Adels verließ nach Heinrich's III. Tode mißvergnügt das königliche Heer, und begab sich auf seine Güter; ein anderer blieb bei Heinrich, nachdem dieser geschworen hatte, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, sich selbst darin unterrichten zu lassen, sich dem Ausspruch eines Nationalconciliums zu unterwerfen und den Tod des vorigen Königs zu rächen.

Er versuchte jetzt mit dem Herzoge von Mayenne den Weg der Unterhandlungen, aber fruchtlos. Mayenne ließ den alten Cardinal von Bourbon, der übrigens in seines Neffen Gewalt war, unter dem Namen Karl's X. als König ausrufen, und sich selbst zum Generalstatthalter des Reiches ernennen. Bald brach er mit fünf und zwanzig tausend Mann von Paris auf, um, wie er öffentlich bekannt machte, „den Bearner zu fangen." Schon mietheten die Pariser Damen Fenster in der Antonsstraße, um den schönen Triumphzug mit anzusehen, allein der Bearner wollte sich nicht fangen lassen. Er hatte sich in die Normandie gezogen, um Hülfstruppen aus England zu erwarten, und stand mit sieben tausend Mann bei Dieppe trefflich verschanzt. Vergebens bestürmte ihn hier der viermal stärkere Mayenne;

*) Dies letztere bezieht sich auf seine Gemahlin Margarete von Valois, von welcher Heinrich seit mehreren Jahren getrennt und in offner Zwietracht lebte.

**) Fidei et constantiae laudem ad virtutis militaris decus adjunxit, adeo ut princeps fidei tenacissimus et expugnator urbium, quasi Ulysses alter, vulgari diverbio appellaretur. Thuanus, XCIII. p. 248. C.

er fand die Verschanzungen unüberwindlich, und mußte sich auf Amiens zurückziehen. Verstärkt durch frische Truppen aus der Picardie und der Champagne und durch Engländer, ging Heinrich nun auf Paris los, und versuchte, es zu überrumpeln. Er bekam auch die Vorstädte in seine Gewalt, aber nun eilte Mayenne herbei. Heinrich ging ihm entgegen und forderte ihn zu einer Schlacht auf; jener umging ihn, und warf sich in die Stadt. Heinrich konnte seine Truppen in der Nähe von Paris nicht halten und ging nach Tours. Seine Lage blieb äußerst schwierig, nicht nur weil es ihm an Kriegsmitteln und Gelde fehlte, sondern auch, weil die Katholiken von seiner Partei, auf jenes Versprechen, sich in ihrer Religion unterrichten zu lassen, bauend, seinen Uebertritt eben so sehr hofften, als die Reformirten ihn fürchteten.

Für die Ligue war es eine Hauptfrage, wer König von Frankreich werden solle, wenn Karl X. gestorben seyn würde. Mayenne, obschon gemäßigt, und nicht von heftigen Leidenschaften gestachelt, hegte doch Hoffnungen und Wünsche. Dagegen gab es Abkömmlinge der Valois in weiblichen Linien, und besonders ließ Philipp II. die Absicht blicken, da seine dritte Gemahlin Elisabeth die Schwester Heinrich's III. gewesen war, den Thron von Frankreich seiner mit ihr erzeugten Tochter zu verschaffen. An ihn hatte sich die Ligue schon gewandt, um Unterstützung in ihrem Kampfe zu erlangen. Auch kam ein päpstlicher Legat nach Paris, der wider die ausdrückliche Anweisung Sixtus V., leidenschaftlich für die Ligue und die Spanier Partei nahm, und das Volk noch immer mehr gegen den Ketzer Heinrich erhitzte. Wie heftig der Religionshaß wirkte, kann man daraus sehen, daß die Sorbonne alle Diejenigen in den Bann that, die Heinrich als König anerkennen würden. Ja der Legat verbot sogar den Bischöfen, nach Tours zu gehen, und für die Bekehrung Heinrich's zu wirken. Dagegen erließ dieser eine Verordnung, worin er drohte, Jeden als einen Majestätsverbrecher zu behandeln, der sich mit dem Legaten einlassen würde.

So wurde eine friedliche Vergleichung immer weiter hinausgeschoben, und der Waffenkampf dauerte fort. Heinrich war mit der Belagerung von Dreux beschäftigt, als sich Mayenne ihm mit einem weit stärkern Heere, in welchem sich Spanische Hülfstruppen und Deutsche Söldner befanden, näherte. Dennoch beschloß er die Schlacht in der Nähe von Ivry anzunehmen. Während seine Soldaten die Nacht vorher, in zwei Dörfer vertheilt, ruhig schliefen, war er beständig wachsam und thätig, und erkundete die Gegend. Als man ihm sagte,

er habe bei seinem Schlachtentwurf auf einen möglichen Abzug nicht genug Bedacht genommen, erwiederte er: „Keinen andern Abzug als über das Schlachtfeld hin.“ Früh am Morgen ordnete er seine Schaaren, warf sich dann auf die Knie nieder und bat Gott, ihm statt des Sieges den Tod zu schenken, wenn er vorher wisse, daß er ein schlechter König werden würde. Die Soldaten waren tief ergriffen, und fühlten sich durch einen solchen Anführer zweifach zur Tapferkeit begeistert. Aus allen Kehlen erschallte laut: Es lebe der König! dann sprengte Heinrich durch die Reihen, und hielt eine muthige Anrede an die Truppen, die mit den Worten schloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so seht nach meinem weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.“ Und wahr ist es, daß er immer im gefährlichsten Getümmel zugegen war, oft wie ein gemeiner Reiter focht, und seinen Degen ganz voll Scharten und Blut aus dem Treffen zurückbrachte. Es war ein herrlicher Sieg, den er hier erkämpfte (14. März 1590), noch herrlicher durch die Mäßigung, die er nach demselben zeigte. Denen, die den Fliehenden nachsetzten, rief er nach: „Schont der Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!“ Die Gefangenen fesselte er durch Herablassung und Verbindlichkeiten an sich, seinen eigenen Officieren dankte er auf die schmeichelhafteste Weise für ihren Beistand, und so gewann er Aller Herzen.

Erst nach vierzehn Tagen erschien Heinrich in der Nähe von Paris, ohne noch einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt zu machen, während Mayenne nach den Niederlanden gereis't war, um mit dem Herzog Alexander von Parma neue Maßregeln zu verabreden. Unterdeß starb der alte Cardinal von Bourbon (9. Mai 1590), ein Ereigniß, welches zunächst ohne Folgen blieb, da die Ligue ganz mit der Vertheidigung der Hauptstadt beschäftigt war, welche jetzt von Heinrich ernster bedrängt ward. Er sperrte alle Zugänge, fing die Zufuhren auf, und versetzte die Einwohner dadurch bald in drückende Hungersnoth. Dennoch konnte er sie zu keiner Uebergabe bewegen. Die Geistlichen suchten das Volk durch Processionen zu beschäftigen, und obschon die Noth immer höher stieg, die Tagelöhner nicht mehr so viel verdienten, um die Suppen von Kleie und Hafer kaufen zu können, wovon die Armen allein noch lebten; so rissen doch die Predigten der von glühendem Eifer für die Sache erfüllten Geistlichen die Menge so hin, daß sie ihre Leiden standhaft ertrug. Fast dreizehn tausend Men-

schen starben vor Hunger. Auf einen so hartnäckigen Widerstand hatte Heinrich nicht gerechnet. Bei einer Zusammenkunft mit Abgeordneten der Ligisten beschwor er sie, als Franzosen zu denken, und sich doch nicht länger von der Spanischen Habsucht zum Spielwerke gebrauchen zu lassen; er vergoß Thränen über das Elend des verblendeten Volks; Alles vergeblich. Als die Abgeordneten wieder in die Stadt kamen, ließen die Sechzehn aussprengen, der König verlange eine unbedingte Uebergabe. Dies verhärtete das Volk noch mehr, welches ohnehin auf einen baldigen Entsatz rechnen durfte, da Mayenne schon auf dem Wege war und der Herzog von Parma, nach dem ausdrücklichen Befehle Philipp's, ihm mit einem Spanischen Heere auf dem Fuße folgte. Heinrich ward dadurch nicht wenig bedrängt. Er war nicht stark genug, dem Feinde die Spitze zu bieten und zugleich die Stadt eingeschlossen zu halten; auch war sein eigenes Heer schon lange nicht mehr besoldet worden, und bezeigte sich folglich nicht am willigsten. Er wagte jetzt einen Sturm, ward aber zurückgeschlagen, und mußte endlich die Belagerung ganz aufheben. Während dieser Anarchie riß auch in den Provinzen die größte Verwirrung ein. Die Statthalter regierten nicht bloß willkürlich und despotisch, sondern mehrere derselben, welche glaubten, daß das Ende aller dieser Unruhen zuletzt eine gänzliche Zerstückelung von Frankreich seyn werde, waren sogar darauf bedacht, auf diesen Fall ihre Statthalterschaft als bleibendes Eigenthum an sich zu reißen, wie es unter andern der Herzog von Mercoeur in der Bretagne versuchte.

Die größte Verlegenheit Heinrich's entstand daraus, daß er einsah, die Liguisten würden ihn leichter anerkennen, wenn er zur katholischen Religion überträte, die Reformirten aber ihm diesen Schritt sehr übel nehmen. Wenn er auch sein Gewissen darüber beruhigen konnte; durfte er es wol wagen, seine bisherigen Freunde so zu beleidigen, ehe er des Erfolges bei den Feinden gewiß war? Unterdeß that er wenigstens alles Mögliche, sich im Felde zu erhalten. Im nächsten Jahre (1591) wurde er durch Deutsche und Englische Hülfstruppen unterstützt, während seine Gegner unter sich zerfielen. Ein Sohn des ermordeten Herzog Heinrich von Guise, Karl, entkam aus seinem Gefängnisse, und bildete eine Partei, die sich von Mayenne abwandte. In Paris, wo die Sechzehn vier tausend Mann Spanischer Truppen aufgenommen hatten, übte Philipp II. den größten Einfluß, und während Mayenne in's Feld gerückt war, herrschte eine arge revolutionäre Tyrannei. Die Gemäßigten wurden mit dem Namen Politiker belegt

und ihres Vermögens beraubt. Zehn der heftigsten Eifrer, an deren Spitze ein wilder Frevler, Namens Bussy stand, erhielten unumschränkte Macht, und schüchterten Diejenigen, welche ihre despotische Willkür verabscheuten, so ein, daß sie keinen Widerstand wagten. Der Parlamentspräsident Brisson und zwei Räthe wurden als Ketzer und Verräther ohne alle Rechtsform aufgehängt (16. Nov.). Endlich kam Mayenne zurück, ließ vier der ärgsten Frevler auf dieselbe Weise hinrichten, und stellte die Ordnung wieder her.

Heinrich benutzte die Entfernung Mayenne's, um Rouen zu belagern, vorzüglich auf Elisabeth's Betrieb, welche die Ligue aus der Normandie verdrängt wünschte. Doch ein abermaliges Erscheinen des Herzogs von Parma nöthigte ihn, die Belagerung wieder aufzuheben (20. April 1592). Indeß blieb unter den Katholiken die Entzweiung zwischen den Heftigen und den Gemäßigten, und Jene behaupteten, Heinrich könne sogar, wenn er katholisch würde, nicht König werden. Der immer verderblicher werdenden Ungewißheit ein Ende zu machen, wurden die Reichsstände berufen, und am 26. Januar 1593 eröffnet. Diese sollten einen neuen, rechtgläubigen König erwählen, allein es kam zu keinem Beschluß, so viele Mühe sich die Spanier auch gaben, die Abschaffung des Salischen Gesetzes zu erlangen, und die Wahl auf die Infantin zu lenken. Indeß entschloß sich Heinrich, dem immer stärkeren Dringen seiner katholischen Anhänger, welches sogar von mehreren seiner reformirten Freunde lebhaft unterstützt ward, nachzugeben; er schwur in der Kirche zu St. Denis, am 25. Juli 1593, unter vielen Förmlichkeiten, öffentlich vor dem Erzbischof von Bourges die reformirte Religion ab, und schickte eine Gesandtschaft nach Rom, den Papst Clemens VIII. um seine Bestätigung der Lossprechung zu bitten. Der päpstliche Gesandte in Paris, im Einverständnisse mit den Spaniern, gab sich indeß alle Mühe, um die Bürger zu überzeugen, daß der Uebertritt Heinrich's nur erheuchelt sey. Mayenne hingegen, ohne Geld und Truppen, und von den Schweizern bei weitem nicht so unterstützt, wie er gehofft hatte, schloß mit dem Könige einen Waffenstillstand. Während desselben kamen mehrere Anhänger Heinrich's nach der Hauptstadt, und bereiteten eine Versöhnung vor, das Volk strömte nach St. Denis, um den König zu sehen, Edelleute von Heinrich's Heer kamen mit Bekannten von der andern Partei häufig zusammen, und rühmten Heinrich's Eigenschaften. Dies wirkte so sehr, daß allen eifrigen Ligisten bange ward, und einige Priester sogar einen Schwär-

mer Namens Barriere, von dem Charakter des Jakob Clement, abschickten, den König zu ermorden; aber zum Glück verrieth ein Florentinischer Dominicaner, dem sich Barriere entdeckt hatte, den schändlichen Anschlag. Er wurde ergriffen, zum Tode verurtheilt und gerädert.

Philipp II. hatte bereits so große Summen an den Entwurf, Frankreich an sein Haus zu bringen, gewandt, daß er ganz erschöpft war, ohne doch dem Ziele näher gekommen zu seyn. Er wurde verdrossen und kalt, und dadurch verlor auch seine Partei in Paris den Muth. Heinrich benutzte diese Stimmung und die allgemeine Sehnsucht nach Frieden; er forderte in einem gnädigen und väterlichen Tone das Französische Volk zur Unterwerfung auf, und versprach allgemeine Verzeihung. Hierauf ergaben sich einzelne Städte und ganze Provinzen. Er dankte ihnen durch Wohlthaten, Geschenke und Vorrechte, und brachte dadurch immer mehrere dahin, sich zu unterwerfen. Am 27. Februar 1594 ließ er sich feierlich krönen, und zwar zu Chartres, weil Rheims noch in den Händen der Ligue war. Hierauf kehrte er wieder nach St. Denis zurück. Der Waffenstillstand hörte auf, aber der Krieg ward auch nur lässig geführt. Mayenne, der noch immer auf Unterstützung vom Papst und von Spanien hoffte, reisete am 6. März 1594 von Paris ab an die Gränze von Champagne, um die Truppen, die ihm Graf Ernst von Mansfeld zuführen sollte, in Empfang zu nehmen. Das entschied endlich die Sache. Denn der Graf von Brissac, dem Mayenne während seiner Abwesenheit den Oberbefehl in der Stadt anvertraut hatte, weil er früher einer der eifrigsten Ligisten war, wünschte jetzt seinen Frieden mit dem Könige zu machen, und fand diesen geneigt, die Forderungen, die er für die Pariser und für sich selbst machte, zu bewilligen. Heinrich versprach ihm die Bestätigung der Marschallswürde, 200,000 Thaler und ein Jahrgeld, einigen seiner Freunde andere Würden, und für Paris wurde eine allgemeine Amnestie und Ausschließung des reformirten Gottesdienstes bedungen. Dafür wollte ihm Brissac die Stadt überliefern. Muth und Klugheit gehörte aber dazu noch immer, denn die wüthenden Sechzehner sprachen laut davon, daß sie die Stadt lieber an allen Ecken anzünden wollten, als sie dem Bearner in die Hände fallen lassen. Brissac versäumte indessen keine Vorsicht, und besetzte die wichtigsten Posten mit zuverlässigen Leuten. Da Alles bereit war, versammelte er am Abend, den 21. März, die Obersten und Hauptleute der Stadtviertel, durch die er schon vorher die Sechzehner verdrängt hatte, und verabredete das Nä-

here mit ihnen. Um vier Uhr des andern Morgens zeigten sich Heinrich's Truppen an den Thoren von Paris. Brissac ließ sie ihnen öffnen, und so zogen sie in bester Ordnung ein, stellten sich in den Straßen in Schlachtordnung und besetzten die wichtigsten Posten. Die überraschten Ligisten wagten keinen Widerstand; nur ein Haufe Deutscher Landsknechte wollte die Waffen nicht niederlegen, wurde aber von den Schweizern angegriffen, und dazu genöthigt. Sobald man sich der Stadt ganz versichert hatte, erschien auch Heinrich mitten unter einer großen Anzahl seines Adels, nicht ohne Besorgniß, denn er sah sich schüchtern nach allen Seiten um, und fragte oft, ob man sich auch der Thore völlig versichert habe. Zum Glück lief Alles unerwartet ruhig ab, und da das Volk zuletzt anfing, laut zu rufen: „Es lebe der König!" so gewann er selbst seine gewöhnliche Heiterkeit bald wieder, und überließ sich angenehmen Betrachtungen. „Man sieht es recht, sagte er unter andern zu seinen Begleitern, daß dies arme Volk lange in der Tyrannei gehalten worden ist." Und als man bei seinem Eintritt in die Kathedralkirche, wohin sein Zug zunächst ging, das gewaltsam drängende Volk abhalten wollte, sagte er freundlich: „Laßt sie doch! Ich will lieber mehr Mühe haben, hineinzukommen, wenn sie mich nur recht mit Bequemlichkeit sehen können; denn sie scheinen mir recht hungrig zu seyn, einen König zu sehen." Nachdem er in der Kirche die Messe und den Ambrosianischen Lobgesang (Te deum etc.) gehört, begab er sich in's Louvre und speisete daselbst an offener Tafel. Nachmittags waren alle Läden offen, in allen Werkstätten ward wieder gearbeitet, und es schien gar nicht, als ob etwas vorgefallen wäre.

Heinrich's Ehrgeiz gefiel sich jetzt darin, und sein wohlwollendes Gemüth stimmte mit demselben überein, durch Wohlthun, Belohnen und Verzeihen zu glänzen. Seine Todfeindinnen aus dem Hause der Guisen, die Herzoginnen von Nemours und von Montpensier, welche Freiheit und Vermögen schon für verloren achteten, erhielten eine Schutzwache, ja der höfliche König besuchte sie noch am nämlichen Tage selbst. Als die Spanische Besatzung auszog, sagte er zu den Offizieren derselben: „Empfehlen Sie mich Ihrem Könige, reisen Sie glücklich, aber kommen Sie nie wieder." Als man ihm Einige nannte, die seine Rache vorzüglich verdient hatten, sagte er: „Nein, nein, ich will Alles vergessen, und da mir Gott vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will ich auch meinen Unterthanen vergeben." Ja vielleicht übertrieb er die Milde gegen seine Feinde auf Kosten Derer, die ihm treu an-

hingen. Wenigstens klagte mancher darüber, daß man ihm erst recht viel Böses gethan haben müsse, wenn man von ihm beschenkt seyn wolle. Er selbst drückte sich darüber öfters ziemlich witzig aus: „er vergolde die Bösen alle Tage, damit das Blei ihrer Bosheit nicht sichtbar werde."

Mit der Besitznahme von Paris hatte sich Heinrich's Lage außerordentlich gebessert, doch blieb auch noch viel zu thun übrig. Mayenne sammelte fortwährend Truppen, strenge Katholiken trauten dem Abtrünnigen noch nicht recht, auch unter den Reformirten gab es seit Heinrich's Rücktritt viele Mißvergnügte, und der Papst zauderte mit seiner Bestätigung sehr lange. Der Krieg mußte also noch weiter fortgeführt werden. Heinrich eroberte Laon; viele andere Städte aber und ganze Landschaften wurden von ihren Befehlshabern, zum Theil gegen reiche Belohnungen, friedlich übergeben; auch der Herzog von Guise verließ seinen Oheim Mayenne, unterwarf sich dem Könige, und lieferte ihm die Städte, die er inne hatte, aus. Indem Heinrich so von Sieg zu Sieg fortschritt, wagte der Fanatismus noch einen Versuch, ihn zu vernichten. Ein Jesuitenschüler, Johann Chatel, der Sohn eines Pariser Tuchhändlers, erst neunzehn Jahre alt, fühlte sich zu demselben Vorsatz begeistert, den Jakob Clement an Heinrich III. ausgeführt hatte. Es gelang ihm, sich unter das Gefolge des Königs zu mischen, und eben als dieser einen ihm vorgestellten Edelmann umarmen wollte, fuhr jener plötzlich mit einem Messer auf ihn zu. Der Stich, der auf die Gurgel berechnet gewesen war, traf — weil sich der König eben bückte — die Lippe, und stieß ihm ein Paar Zähne ein (27. Dec. 1594). Der sogleich ergriffene Mörder gestand, daß ihn nichts als die Liebe zur katholischen Religion, und demnächst die Lehre der Jesuiten, daß es eine edle Handlung sey, einen ketzerischen König zu ermorden, zu dieser That verleitet habe. Er beharrte auch ruhig auf dieser Ueberzeugung, und litt die fürchterlichsten Folterqualen mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers. Seine Aussagen bewogen das Parlament zu einem Beschluß, welcher die Jesuiten als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs, aus Frankreich verbannte. Als man bei dieser Gelegenheit die Papiere des Ordens untersuchte, fand man in den Schriften des Pater Guignard eine Stelle, in welcher die Absetzung, oder wenn diese nicht zu bewerkstelligen sey, die Ermordung des Königs angerathen ward. Guignard ward eingezogen, und in Folge eines Richterspruchs gehenkt. Die

Parlamente von Bordeaux und Toulouse traten dem Beschlusse des Pariser nicht bei, daher blieben auch die Jesuiten in den Bezirken derselben.

Der Mordversuch versenkte den König auf einige Zeit in tiefe Schwermuth, aber der Einfall eines neuen Spanischen Heeres in Frankreich (Heinrich hatte Philipp II. am 17. Jan. 1595 den Krieg erklärt), weckte ihn wieder zu seiner alten Thätigkeit. Er ging den Feinden entgegen und schlug sie bei Fontaine Françoise mit funfzehn hundert Mann, die aber wie die Löwen fochten, weil er an ihrer Spitze sein eignes Leben so wenig schonte, als suche er den Tod. Mayenne verlangte darauf einen Waffenstillstand, und bat ihn, er möchte ihn doch nur nicht nöthigen, ihn früher als König anzuerkennen, als bis die päpstliche Lossprechung angekommen sey. Heinrich bewilligte ihm diese Gnade, und erlaubte ihm, sich bis dahin in Chalons aufzuhalten. Das Versöhnungsgeschäft ward unterdessen in Rom eifrig betrieben. Philipp's II. Bemühungen und Ränke hatten den Abschluß bis jetzt noch verhindert, endlich ward Clemens VIII. inne, daß dieses Zögern wol den Spaniern, nicht aber dem päpstlichen Stuhle Vortheil bringe. So geschah denn am 17. September 1595 die längst ersehnte Feierlichkeit. Der Papst setzte sich auf einen prächtigen, vor der Peterskirche errichteten Thron, umgeben von den Cardinälen. Vor ihm erschienen die beiden Französischen Bevollmächtigten, die Heinrich's Stelle vertraten, in Bußkleidern, lasen die Bitte des Königs ab, und schwuren, daß dieser bei der katholischen Religion bleiben, und den Vertrag treulich erfüllen würde. Hierauf wurden sie näher an den Thron geführt, wo sie abermals auf die Knie fielen, und unter Absingung des ein und funfzigsten Psalms bei jedem Verse vom Papste mit einer Ruthe berührt wurden. Alsdann stand der Papst auf, betete mit entblößtem Haupte, bedeckte sich, setzte sich wieder auf seinen Thron, und sprach im Namen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus, wie auch kraft seiner päpstlichen Gewalt, Heinrich den Vierten vom Banne los. Hierauf wurden die Thüren der Peterskirche geöffnet, die Abgeordneten hineingeführt, und der Ambrosianische Lobgesang angestimmt. Die Hauptbedingungen, die Heinrich einging, waren: Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes in Bearn, Errichtung einer Anzahl von Klöstern, Ausschließung der Reformirten von allen Aemtern. Dazu kam eine Reihe persönlicher Verpflichtungen, daß der König alle Tage den Rosenkranz und Mittwochs die Litanei beten, die Jungfrau Maria zur Fürsprecherin im Himmel annehmen, täglich eine Messe hören, die Fasttage

und andere Kirchenverordnungen beobachten, alle Jahre wenigstens viermal beichten und das Abendmahl nehmen sollte. Man sagt auch, eine geheime Bedingung seiner Lossprechung sey die Zurückberufung der Jesuiten gewesen, die nachher auch erfolgte. Nun endlich erkannte Mayenne Heinrich als König an, doch nicht ohne große Forderungen zu machen, welche dieser zugestand. Zugleich erfolgte mit Ausnahme des Herzogs von Mercoeur in der Bretagne, die Unterwerfung der übrigen, noch im Aufstande begriffenen Großen durch ansehnliche Opfer, welche Heinrich der Ruhe Frankreich's brachte, und der Bürgerkrieg war fast erloschen.

Dagegen dauerte der Krieg mit den Spaniern noch fort. Sie fielen 1596 wieder in die Picardie ein, eroberten Calais und mehrere andere Städte. Heinrich wurde durch außerordentlichen Geldmangel gedrückt, sodaß es ihm im Felde an dem Allernothwendigsten fehlte, und die Notabeln, die er gegen das Ende des Jahres nach Rouen berief, wußten keine sehr zweckmäßigen Mittel dagegen anzugeben. Im folgenden Frühjahr eroberten die Spanier Amiens, eine Festung, welche damals für uneinnehmbar gehalten wurde (11. März 1598). Es kostete viele Mühe, sie da wieder herauszutreiben, indeß endigte doch der Spanische Krieg im folgenden Jahre (2. Mai 1597) durch einen Frieden, der zu Vervins, einem Städtchen in der Picardie, geschlossen wurde. Philipp II., von Alter, Krankheit und Sorgen gedrückt, wollte seinem unfähigen Nachfolger keinen Krieg hinterlassen; Clemens VIII. trat als Vermittler auf. Die Bedingungen waren einfach, indem Alles auf den Stand des Friedens von Chateau-Cambresis zurückgeführt ward. Eingeschlossen in den Frieden wurde der Herzog von Savoyen, der während der bürgerlichen Unruhen in Frankreich die Provence und die Dauphiné hatte an sich reißen wollen. Kurz vorher hatte Heinrich den Herzog von Mercoeur in der Bretagne zum Gehorsam zurück gebracht, und nun erst konnte er sagen, daß er das Reich von inneren und äußeren Feinden völlig befreit habe.

Jetzt begann er eine neue innere Schöpfung. Um die kirchliche und staatsbürgerliche Stellung seiner früheren Glaubensgenossen zu sichern, gab er (am 13. April 1598) das berühmte Edict von Nantes. Den Reformirten wird darin völlige Gewissensfreiheit zugesichert, öffentlicher Gottesdienst ungefähr mit den Beschränkungen, wie sie ihnen die früheren günstigen, aber nicht gehaltenen Edicte eingeräumt hatten. Der Zutritt zu allen Würden und Stellen des Reichs wird ihnen eröffnet,

und Verfügungen werden getroffen zu ihrer Sicherheit vor den Gerichten. Eine besondere Bestimmung berechtigte sie, eine Anzahl von Plätzen noch einige Zeit besetzt zu halten. Dennoch genügte dieses Gesetz den eifrigen Reformirten nicht, und noch weniger gefiel es den unduldsamen Katholiken. Das Parlament zauderte fast ein Jahr lang mit der Registrirung und that mehrmals nachdrückliche Vorstellungen dagegen, aber endlich brachte es Heinrich dahin, daß es sich bequemte. Ferner dankte er viele Soldaten ab, und nöthigte sie, den Acker zu bauen. Heruntergekommenen Landleuten erließ er die noch rückständigen Steuern, den Fabrikanten ließ er Unterstützungen reichen, und so brachte er das durch so viele Bürgerkriege fast verwilderte Land allmählig wieder in Flor. Als der Herzog Karl Emanuel von Savoyen ihn einmal fragte, wie viel ihm Frankreich wol einbringe, antwortete er: „So viel ich will. Denn da ich das Herz meiner Unterthanen habe, so kann ich von ihnen fordern, so viel mir beliebt. Aber ich denke doch, wenn mir Gott noch einige Zeit das Leben fristet, so will ich es so machen, daß kein Bauer in meinem Königreiche seyn soll, der nicht alle Sonntage wenigstens ein Huhn im Topfe haben könnte." Er schwieg hierauf einen Augenblick, und setzte dann noch weiter hinzu: „Dessen ungeachtet will ich noch so viel haben, daß ich eine hinlängliche Anzahl von Truppen unterhalten kann, um alle die zur Rechenschaft zu fordern, die sich an mir als König vergreifen." Der Herzog von Savoyen hatte, wie wir wissen, selbst zu diesen gehört. Er fing zwar, da noch einige Streitpunkte übrig geblieben waren, die Feindseligkeiten wieder an, wurde aber bald zum Frieden gebracht.

Die wirksamste Maßregel, die Heinrich zum Glücke seines Volkes ergreifen konnte, war die Ernennung des Marquis von Rosny, nachherigen Herzogs von Sully, zum Oberaufseher (Surintendant) der Finanzen. Es ist eine alte Bemerkung, daß große Männer auch treffliche Diener haben. Der Grund liegt zum Theil darin, daß verwandte Geister sich leicht erkennen und gern vereinigen, und wenn ein Fürst Heinrich's Leutseligkeit und Gemüthlichkeit besitzt, so wird der Diener in einen Freund verwandelt und der Verein so untrennbar, wie zwischen diesen Beiden. Seit seinem zwölften Lebensjahre war Sully in Heinrich's Diensten, und hatte sich fast in allen Schlachten ausgezeichnet. Jetzt wurde aus dem tüchtigen Krieger ein großer Staatsmann. Es ist schwer zu sagen, ob Sully's Rechtschaffenheit oder seine Klugheit größer war; genug, er war Heinrichen Alles, und ohne ihn be-

schloß dieser nichts *). Er durfte sogar oft dem König ein tadelndes Wort sagen, und erhielt fast allemal noch Dank dafür. Die Art, wie Heinrich mit ihm umging, wird man aus folgendem Briefchen kennen lernen: „Ich höre, mein lieber Sully, daß Sie auf Ihrem Gute einen Park anlegen lassen. Als Freund der Baulustigen und als Ihr guter Herr, schicke ich Ihnen hier sechstausend Thaler, um Ihnen zu helfen, daß es etwas Hübsches wird." Sully brachte den Staatshaushalt aus heilloser Zerrüttung in die schönste Ordnung; und so große Schulden abzutragen waren, konnte doch durch die Ersparnisse und weisen Steuervertheilungen dieses Ministers jährlich etwas Beträchtliches in den Schatz gelegt werden, womit Heinrich künftige Entwürfe auszuführen gedachte. Nur eines unter den Mitteln, welche zur Vermehrung der königlichen Einkünfte hervorgesucht wurden, war schlecht berechnet. Es war eine jährliche Abgabe, Paulette genannt, die in dem sechzigsten Theile der Besoldung eines Justiz- oder Finanzbeamten bestand, wodurch derselbe sein Amt in seiner Familie erblich machen konnte. Schon war es vorher schlimm genug gewesen, daß diese Aemter verkauft wurden, nun wurde durch ihre Erblichkeit das Uebel noch vermehrt.

Im Jahre 1599 kam endlich die Scheidung zwischen Heinrich und Margarete von Valois, von der er schon so lange getrennt gelebt hatte, zu Stande. Seine neue Gemahlin, Maria von Medici, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana, vermochte auch nicht ihn zu fesseln, vielmehr schenkte er seine Gunst fortwährend anderen Frauen, ein schlimmes Beispiel für seine Unterthanen. Außer diesem Hange überließ er sich mit einer ähnlichen Leidenschaftlichkeit, die er oft selbst bereuete, aber zu unterdrücken nicht die Kraft hatte, dem Spiele; und seitdem riß die Spielsucht in Frankreich außerordentlich ein.

Aber bei allen Zerstreuungen, die Heinrich liebte, ging doch sein Geist mit großen Plänen um. Das Habsburgische Regentenhaus in der Spanischen und Oesterreichischen Linie zu schwächen, und ganz Europa in eine bestimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zu zerthei-

*) „Jeder Aufgabe, die ihm zu Theil ward, zeigte sich Sully gewachsen, und zwar eben so sehr durch die Größe, den Ernst und die Kraft seines Charakters, als durch die Ueberlegenheit seines Verstandes. Ueberall wo Heinrich zu weich und gegen gewisse Schwächen zu nachgiebig erschien, stellte sich ihm sein treuer Diener, sein edler Freund, warnend und stützend zur Seite; und überall, wo dessen strengere Natur rauh zu werden drohte, trat Jener mildernd dazwischen." v. Raumer, Geschichte Europa's, Bd. II. S. 377.

len, so daß unter allen ein möglichst vollkommenes Gleichgewicht entstehen sollte, von welchem ein ewiger Friede die Folge seyn müßte: das war sein Lieblingsgedanke. Es war ein sonderbarer, im Grunde ganz revolutionärer Plan, bei dessen Ausführung die Vergrößerung Frankreich's, und besonders auf Kosten Deutschland's, nicht vergessen worden seyn würde. Den Anfang wollte Heinrich mit einer Einmischung in die Händel machen, welche in Deutschland, wie weiter unten erzählt werden wird, zwischen Protestanten und Katholiken über die Erbfolge in den Clevischen Ländern ausgebrochen waren. Zu diesem Zwecke wollte er zur Unterstützung der Protestanten 1610 selbst mit einem Heere nach Deutschland gehen, und schon war er mit den Zurüstungen fertig, als eine Unthat, die man nicht ohne Schmerz und Entsetzen lesen kann, die ganze Gestalt der Dinge änderte.

Voller Ungeduld, die Hauptstadt zu verlassen, wurde Heinrich durch das Verlangen seiner Gemahlin aufgehalten, sie auf den Fall, daß er nicht aus dem Feldzuge zurückkehrte, vorher noch krönen zu lassen. Er weigerte sich lange, und schützte den damit verknüpften Geldaufwand vor. Ahnungen des ihm bevorstehenden Schicksals oder Winke, die dahin deuteten, erfüllten seine sonst so starke Seele mit bangen Besorgnissen. Als er endlich, von allen Seiten bestürmt, nachgegeben und das Begehren der Königin bewilligt hatte, sagte er zu seinem treuen Sully: „Ach, mein Freund, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was das heißt, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bei Gott! ich werde in dieser Stadt sterben, ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen, denn ich sehe wol, daß sie kein anderes Mittel haben, als meinen Tod.“ Sully erschrak über diese räthselhaften Worte, und rieth selbst, diese Feierlichkeiten einzustellen; da sich aber die Königin dadurch höchst beleidigt zeigte, so gab Heinrich nochmals nach.

Die Krönung der Königin ward am 13. Mai zu St. Denis von dem Cardinal Joyeuse vollzogen. Drei Tage nachher sollte der feierliche Einzug der Neugekrönten in Paris geschehen, wozu die Bürger allerlei festliche Anstalten in den Straßen machten, ihre Häuser ausschmückten, Ehrenpforten erbauten, u. dergl. Man bemerkte in diesen Tagen an dem Könige eine ungewöhnliche Unruhe, er aß wenig, und sprach nur abgebrochen. Am 14., gegen vier Uhr Nachmittags, befahl er anzuspannen, und setzte sich dann mit sieben Edelleuten in den Wagen, um ein wenig spazieren zu fahren. Die Wagen waren damals lang und

schwerfällig, mit Leder überdeckt und verhängt. Um die Triumphbogen, an denen in den Straßen gearbeitet wurde, besser sehen zu können, ließ Heinrich die Leder an den Seiten aufziehen. Als der Kutscher fragte, wo er hinfahren solle, antwortete er verdrießlich: „Bringe mich nur von hier weg! Als die Kutsche in die enge Eisenhändlergasse (rue de la ferronnerie) kam, war der Weg durch einige Wagen so verstopft, daß still gehalten werden mußte. Während dieser Stockung sprangen die Bedienten alle hinunter, einige gingen über einen nahen Kirchhof, einer lief voraus, um Platz zu machen, so daß der königliche Wagen ganz ohne Bedeckung gelassen war. Die rückwärts sitzenden Begleiter des Königs sahen sich nach den Pferden um, Heinrich unterhielt sich mit seinem Nachbar, dem Herzog von Epernon, über den bevorstehenden Krieg, und sagte ihm etwas in's Ohr. Diesen Augenblick benutzte Franz Ravaillac aus Angoulême, früher Laienbruder im Mönchsorden der Feuillants, der dem Wagen immer von weitem gefolgt war, um seinen längst entworfenen Plan auszuführen. Er stieg auf das hintere Kutschenrad auf der Seite, wo der König saß, bog sich in den Wagen hinein, und versetzte dem Könige zwei Stiche hinter einander, mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner der im Wagen Sitzenden die That eher gewahr ward, als bis sie geschehen war. Auf des Königs Geschrei: „Mein Gott! ich bin verwundet!" wandten sie sich alle um, und sahen den Mörder noch einen dritten Stich thun, der aber fehl ging, worauf er vom Wagen sprang, mit dem blutigen Messer in der Hand starr wie eine Bildsäule stehen blieb, und sich freiwillig greifen ließ. Man sagt, es haben sich in diesem Augenblick mehrere Leute mit bloßen Degen sehen lassen, und gerufen, man müsse ihn tödten, da sie aber daran verhindert worden wären, hätten sie sich schnell im Gedränge verloren. Der König war übrigens in den ersten Augenblicken verschieden, denn der eine der beiden Stiche hatte ihm gerade die Hohlader unter dem Herzen zerschnitten. Bei der Leichenöffnung fand man alle edle Theile in so vortrefflichem Zustande, daß die Aerzte erklärten, er würde ohne diesen Zufall noch dreißig Jahre haben leben können. Und so mußte er im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters die Welt verlassen, zu einer Zeit, wo Frankreich seines längeren Lebens so sehr bedurft hätte.

Die Nachricht von diesem entsetzlichen Vorfall traf ganz Frankreich wie ein Donnerschlag. Wenige Könige sind wol so tief betrauert und noch so lange nach ihrem Tode mit Rührung und Dankbarkeit von

ihren Unterthanen zurückgewünscht worden. Aber während der biedere Theil der Nation in ihm seinen Wohlthäter und Vater beweinte, triumphirten die wenigen Schurken, die durch seinen Tod einen größern Spielraum für ihre ehrgeizigen und eigennützigen Bestrebungen gewonnen hatten. Der Proceß des Mörders ward nachlässig betrieben. Man ließ ihn so schlecht bewachen, daß er hätte entwischen können, wenn er gewollt hätte, und ein Priester, der ihn besuchte, ermahnte ihn, keinen Andern mit sich in's Unglück zu ziehen. So beharrte er denn selbst auf der Folter dabei, daß er keinen Mitschuldigen gehabt, sondern die That einzig aus Liebe zu Gott und aus Haß gegen den Ketzerkönig begangen habe. Dies scheint auch in der That sehr glaublich, wenn man weiß, daß dieser Mensch von jeher ein schwärmerischer Kopf gewesen war, und immer mehrere Zettel mit biblischen Sprüchen mystischen Inhalts als Amulete bei sich führte. Ein solcher Mensch konnte allein durch die fanatischen Predigten jener Zeit leicht zu dem furchtbaren Verbrechen aufgeregt worden seyn. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es in und außer Frankreich, so wie am Hofe selbst, Leute genug gab, denen Heinrich's Tod ein sehr erwünschtes Ereigniß war; daß die Jesuiten, die trotz Sully's und des Parlaments Widerstreben 1603 wieder in's Reich aufgenommen waren, einen König hassen mußten, der das Edict von Nantes gegeben hatte; daß die Königin, eine herrschsüchtige und leidenschaftliche Italienerin, im hohen Grade wider einen Gemahl aufgebracht war, der von einer Geliebten zur andern eilte und sie ganz zurücksetzte. Alles dieses aber kann die Vermuthung, es habe eine Verschwörung zu Heinrich's Verderben bestanden, und Ravaillac sey bloß der Vollstrecker der Unthat gewesen, ohne bestimmtere Zeugnisse, nicht zur Wahrscheinlichkeit erheben. Indeß wird der Vorwurf stets auf den Jesuiten haften, daß sie durch ihre ohne Scheu vorgetragene entsetzliche Lehre von dem unter gewissen Umständen zu billigenden Morde eines ketzerischen und tyrannischen Königs*), wenigstens

*) Der Spanische Jesuit Mariana, der vorzüglich als Geschichtschreiber berühmt ist, sagt in seinem 1598 erschienenen Buche de Rege et Regis institutione: „Als durch Heinrich's III. willkürliche und grausame Regierung beinahe Alles verloren war, stellte die Kühnheit eines jungen Mannes, des Dominicaners Jakob Clement, die öffentlichen Angelegenheiten wenigstens auf eine kurze Zeit wieder her, indem er den König ermordete, nachdem er von den Theologen, die er befragte, erfahren hatte, daß der Tyrann mit Recht umgebracht werden könne." Von den in den Papieren des Jesuiten Guignard gefundenen Aeußerungen ist schon oben die Rede gewesen.

einen großen mittelbaren Antheil an Ravaillac's That hatten. Dieser litt die fürchterlichste Strafe*) mit großer Standhaftigkeit. Die Acten seines Processes sind nie vollständig bekannt worden.

VIII. England vom Tode Heinrich's VII. bis zum Ausgange des Hauses Tudor.

1. Heinrich VIII.

(1509—1547.)

Wir haben die Geschichte England's im vorigen Bande beim Tode Heinrich's VII. abgebrochen. Die Regierung seines Sohnes hängt mit den folgenden eng zusammen, wegen der unter ihm beginnenden, nach ihm sich entwickelnden Einwirkung der Reformation auf England.

Heinrich VIII., bei seinem Regierungsantritte ein Jüngling von siebzehn Jahren, war von einer ganz andern Gemüthsart als sein Vater. Mit einem vollkräftigen Körper verband er ein bis zur Wildheit leidenschaftliches Gemüth, einen unbeugsamen Starrsinn, der durchaus keinen Widerspruch ertragen konnte, eine Launenhaftigkeit, die ihn bald mit der heftigsten Liebe einer Person zuwandte, welche sich ihm von einer günstigen Seite gezeigt hatte, und ihn bald wieder bei einem unbedeutenden Anlaß mit Haß und Abscheu gegen dieselbe erfüllte. Dazu kam eine hohe Einbildung von seiner eigenen Einsicht und Gelehrsamkeit. In der letztern hatte er in der That etwas gethan, denn sein Vater, der seine Aufmerksamkeit von den Staatsgeschäften ablenken wollte, hatte ihm eine wissenschaftliche Erziehung geben lassen, und nicht ohne Erfolg. Für den Prinzen waren die spitzfindigen Probleme der scholastischen Theologie besonders anziehend, und der berühmte Thomas von Aquino sein Lieblingsschriftsteller.

*) Er wurde am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, in die dadurch verursachten Wunden ward geschmolzenes Blei und Schwefel gegossen, dann band man vier schwache Pferde an seine Arme und Beine, um ihn zu zerreißen, aber diese zogen wol eine Stunde, ehe sie damit zu Stande kommen konnten. Das erbitterte Volk freute sich an dem Anblick dieser furchtbaren Unmenschlichkeit, und übte noch an dem zerstückelten Leichnam seine Wuth aus.

In den ersten Jahren seiner Regierung kümmerte er sich wenig um die Geschäfte, und überließ sie seinen Ministern. Statt dessen gab er sich seiner Neigung zu prunkvollen Vergnügungen hin. Hoffeste, Turniere und Prachtgelage folgten einander im raschen Wechsel. Der Hof schien ganz verwandelt; die lang verschlossenen, von dem geizigen Vater wohlbewahrten Schätze öffnete der lebenslustige Sohn, und streute davon mit vollen Händen aus. Die Stunden, die ihm von den Festlichkeiten noch übrig blieben, füllte er lieber mit Musik und Litteratur, als mit Regierungssorgen aus. Unter denen, welche sich diesen Neigungen des Königs anschmiegten, und dadurch seine Gunst erlangten, stand der Graf von Surrey oben an. Ein anderer Minister, der Bischof For von Winchester, eifersüchtig auf das größere Vertrauen, in welchem Jener stand, glaubte ein sicheres Mittel gefunden zu haben, ihn zu verdrängen, indem er einen jungen Geistlichen bei dem Könige einführte, Namens Wolsey, der mit einer einnehmenden Bildung, hoher Klugheit und mannichfaltigen Kenntnissen die Kunst, sich beliebt zu machen, in einem solchen Grade verband, daß man ihn unwiderstehlich nennen konnte. Schon der vorige König hatte ihn wegen dieser Eigenschaften sehr hervorgezogen*), aber Heinrich den Achten fesselten sie so an ihn, daß For nun wol einsah, er habe durch seinen Empfohlnen nicht bloß den Nebenbuhler, sondern sich selbst entbehrlich gemacht. Wolsey, der Sohn eines reichen Bürgers, der wahrscheinlich ein Fleischer war, zu Ipswich, ward aus einem muntern Tischgenossen bald der Vertraute aller königlichen Geheimnisse, der einzige Rathgeber, der Leiter und Lenker des Monarchen. Vergebens warnte For diesen, er möchte zusehen, daß der Diener nicht größer würde, als der Herr. Wolsey stieg von einer hohen Würde im Staate wie in der Kirche zur andern; zu dem erzbischöflichen Stuhle von York wurden ihm noch mehrere andere erledigte Bisthümer verliehen; auch der Papst glaubte sich einen so vielgeltenden Mann verbinden zu müssen, und erhob ihn zum Cardinal, endlich auch zu seinem

*) Er schickte ihn einmal in eiligen Geschäften nach Brüssel hinüber. Am vierten Tage war er schon wieder da. „Mein Gott, ihr seyd noch nicht fort?" rief ihm Heinrich entgegen. — Verzeihung, ich komme schon wieder zurück. — „Mir auch nicht recht. Ich hatte noch etwas Wichtiges vergessen, und habe euch darum einen zweiten Botschafter nachgesendet." — Der ist mir auf dem Rückwege begegnet. — „Also doch zu spät." — Nein, gnädigster Herr, ich konnte wol errathen, was mir an meinem Auftrage noch fehlte, und da habe ich's selbst hinzugesetzt. — Eine solche Verbindung von Raschheit und Klugheit erhielt das entschiedenste Lob des Königs.

Legaten in England. Eitelkeit und Prunksucht verleiteten den zu einer so schwindelnden Höhe Emporgestiegenen, sich mit einer wahrhaft königlichen Pracht zu umgeben. Den Palast von Hamptoncourt erbaute er mit außerordentlichen Kosten und schenkte ihn nachher dem Könige. Er war der erste Geistliche in England, der seidene und goldene Stoffe trug, und nicht bloß seine Kleider, auch die Decken seiner Pferde schimmerten in dieser Pracht. Oft erschien er mit einem Gefolge von achthundert Personen, unter denen viele Edelleute waren. Vor ihm gingen zwei schön gewachsene und reich gekleidete Priester; einer trug ihm das Cardinalkreuz vor, der andere hielt das Kreuz des Erzbisthums York. Wenn er an Festtagen in der Paulskirche Messe las, so bedienten ihn Bischöfe und Aebte, und bei dem Sprengen des Weihwassers mußten ihm Personen vom höchsten Adel Wasser und Handtuch reichen; ganz nach der Weise des Papstes, zu dessen Würde er bald emporzusteigen hoffte. Wie sehr Karl V. und Franz I. dem Ehrgeize Wolsey's schmeichelten und um seine Gunst buhlten, wie theuer der Erstere sie erkaufte, ist schon an einem andern Orte (Th. VII. S. 225.) erzählt.

Wir haben im vorigen Bande öfter Gelegenheit gehabt, der Einmischungen Heinrich's in auswärtige Händel zu erwähnen. Weil er aber unbeständig war, und nie mit der gehörigen Kraft wirkte, so spielte er dabei auch nie eine glänzende Rolle, so entscheidend auch ein König von England, seiner Stellung nach, hätte auftreten können. Zuerst wollte er aus Anhänglichkeit an die Kirche den Papst an Frankreich rächen, und verschwendete unnütz sein Geld in Bündnissen gegen Ludwig XII.; dann, als der große Kampf zwischen Franz I. und Karl V. ausbrach, trat er auf des Letztern Seite, bis der Erstere bei Pavia gefangen ward. Von der Zeit an gelang es den Franzosen, ihn wieder für sich zu gewinnen, bis er in den letzten Jahren des Streits doch noch einmal zu Karl V. überging. Außer den großen Geldsummen, mit denen er während dieser Kriege seine Verbündeten unterstützte, that er auch mehrere Landungen in Frankreich, doch ohne etwas auszurichten. Menschen und Geld wurden ganz unnütz aufgeopfert, und der Schatz seines Vaters ausgeleert. Auch mit Schottland führte er mehrere Kriege, gleichfalls ohne Nachdruck und ohne Erfolg.

In der Erweiterung der königlichen Macht im Innern seines Reiches und der Schmälerung der Volksrechte ging Heinrich noch weiter als sein Vater, und übte in mancher Hinsicht eine unumschränkte

Gewalt. Da er zu seinen Kriegen und bei seiner Verschwendungssucht viel Geld brauchte, und die vom Parlamente bewilligten Summen nicht zureichten, so nahm er zu Zwangsanleihen und Ausschreibungen, welche freiwillige Gaben genannt wurden, seine Zuflucht, doch nicht ohne lautes Murren und sogar Widersetzlichkeit zu erregen, wobei denn der eifrige Diener seines Despotismus, Wolsey, immer verhaßter ward. Auch die Geistlichkeit wurde bei diesen Erpressungen nicht verschont, obschon sonst ihr Ansehn noch unerschüttert dastand, so wie das ihres Oberhaupts, des Papstes, welcher England den schönsten Edelstein in seiner Krone nannte, weil aus keinem Lande so große Einkünfte nach Rom flossen. Die Stimmen der Kirchenreformatoren seiner Zeit vermochten auch Heinrich nicht, eine Aenderung dieses Verhältnisses herbeizuführen. Vielmehr schrieb er, wie schon früher erzählt ist (Th. VII. S. 199.), selbst gegen Luther, und verdiente sich dadurch beim Papste großen Dank und einen neuen Titel.

Aber das, wozu keine Beweise eines Kirchenlehrers ihn hatten bringen können, vermochten häusliche Verhältnisse, die sein gutes Vernehmen mit dem Papste störten. Heinrich hatte einen älteren Bruder, Namens Arthur gehabt, der vor dem Vater starb, und eine Wittwe hinterließ, Katharina, Tochter Ferdinand's des Katholischen. Dieser wünschte aus politischen Rücksichten, daß der jüngere Bruder sie heirathen möge, auch Heinrich VII. war nicht abgeneigt, aber der Prinz war bei Arthur's Tode erst elf Jahre alt, daher die Vollziehung der Ehe noch ausgesetzt bleiben mußte. Sie geschah gleich nach Heinrich's Thronbesteigung; Katharina gebar ihm eine Tochter, Maria, aber keine männliche Erben, die er sehnlich wünschte. Zu dieser Ursache der Unzufriedenheit kam, daß Katharina älter als der König und mit körperlichen Uebeln behaftet war. Nun ist die Ehe mit der Schwägerin nach dem Kirchenrechte in der Regel eine verbotene, der Papst hatte zwar schon bei Arthur's Tode Dispensation ertheilt, dennoch waren Zweifel dagegen erhoben worden, und Heinrich's wachsende Abneigung konnte sich leicht hinter Gewissenszweifeln verstecken, wenn er sie anders nicht wirklich fühlte. In dieser Gemüthsstimmung lernte er ein Hoffräulein seiner Gemahlin, Namens Anna Boleyn, kennen, deren Schönheit ihn ganz bezauberte. Da sie allen seinen Anträgen fest widerstand, und ihm durch diesen Widerstand nur noch reizender erschien, so beschloß er in seiner Leidenschaftlichkeit, um sie zu der seinen zu machen, sie auf den Thron zu erheben. Eine Trennung der

ersten Ehe konnte vom Papste ausgesprochen werden, aber dies war so leicht nicht zu bewerkstelligen. Clemens VII. stand, wie wir wissen, eine Zeitlang in bedenklichen Verhältnissen zum Kaiser Karl V., dessen Mutterschwester Katharina war, und mußte fürchten, seinen Zorn zu erregen. Die Bitte des Königs kam zu Rom an, als der Papst aus seiner Gefangenschaft in der Engelsburg eben befreit, und mit dem Kaiser ausgesöhnt war, und dieser hatte ausdrücklich von ihm verlangt, daß er ohne sein Vorwissen in nichts willigen solle, was als Vorbereitung zu dieser Scheidung dienen könne. Nichts desto weniger bevollmächtigte Clemens, der es mit keinem der beiden Monarchen ganz verderben wollte, Wolsey mit der Untersuchung, und gesellte ihm später den Cardinal Campeggio zu, der im October 1528 nach England kam, aber die geheime Weisung hatte, die Sache in die Länge zu ziehen. Zuerst suchten die Cardinäle die Königin zu bewegen, gutwillig in ein Kloster zu gehen; da sie sich aber weigerte, kam es zu einem förmlichen Rechtsverfahren. Sie wurde vorgeladen, erschien, fiel ihrem Gemahl zu Füßen, und erinnerte ihn mit rührender Beredtsamkeit daran, wie sie nun zwanzig Jahre lang sein treues Weib gewesen sey. Hierauf verließ sie den Saal. Da Heinrich bemerkte, welchen Eindruck ihre Rede auf die Anwesenden gemacht, sagte er: sie sey allerdings stets seine gehorsame Gattin gewesen, sein gegenwärtiges Verfahren rühre nicht von Mißfallen, sondern von der Zartheit seines Gewissens her (21. Jun. 1529). Uebrigens verwarf die Königin das Gericht, und appellirte an den Papst, worauf dieser die den Legaten ertheilte Vollmacht zurücknahm und die Entscheidung nach Rom zog.

Heinrich's Groll über diesen Ausgang wandte sich zuerst gegen Wolsey. Anna Boleyn und ihre Verwandten haßten diesen, und ließen den König merken, er sey vielleicht eine Haupttriebfeder dieser Verzögerung, und es mache ihm Vergnügen, über seines Herrn Schicksal verfügen zu können. Dieser Argwohn, durch die Geliebte entzündet, faßte schnell und schrecklich Wurzel in des leidenschaftlichen Heinrich's Herzen. Vergessen waren auf einmal alle treuen Dienste seines Ministers, die lange und geschickte Verwaltung aller Geschäfte, die vielen angenehmen Stunden, die er seiner Unterhaltung verdankte. Beschlossen ward seine gänzliche Entfernung, und eine Anklage gegen ihn wegen einiger Vergehungen erhoben, die man hervorsuchte, um den Sturz des allbeneideten und mithin allgehaßten Günstlings zu beschönigen. Man nahm ihm (18. October) die Siegel ab, verbot ihm

den Hof, zog seine Güter ein, und würde noch weiter gegangen seyn, wenn nicht Heinrich in einer Anwandlung von Scham und Mitleid den Befehl gegeben hätte, mit der weitern Verfolgung seines ehemaligen Freundes inne zu halten. So behielt er denn noch die Bisthümer York und Wincheſter, aber das konnte ihn über die Erniedrigung nicht trösten, die er hatte dulden müſſen. So hoch gestanden zu haben, und so schnell von solcher Höhe herabgestürzt zu seyn; dies Schicksal kann auch den festesten Sinn zermalmen. Wolsey lebte indeß in seinem Erzbisthum ganz den Pflichten seines Berufes, als ihn ein neuer Schlag traf. Er ward auf Befehl des Königs wegen Hochverrath verhaftet, und sollte nach London gebracht werden. Dies raubte ihm die letzten Kräfte; auf dem Wege erkrankte er so, daß er im Kloster von Leiceſter liegen bleiben mußte. „Hätte ich Gott, sagte er auf dem Sterbebette, so fleißig gedient, wie dem Könige, er würde mich nicht verlaſſen haben bei meinen grauen Haaren." Drei Tage, nachdem er das Kloster betreten, starb er (29. Nov. 1530) im sechzigsten Jahre seines Alters.

Indem die neuen Günstlinge des Königs, deren mächtigste Anna's Verwandte waren, darauf sannen, wie man von dem Papste die Trennung der Ehe erlangen könne, hatte der Doctor Cranmer (der bald darauf Erzbischof von Canterbury wurde) den Gedanken, man solle ein Gutachten von den berühmteſten Universitäten über die Rechtmäßigkeit derselben einholen, und wenn dies, wie zu erwarten sey, günstig ausfalle, es dem Papste zur Bestätigung vorlegen. Dies geschah; die befragten Universitäten und Rechtslehrer stimmten meistens für die Scheidung, aber der Papst, weit entfernt, darauf Rücksicht zu nehmen, lud Heinrich vor, sich persönlich oder durch einen Bevollmächtigten in Rom zu stellen, worauf der König ihm erklären ließ, er könne, ohne den Rechten seiner Krone etwas zu vergeben, die Appellation nach Rom nicht anerkennen. Er war entschlossen, sich um das Haupt der Kirche gar nicht mehr zu kümmern. Zufrieden mit dem Ausspruche der Universitäten und der Erzbischöfe des Königreichs, vollzog er am 14. November 1532 seine Vermählung mit Anna Boleyn und ließ erst nachher durch Cranmer den Scheidungsproceß gegen die noch immer standhafte Katharina einleiten. Da sie diesmal auf die ergangene Vorladung nicht erschien, wurde ihre Ehe mit Heinrich am 23. Mai 1533 für null und nichtig erklärt, weil sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen worden sey.

Schon zwei Jahre vorher hatte sich Heinrich für das Oberhaupt der Kirche und der Geistlichkeit von England erklären lassen, und das Parlament kam ihm bei dieser Auflehnung gegen den päpstlichen Stuhl willig entgegen. Denn nicht weniger als in anderen Ländern hatten die Reformationsideen in England Beifall und Verbreitung gefunden, und auch hier erschollen laute Klagen über die Sittenlosigkeit der Geistlichen und schreiende kirchliche Mißbräuche. Parlamentsnoten sprachen jetzt dem Papste die Annaten ab, hoben die Appellationen Englischer Unterthanen nach Rom auf, und verboten alle Bezahlungen an die Apostolische Kammer, so wie jedes Einholen von Bullen und Dispensationen. Um das Volk mit den Gründen dieser Neuerung bekannt zu machen, lehrte ein Bischof in seinen Predigten in der Paulskirche, daß der Papst auch nur ein Bischof wie alle Bischöfe sey, und keine weitere Gewalt habe, als innerhalb seines Kirchsprengels. Vergebens drohte Clemens mit den härtesten Kirchenstrafen; vergebens nannte sich auch Katharina noch immer die einzige rechtmäßige Königin dieses Landes; das königliche Ansehn war zu fest gegründet, und wo der Widerstand von Folgen hätte seyn können, setzte der König ihm schonungslose Gewalt entgegen. Der treffliche Thomas Moore, früher Kanzler, und der eben so rechtschaffene sieben und siebzigjährige Bischof von Rochester, Johann Fisher, die sich in ihrem Gewissen verbunden hielten, zwei neue Eidschwüre so unbedingt wie sie gefordert wurden zu versagen: daß nämlich der König rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche (Supremateid), und seine erste Ehe nichtig sey; wurden zum Tode verurtheilt, und legten mit standhafter Ergebung ihre Häupter auf den Block (1535).

Bei den gegenpäpstlichen Gesinnungen des Königs, hätte man erwarten sollen, er würde nicht bloß bei diesen Veränderungen in der Kirchen*verfassung* stehen bleiben, sondern auch in der *Lehre* sich den Deutschen und Schweizerischen Reformatoren anschließen. Auch waren der Erzbischof Cranmer, der Staatssecretär Thomas Cromwell, jetzt ein vorzüglicher Günstling des Königs, und selbst die Königin Anna der evangelischen Glaubenslehre geneigt, aber sie mußten bei des Königs tyrannischen Gesinnungen sehr leise auftreten. Heinrich, dem alten Lehrbegriffe im Ganzen geneigt, voll von Stolz auf seine eigene theologische Gelehrsamkeit, und überdies durch Luther's heftiges Benehmen gegen ihn (Bd. VII. S. 199) persönlich erbittert, schlug einen eigenen, ganz launenhaften und willkürlichen Mittelweg zwischen bei-

den Kirchen ein. Seine Reformation war mehr gegen das Papstthum als gegen die katholische Kirche gerichtet, deren Dogmen er meist beibehielt. Da nun die entschiedenen Protestanten sich bei einem solchen System nicht beruhigen konnten, so wurden sie nicht minder blutig verfolgt wie die Anhänger des Papstes.

Im Jahre 1536 zog Heinrich, mehr im Zerstören als im Verbessern fortschreitend, alle kleineren Klöster in seinem Lande ein, und um dies mit einem Schein des Rechts thun zu können, wurden Commissarien umhergesandt, um den Zustand der Klöster zu untersuchen. Sie schilderten dieselben als Sitze solcher Mißbräuche, einer solchen Verderbniß und so unnatürlicher Laster, daß ihre Aufhebung vollkommen gerechtfertigt erschien. Ohne Zweifel waren manche dieser Beschuldigungen sehr gegründet, andrer Seits aber ist es doch nur allzu wahrscheinlich, daß die Untersucher absichtlich so berichtet haben werden, wie sie wußten, daß es der König hören wollte*). Die Berichte wurden sodann öffentlich bekannt gemacht, und hierauf ging die Einziehung vor sich. Vor der Hand traf die Reihe 376 der kleineren Klöster, deren Einkünfte jährlich etwa 32,000 Pfund Sterling, der Werth an liegenden Gründen, Gebäuden und beweglichen Gütern aber noch außerdem 100,000 Pfund betrugen. Die meisten Mönche und Nonnen erhielten keine Entschädigung, wenige ein kümmerliches Jahrgeld. Viele Mönche, die bettelnd umherzogen, erregten bei dem Volke Mitleid und Zorn, so daß es in verschiedenen Provinzen zu Aufständen kam, die aber bald gedämpft wurden. Von den Empörern büßten Viele mit dem Leben.

Aufgemuntert durch den guten Erfolg, beschloß Heinrich 1537 auch die Einziehung der größeren Klöster, und innerhalb dreier Jahre war er in Besitz aller geistlichen Güter des ganzen Königreichs. Zusammen wurden 645 Klöster, 90 Collegien, 2374 Stifter und Kapellen und 110 Hospitäler aufgehoben, deren Einkünfte im Ganzen 161,100 Pfund betrugen. Man ging bei der Aufhebung mit eben so großer Barbarei als Zerstörungslust zu Werke**). Von den großen Reichthümern, die dem Könige hier zufielen, blieb sehr wenig übrig, denn

*) Hume, Vol. V. p. 235. Ed. Basil.

**) „Eine große Zahl der schönsten Kirchen, Gebäude und Kunstwerke wurden aus Haß, Geiz und Dummheit zerstört, Kirchenschmuck, Bücher und Handschriften zerschlagen, oder verschleudert, oder verbrannt. Fand sich in einem Buche das Zeichen des Kreuzes, so verwarf man es als päpstlich; Linien und Figuren galten als gottlose Zaubermittel; für vierzig Schillinge kaufte jemand zwei Bibliotheken." v. Raumer Geschichte Europa's, Bd. II. S. 40.

das Meiste verschenkte er entweder an seine Lieblinge, oder verschleuderte es mit Tyrannenlaune. Hätte er mit diesen neu erworbenen Gütern besser hausgehalten, so würde er einer der reichsten Könige geworden seyn. Aber durch seine unbesonnene Verschwendung brachte er sich sogar um die Vortheile, die er vorher von den geistlichen Gütern durch die Besteuerung derselben genossen hatte, und Karl V. hatte also nicht Unrecht, wenn er scherzhaft sagte, der König von England habe mit eigener Hand die Henne todtgeschlagen, die ihm die goldenen Eier gelegt. So viele Beleidigungen des päpstlichen Stuhles brachten endlich die Erfüllung seiner Drohungen wider den König zur Reife. Paul III. sprach 1538 in einer Bulle, weil Heinrich, wie es darin hieß, immer neue Verbrechen beginge, und sich in ein wildes Thier verwandelt habe, den Bann über ihn aus, erklärte ihn, als einen Ketzer, Schismatiker, Ehebrecher und Mörder vieler unschuldigen Personen, des Englischen Thrones verlustig, und forderte den König von Schottland auf, das erledigte Reich einzunehmen. Heinrich ließ dieser Bulle durch seine Bischöfe die Lehre entgegensetzen, daß Christus seinen Aposteln und deren Nachfolgern ausdrücklich verboten habe, sich Macht in weltlichen Dingen anzumaßen.

Den leidenschaftlichen König machte sein ungehindertes Fortschreiten immer übermüthiger. Er bildete sich ein, die einzige wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen, und berechtigt zu seyn, jeden Andersdenkenden zu bestrafen. Ein Schulmeister in London, Namens Lambert, läugnete die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl, und als er bei Cranmer angeklagt, und von diesem aufgefordert wurde, zu widerrufen, wagte er es, an den König zu appelliren. Heinrich ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, seine kirchliche Oberhoheit auszuüben, und zugleich seine theologische Gelehrsamkeit zu zeigen. Es ward eine feierliche Versammlung anberaumt; der König saß auf dem Throne; um ihn her standen die Bischöfe, die angesehensten Rechtsgelehrten und die weltlichen Pairs. Heinrich selbst, und nach ihm zehn Bischöfe, sprachen fünf Stunden zur Widerlegung Lambert's, bis dieser, ermüdet und erschreckt, zum Schweigen gebracht war. Heinrich fragte ihn darauf, ob er leben oder sterben wolle. Jener erwiederte: er überlasse sich ganz der Gnade Sr. Majestät. „Ich mag kein Beschützer von Ketzern seyn!" fuhr ihn der König an, und nun wurde Lambert zum Tode, und zwar zu einem langsamen Feuer verurtheilt. Der Unglückliche lebte noch, als ihm die Beine

schon großentheils verbrannt waren, bis sich zuletzt einige Soldaten über ihn erbarmten und ihn ganz in's Feuer stießen. Er litt diese Kannibalenmarter mit der Ruhe und Würde eines Märtyrers, und Christus war sein letztes Wort und Gedanke.

Um der Welt zu zeigen, daß er, trotz seines Abfalls vom Papste, mit den wesentlichsten Lehren der alten Kirche einverstanden sey, versammelte Heinrich im nächsten Jahre (1539) ein Parlament, damit es die von ihm vorzulegenden religiösen Vorschriften bekräftige, und fand in diesem großen, die ganze Nation darstellenden Reichsrathe ein gefügiges Werkzeug für seine Willkür. Es wurde ein Gesetz gegeben, welches das der sechs Artikel hieß, und von den Protestanten mit Recht das blutige Gesetz genannt wurde. Es setzte folgende sechs Glaubenslehren fest: die Gegenwart Christi im Abendmahl; das Abendmahl ohne Kelch für die Laien; die ewige Verpflichtung einmal abgelegter Keuschheitsgelübde; die Nützlichkeit der Privatmessen; die Ohrenbeichten; das Cölibat der Geistlichen. Wer den ersten dieser Artikel läugnen würde, sollte sogleich verbrannt werden; auf die Bestreitung der anderen stand selbst, im Falle des Widerrufs, Gefängniß und Verlust des Vermögens; hartnäckiges Beharren bei dem Irrthum und Rückfall führten die Todesstrafe herbei. Den Uebertretern ward emsig nachgespürt, und in Kurzem waren über fünfhundert derselben in den Gefängnissen, wurden jedoch wieder freigelassen. Dasselbe Parlament, welches auf diese Weise die Religionsfreiheit vernichtet hatte, erklärte auch, daß Verordnungen des Königs aus seinem geheimen Rath künftig ganz die Wirkungen der Parlamentsacten haben sollten, doch dürften sie keine Erbschaften, Aemter, Vorrechte und Güter betreffen, auch keine älteren Rechte verletzen.

Um Anna Boleyn zu besitzen, war Heinrich ein Reformator, und um diese kirchliche Reformation zu behaupten, ein grausamer Verfolger Andersdenkender geworden. Aber so heftig er liebte, so lange seiner Leidenschaft noch Hindernisse im Wege standen, so schnell verrauchte das Feuer, da er im ungehinderten Besitz des ersehnten Gegenstandes war. Kaum bemerkten Anna's Feinde diese Veränderung in seinen Gesinnungen, als sie eilten, Argwohn und Eifersucht in seiner Brust zu erregen. Anna war in Frankreich erzogen, und hatte dort einen freiern Ton angenommen, als damals in England üblich war. Doch vergaß sie selbst im Scherzen ihre Würde nicht, und gab dem Könige nie gegründeten Anlaß, an ihrer Treue zu zweifeln. Aber

Heinrich öffnete sein Ohr willig der Stimme der Verläumdung, die nichts unterließ, das Feuer zu schüren. Besonders that sich die Gräfin von Rochesord, Gemahlin des Bruders der Königin, aber ihre heftige Feindin, in der Zutragung der boshaftesten Nachrichten von den unbedeutendsten Gesprächen derselben hervor. Heinrich hatte damals unter den Kammerdamen der Königin Johanna Seymour, ein Fräulein von seltener Schönheit, kennen gelernt; nach ihrem Besitze entbrannt, freute sich der Tyrann, Anklagen gegen seine Gemahlin zu vernehmen, die ihn von ihr befreien könnten. Bei einem sehr geringfügigen Anlaß ward die beklagenswerthe Anna in den Tower geschleppt und ein Ausschuß von Pairs ernannt, um über sie zu richten. Vergebens schrieb sie dem Könige die rührendsten Briefe; es erfolgte keine Antwort. Vergebens stellte sie ihren Richtern vor, daß ihr Verbrechen höchstens in einigen leichtsinnigen Aeußerungen bestehen könne, zu denen sie sich sogar selbst bekannte. Sie ward ohne allen hinreichenden Beweis dennoch für schuldig erklärt, und das Urtheil lautete auf den Tod durch's Feuer oder durch das Schwert. Der König schien also noch gnädig, wenn er sich für das letztere entschied, und so ward sie denn am 14. Mai 1536 wirklich enthauptet. Sie bestieg das Blutgerüst mit Würde und Heiterkeit, betheuerte vor Gott ihre Unschuld, und vergab dem Könige laut sein Unrecht. Die beste Vertheidigung der Unglücklichen geschah durch den König selbst, als er schon am Tage nach ihrer Hinrichtung sich mit Johanna Seymour vermählte. In einer bald darauf gehaltenen Parlamentsversammlung hielt er eine Rede, worin er es sich als ein Verdienst um sein Volk anrechnete, daß er, ungeachtet der Unglücksfälle in seinen beiden ersten Ehen, doch eine dritte wagte. Der Sprecher des Parlaments beantwortete diese Aeußerung mit einer Lobpreisung der wundervollen Gaben des Königs und verglich ihn in der Gerechtigkeit und Weisheit mit Salomo, in der Stärke mit Simson, und in der Schönheit mit Absalon. Heinrich antwortete durch den Mund seines Kanzlers: wenn er diese Gaben wirklich besitze, so seyen es einzig Geschenke der göttlichen Gnade.

Am 12. October 1537 ward dem Könige endlich sein heißester Wunsch gewährt; seine junge Gemahlin gebar ihm einen Sohn *),

*) Von Anna Boleyn hatte er nur eine Tochter, die nachher so berühmt gewordene Elisabeth.

den er Eduard nannte; aber leider starb sie selbst im Kindbett. Der König wünschte nun eine neue Gemahlin, und bewarb sich auf den Rath seines Ministers Cromwell um Anna, Schwester des Herzogs Wilhelm von Cleve, von welcher ihm ein von dem berühmten Holbein gemaltes, aber viel zu schmeichelhaftes Brustbild zu Gesicht gekommen war. Im Vertrauen auf die Wahrheit des Gemäldes ward die Heirath abgeschlossen, und Heinrich war so ungeduldig, seine neue Gemahlin zu sehen, daß er ihr in einer Verkleidung bis Rochester entgegenging. Aber wie fand er sich betrogen! Er sah eine so unschöne Plumpheit, daß er sich mit Widerwillen abwandte, und ausrief, das sey eine große Flandrische Mähre, die er nimmermehr lieben könne. Nur die Erwägung der politischen Verhältnisse bewog ihn, sie nicht sogleich wieder zurückzuschicken, und in Hoffnung, daß eine nähere Bekanntschaft etwa neue Reize entdecken werde, vollzog er die Vermählung (6. Jan. 1540). Aber schon den Tag darauf erklärte er, daß es ihm unmöglich sey, länger mit dieser Person umzugehen, die ihm durch ihre Unkunde der Englischen und Französischen Sprache und durch ihre große Geistesarmuth noch unleidlicher werden mußte. Aus dem Unwillen des Königs über die Heirath ging bald der Sturz Cromwell's hervor. Dieser hatte ohnehin sehr viele Feinde, besonders unter dem Adel, der ihn als einen von niederer Geburt zu den höchsten Würden Emporgestiegenen haßte. Als sie Heinrich's Groll gegen den Günstling merkten, unterließen sie nicht, das Feuer zu schüren. Am 10. Juni ward Cromwell, als des Hochverraths bezüchtigt, verhaftet, ohne vorhergegangenes gerichtliches Verfahren ging die Bill, die ihn für schuldig erklärte, in beiden Häusern des Parlaments durch, und der Mann, den Heinrich nebst Wolsey'n am meisten geliebt hatte, beschloß am 28. Juli sein Leben auf dem Blutgerüste. Um dieselbe Zeit ward durch den Ausspruch der versammelten Geistlichkeit, unter Angabe der nichtigsten Gründe, der König von seiner verhaßten Gemahlin getrennt. Sie ließ sich ohne Widerrede die Scheidung der kurzen Ehe gefallen, und machte einer reizenden Engländerin, der Lady Katharina Howard, Nichte des Herzogs von Norfolk, Platz, mit welcher der König nach seiner raschen Weise die Heirath wenige Wochen nach der Scheidung von jener vollzog, und sich anfangs bei dem Tausche sehr glücklich fühlte.

Aber schon im folgenden Jahre entdeckte sich's, daß das Verbrechen, welches man der unglücklichen Anna Boleyn aus bloßem Hasse

zur Last gelegt hatte, von der gegenwärtigen Königin, wenigstens vor ihrer Vermählung, wirklich begangen sey. Der König brach in einen Thränenstrom aus, als ihm die süße Täuschung von der Unschuld seines geliebten Weibes entrissen ward. Sie ward mit mehreren anderen in ihre Schuld verwickelten Personen zum Tode verurtheilt. Unter den Letzteren war auch die Gräfin von Rocheford, deren Zeugnisse einst gegen die unschuldige Anna Boleyn so viel gegolten hatten, und die jetzt des strafbarsten Einverständnisses mit Katharina Howard überwiesen worden war. Diese bekannte vor ihrer Enthauptung (12. Febr. 1542) die Unsittlichkeit ihres früheren Wandels, betheuerte aber, daß die Anklage des Treubruchs gegen den König, ihren Gemahl, falsch sey.

Da nun Heinrich einmal nicht lange ohne Gemahlin seyn konnte, versuchte er es 1543 zum sechsten Male mit der Lady Katharina Parr, Wittwe des Lords Latimer, die es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß sie nicht das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen hatte. Der König wurde mit jedem Jahre körperlich schwerfälliger und geistig empfindlicher und übellauniger. Zur Verfolgung der Protestanten war er um so geneigter, weil zwei eifrige Feinde derselben, der Bischof Gardiner und der Kanzler Wriothesley, jetzt vorzüglich sein Vertrauen besaßen. Katharina hingegen war heimlich den Lehren der Evangelischen geneigt. Da sie nun von sehr vielen Dingen unterrichtet, zugleich beredt und artig, mithin eine sehr unterhaltende Frau war, so war sie ihrem Gemahl während einer Krankheit, die ihn 1546 befiel, eine sehr angenehme Gesellschafterin. Seiner Gewohnheit gemäß, führte er mit ihr viele Gespräche über Glaubensangelegenheiten, und zuletzt meinte sie einen solchen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben, daß sie es wagte, etwas von ihren wahren Gesinnungen blicken zu lassen. Heinrich theilte seine Unzufriedenheit darüber dem Bischof Gardiner mit, und dieser ergriff die Gelegenheit, des Königs Eifer für die Erhaltung der wahren Religion zu rühmen, und ihm vorzustellen, daß nichts kräftiger auf den großen Haufen wirken könne, als wenn sein verachteter Wille an den glänzendsten Häuptern am strengsten gerächt werde. Der Kanzler stimmte dieser Ansicht bei, und Heinrich ertheilte diesen beiden Feinden der Königin den Befehl, Anklageartikel gegen sie aufzusetzen. Schon hatte er sie unterzeichnet, als der Kanzler das Papier verlor, welches zum Glück von einem Freunde der Königin gefunden ward, der es ihr zeigte. So heftig sie beim Anblick der königlichen Unterschrift erschrak, so faßte sie sich doch, und

machte ihrem Gemahl unbefangen ihren gewöhnlichen Besuch. Er fing seine orthodoxen Gespräche von Neuem an, allein sie lenkte lächelnd mit der Bemerkung aus, so tiefe Untersuchungen überstiegen die Kräfte des weiblichen Geschlechts. Dies sey nur geschaffen, um den Männern zu gehorchen; dem Gatten gezieme es, über den Grund seiner Handlungen und seines Glaubens zu grübeln, der Gattin, ihm blindlings zu folgen. Dies werde ihr um so leichter, da sie einen Gemahl habe, der die richtigsten Grundsätze nicht blos für seine Familie, sondern für ganze Völker zu entwerfen im Stande sey. „Nein, nein, bei St. Maria, Käthe, rief der König aus, Du bist ein wahrer Doctor, und taugst besser, Lehren zu geben, als anzunehmen!" Bescheiden erwiederte sie: dies Lob verdiene sie nicht, und möge es auch nicht verdienen. Sie habe zuweilen wol versucht, sich den Schein des Widerspruchs zu geben, aber nur, um dem Gespräch, das ohne allen Gegensatz der Meinungen bald ermatte, einige Lebhaftigkeit, und dem Scharfsinn ihres Gegners eine kleine augenblickliche Beschäftigung zu geben, und sey dadurch nur noch fester in seinem Glauben bestärkt worden. „Wie, süßes Herz, ist es wirklich so? rief der entzückte Heinrich; nun, dann sind wir wieder vollkommne Freunde!" Als am folgenden Tage der Kanzler erschien, um sie in den Tower zu führen, fand er sie im Garten im freundschaftlichsten Gespräche mit dem Könige, der ihn unter Vorwürfen fortschickte.

Zunächst fiel der Vernichtung bringende Haß des mißtrauischen Tyrannen auf den Herzog von Norfolk, den angesehensten Pair des Reiches und Oheim Anna Boleyn's und Katharina Howard's, einen Mann von großen Verdiensten, und auf dessen ausgezeichneten Sohn, den Grafen von Surrey. Heinrich konnte zu dem Hasse gegen diese Männer keinen Grund haben, als die Furcht, daß sie unter der Regierung seines Nachfolgers zu mächtig werden möchten. Die Vorwände waren, wie so oft, ganz nichtig, dennoch wurden sie verurtheilt, und Surrey's Haupt fiel. Den Herzog rettete es, daß in der Nacht vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage der in der letzten Zeit immer kränker gewordene König selbst starb (28. Jan. 1547), im sechs und funfzigsten Jahre seines Alters, und im acht und dreißigsten seiner Regierung.

2. Eduard VI.
(1547—1553.)

Es erfolgte nun eine vormundschaftliche Regierung, denn Heinrich's VIII. einziger Sohn, Eduard, war noch nicht zehn Jahr alt. Zum Stellvertreter desselben bis zu seiner Mündigkeit hatte der Vater einen Rath von sechzehn Personen bestellt, dessen Mehrzahl aber, um der größern Einheit willen, für gut fand, aus ihrer eigenen Mitte einen Protector zu ernennen. Die Wahl traf einen Oheim des jungen Königs, den Grafen von Hertfort (bald nachher Herzog von Somerset), der sich in kurzer Zeit so in Ansehn setzte, daß er fast mit königlicher Unumschränktheit regierte. Er war den Protestanten günstig, daher kam es allmählig zu Bestimmungen über den Lehrbegriff und Gottesdienst, die im Wesentlichen mit dem System der Deutschen und Schweizerischen Reformatoren übereinstimmten. Der weise Erzbischof Cranmer leitete die Umwandlung planmäßig und vorsichtig, machte sich aber eben dadurch außer den Katholiken auch die heftigen Protestanten zu Feinden. Der größere Theil der Engländer war damals noch katholisch.

In Schottland, dessen Vereinigung mit ihrer Monarchie den Engländern sehr am Herzen lag, war damals, nach dem Tode Jakob's V. (1542) im Namen seiner minderjährigen Tochter Maria, gleichfalls eine vormundschaftliche Verwaltung. Heinrich VIII. hatte schon gewünscht, eine Vermählung seines Sohnes mit der jungen Königin zu Stande zu bringen, und einen Vertrag, der die künftige Ehe zusicherte, bewirkt. Nachher aber hatten die in Parteien zerfallenen Schotten ihn wieder zurückgenommen, und es war darüber zum Kriege gekommen. Somerset erneuerte den Plan des verstorbenen Königs; er glaubte durch den Schrecken am besten auf die Schotten zu wirken, und zog daher mit einem ansehnlichen Heere gegen Edinburg. Am 10. September 1547 gewann er bei Pinkey einen glänzenden Sieg, verfolgte ihn aber nicht weiter, und im nächsten Jahre ward die junge Königin, durch den Einfluß und die Bemühungen ihrer Mutter Maria, einer Schwester der Guisen, nach Frankreich, dem alten Bundeslande der Schotten, gebracht, wo sie erzogen, und in der Folge die Gemahlin des Königs Franz II. wurde.

Es waren geheime, gegen den Protector am Hofe angesponnene Ränke, die ihn so schnell nach England zurückriefen. Sein eigener

Bruder, der Admiral Lord Thomas Seymour, ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, aber schrankenlos ehrgeizig, suchte ihn zu verdrängen. Unmittelbar nach dem Tode Heinrich's VIII. hatte Lord Seymour dessen Wittwe geheirathet; als diese im Wochenbette starb, bemühte er sich sogar um die Hand der Prinzessin Elisabeth, suchte dabei den jungen König auf alle Weise für sich einzunehmen, und sich unter Adel und Volk einen großen Anhang zu verschaffen. Vergebens versuchte der Protector ihn durch Bitten und Drohungen von den ehrgeizigen Plänen, auf welche alle diese Schritte hinwiesen, zurückzubringen, endlich entschloß er sich, ihn anzuklagen. Das Parlament verurtheilte ihn zum Tode, und er ward (20. März 1549) hingerichtet, der Protector aber entging dem Tadel nicht, daß er seinen Bruder wegen eines Strebens, das mehr gegen seinen Einfluß als wider König und Staat gerichtet war, auf das Blutgerüst gebracht habe. Und bald trat auch wider ihn ein Schlauerer und Kühnerer, der Graf von Warwic, auf. Dieser wußte sich bei dem jungen Könige so einzuschmeicheln, und mit Hülfe einer ansehnlichen Partei, die er für sich gewonnen, Alles so einzuleiten, daß Somerset gestürzt und angeklagt ward, doch kam er für diesmal noch mit dem Verluste seiner Aemter davon. Warwic machte sich zum Herzog von Northumberland und beherrschte den Rath und den jungen König mit fast unumschränkter Gewalt. Somerset kam zwar wieder in den Staatsrath, als er aber nach einiger Zeit in neue Mißhelligkeiten mit dem mächtigen Northumberland gerieth, ward er wiederum angeklagt, zum Tode verurtheilt, und am 22. Januar 1552 hingerichtet.

So gute Eigenschaften der junge König entfaltete, so verkündigte doch sein schwächlicher Körper nur ein kurzes Leben, und diese Aussicht machte den herrschsüchtigen Northumberland so kühn, daß er einen Plan entwarf, die Herrschaft an seine Familie zu bringen. Eduard, ein eifriger Freund der protestantischen Lehre, haßte ohnehin seine älteste Schwester Maria, wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Katholicismus, den sie von ihrer Spanischen Mutter in seiner ganzen Strenge eingesogen hatte. Weit lieber als ihr hätte er seiner zweiten Schwester Elisabeth die Nachfolge gegönnt, aber Northumberland stellte ihm vor, daß, wenn man die eine Schwester übergehen wolle, man sie nothwendig Beide übergehen müsse. Beide seyen aus Ehen entsprossen, die vom Parlament für ungültig erklärt worden, und obschon Heinrich's Testament sie für die nächsten gesetzlichen Erben

erklärt habe, würde das Volk doch nie Bastarde auf dem Throne leiden. Dann habe zwar Maria Stuart von Schottland als Enkelin der ältesten Schwester Heinrich's VIII. Ansprüche, aber bei dem Einflusse, unter welchem diese stehe, sey die Vernichtung der evangelischen Lehre von ihr zu fürchten. Diese Gefahr drohe nicht bei einer andern Verwandten, welche die vortrefflichsten Eigenschaften einer Regentin in sich vereinige. Dies war die schöne und tugendhafte Lady Johanna Gray, Enkelin der jüngeren Schwester Heinrich's VIII., eine junge Frau von der seltensten Bildung. Sie redete nicht bloß mehrere neuere Sprachen, sondern las auch die Griechen und Römer in der Ursprache, und war von den theologischen Streitigkeiten ihrer Zeit sehr gründlich unterrichtet. Northumberland hatte sie mit leichter Mühe für seinen vierten Sohn Guilford Dudley zur Gemahlin erhalten. Eduard unterzeichnete die Urkunde, welche Johanna für seine Nachfolgerin erklärte, und obschon im geheimen Rathe eingewandt wurde, daß er ohne Einwilligung des Parlaments die Erbfolgeordnung nicht ändern dürfe, so schüchterte doch Northumberland's Einfluß die Glieder desselben, und die zugezogenen Richter, bis auf Einen, so ein, daß sie ihre Zustimmung gaben. Kurz nachher nahm Eduard's Krankheit an Heftigkeit zu, und machte am 6. Juli 1553 seinem Leben ein Ende.

---

3. Maria.

(1553—1559.)

Noch wußten Wenige von Eduard's Testament, und man glaubte nicht anders, als daß seine Schwester Maria seine Nachfolgerin sey. Northumberland suchte daher des Königs Tod vor dieser so lange geheim zu halten, bis er mit seiner Schwiegertochter, die sich auf ihrer Aeltern Landsitze aufhielt, seinen Einzug halten könnte. Aber einer der Mitwissenden verrieth Marien Alles, und sie besaß Entschlossenheit genug, sogleich nach Suffolk zu entfliehen, und von dort aus durch Briefe den ganzen Englischen Adel zur Vertheidigung seiner rechtmäßigen Königin aufzufordern. Die Einwohner von Suffolk, entschiedene Anhänger der Reformation, hegten wegen Marien's Eifer für die katholische Religion anfangs Besorgnisse. Kaum aber hatten sie von ihr die Versicherung erhalten, daß sie an den Gesetzen Eduard's nichts

ändern wolle, so ergriffen sie ihre Partei, der Adel strömte ihr zu und sie sah sich in Kurzem an der Spitze einer Macht, die der Verwegenheit jedes Anmaßers Trotz bieten konnte.

Johanna Gray war höchst überrascht, als sie erfahren hatte, daß sie zur Königin bestimmt sey. Sie hatte sich anfangs gesträubt, dann bloß dem Zureden ihrer Verwandten nachgegeben, und war dem Herzog nach London gefolgt. Das Volk, das diesen haßte, erblickte auch sie in seiner Nähe mit Widerwillen, und die Anhänglichkeit an Heinrich's Kinder war so groß, daß bei der Ausrufung Johanna's zur Königin kein Laut des Beifalls gehört ward. Northumberland brachte in der Eil etwa sechstausend Mann zusammen, mit denen er Marien entgegenzog. Kaum aber war er aus der Stadt, als die sämmtlichen Räthe des vorigen Königs sich rasch entschlossen, ihn zu verlassen, und sich für Maria zu erklären. Als das Volk diesen Namen verkünden hörte, rief es lauten Beifall, und die bescheidene Johanna Gray ging, mehr froh als betrübt über die Kürze ihres Glücks, zu ihren Aeltern zurück. Ihr Beschützer sah sich bald von allen seinen Freunden verlassen, und mußte sich der triumphirenden Maria ergeben. Er konnte sich bei einem so plötzlichen Sturze von solcher Höhe nicht gleich fassen; man sah ihn zu den Füßen des Grafen von Arundel, der ihn gefangen zu nehmen kam, knieend um sein Leben bitten, ihn, vor dem noch vor wenigen Tagen die höchsten Häupter in England gezittert hatten. Doch half ihm jetzt keine Reue mehr; er starb nebst mehreren seiner vertrauteren Gehülfen den Tod der Hochverräther auf dem Blutgerüste (22. Aug. 1553). Auch gegen die unschuldige Johanna Gray und ihren jungen Gemahl (Beide waren erst siebzehn Jahre alt) ward das nämliche Urtheil ausgesprochen, aber nicht vollzogen.

Trotz der in Suffolk gegebenen Zusicherung, war Maria entschlossen, die Schöpfung ihres Bruders wieder zu zerstören. Erzogen in den strengsten Grundsätzen des katholischen Glaubens, dessen Unterdrückung in England sie als das größte Unglück betrachtet hatte, lange zurückgesetzt von ihrem eigenen Vater, und von dessen spätern Frauen, und fast von Niemandem geliebt; eine lange Reihe von Jahren in der Einsamkeit brütend und in unerfüllten Wünschen sich selbst verzehrend, endlich nun auf den Thron gehoben, wo sie ihren Glauben und sich selbst rächen konnte: brach ihr frei gewordener Wille in eine Reihe von Verkehrtheiten und Gräueln aus.

Zuerst schien sie dem Katholicismus nur wiedergeben zu wollen, was man ihm genommen hatte. Die katholischen Bischöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen saßen, wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt. Bald aber begannen Verfolgungen gegen Andersglaubende. Ein Einwohner von Suffolk, welcher die Königin an ihr Wort, die protestantische Lehre zu erhalten, erinnerte, wurde für diese Verwegenheit öffentlich gezüchtigt. Protestantische Bischöfe wurden eingekerkert, und mehrere tausend verheirathete Geistliche mit Weibern und Kindern fortgejagt. Die erste Parlamentsversammlung wurde mit einer Lateinischen Messe eröffnet, und ein Bischof, der dabei nicht niederfallen wollte, gewaltthätig zum Hause hinausgestoßen. Bald hob dieses Parlament fast alle Gesetze Eduard's VI. über Religion und Kirche wieder auf. An ihrer Schwester Elisabeth rächte Maria jetzt die Kränkungen, die einst ihre Mutter durch Anna Boleyn erlitten hatte. Sie wies ihr als einer Unebenbürtigen den Rang unter den Gräfinnen an.

Die Härte, mit der man gegen die Reformirten verfuhr, und der gleich zu erzählende Spanische Heirathsvertrag brachte das Volk zu großer Unzufriedenheit. Es brach eine Empörung aus, die indeß von den königlichen Truppen bald wieder gedämpft ward. Ein schreckliches Gericht wurde nun gehalten. Viele mußten das verunglückte Unternehmen mit dem Leben büßen, unter ihnen der Herzog von Suffolk, der Theil daran gehabt. In sein Schicksal wurde nun seine Tochter, die edle Johanna Gray, und deren Gemahl verwickelt. Maria gab den Befehl, sie hinzurichten. In ihr Gefängniß sandte man katholische Geistliche, sie zu bekehren. Aber die heldenmüthige Johanna vertheidigte standhaft ihren Glauben. Am Tage ihrer Hinrichtung schickte ihr Gemahl, der getrennt von ihr war, zu ihr, und bat sie um einen nochmaligen Abschied. Sie ließ ihm sagen, sie getraue sich nicht, diesen erschütternden Auftritt mit der Fassung zu ertragen, die ihr letzter Gang erfordre; auch bedürfe es ja des Abschieds nicht, denn in wenigen Augenblicken würden sie ja Beide auf ewig vereinigt seyn, und in einem Lande, wo kein Schmerz und keine Bosheit ihre Liebe stören würden. Ihr Gatte sollte zuerst sterben. Sie stand am Fenster, als er fortgeführt ward, und warf ihm zärtliche Zeichen der Erinnerung zu; sie sah seinen kopflosen Rumpf zurückbringen, hörte aber auch, wie standhaft er gestorben sey. Dies freute sie, und mit erneuter Heiterkeit bestieg sie selbst das Blutgerüst, welches nicht, wie das ihres Gemahls,

an einem öffentlichen Orte, sondern im Innern des Towers errichtet war, damit sie keine Theilnahme erwecke. Sie hielt eine Rede an die Umstehenden, in der sie sich als schuldig erkannte, aber nicht, weil sie die Hand nach der Krone ausgestreckt, sondern weil sie denen, die sie zum Werkzeug ihres Ehrgeizes machen wollen, nicht beharrlich genug widerstanden habe. Dann ließ sie sich ruhig von ihren Frauen entkleiden, und legte mit Gelassenheit und Würde ihr Haupt auf den Block.

Auch Elisabeth, welche sich durch ihre glänzenden Talente und Eigenschaften schon bei Vielen große Liebe und Zuneigung erworben hatte, wurde beschuldigt, um die Verschwörung gewußt zu haben, und in den Tower gebracht. Sie hielt sich für verloren, und es scheint, daß Maria geneigt war, auch ihr Haupt fallen zu lassen, aber man konnte so wenig genügende Beweise für ihre Schuld aufbringen, daß sie aus der Haft entlassen ward. Doch mußte sie auf einem Landsitze leben, wo sie von Spähern umringt und von Wachen eingeschlossen war.

Maria hatte indessen schon alle Anstalten zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches gemacht, der ihr lange versagt gewesen war, sich nämlich zu vermählen. Unter mehreren Vorgeschlagenen gefiel ihr der junge Philipp von Spanien am meisten, und da dessen Vater, der Kaiser Karl, diesen Plan sehr eifrig betrieb, so kam er zu Stande. Um die große Unzufriedenheit, welche diese Vermählung in England erregte, zu beschwichtigen, ward festgesetzt: daß Philipp zwar den königlichen Titel zugleich mit der Königin bei allen feierlichen Gelegenheiten führen, ihr aber die Regierung von England ganz überlassen sollte; daß kein Spanier zu Hof- und Staatsämtern gelangen, und keine Neuerung in den Gesetzen und Vorrechten der Engländer gemacht werden dürfte. Wenn aber auch Philipp diese Bedingungen streng beobachtet hätte, wie sollte sich der Einfluß des Fremdlings auf seine Gemahlin und die daraus hervorgehende Abhängigkeit der Englischen Politik von der Spanischen verhüten lassen? Zum Glück für England lebte Maria nicht lange, und die Ehe blieb kinderlos.

Während Philipp bei dieser Verbindung bloß ein politisches Interesse hatte, sah die jungfräuliche Maria in ihm einen lange ersehnten Gatten, und erwartete ihn mit dem Feuer der Leidenschaft. Sie war schon heftig in ihn verliebt, ehe sie ihn noch gesehen hatte, und konnte es ihm kaum vergeben, daß er noch nicht ein einziges Mal an sie geschrieben hatte, und nichts Bestimmtes von seiner Ankunft meldete.

Sie ward krank vor Sehnsucht, und so heftig sie ihn bei sich zu haben wünschte, so scheute sie sich doch auch wieder, ihm in abgehärmter Gestalt, und mit blassem Gesichte entgegen zu treten. Zum Unglück war er auch volle elf Jahre jünger als sie. Endlich, am 19. Juli 1554, kam er in Southampton an; wenige Tage darauf ward die Vermählung in Westminster vollzogen, und dann hielten Beide einen prächtigen Einzug in London. Die Erbitterung gegen diese Spanische Verbindung war so groß, daß, als Maria kurz vorher gewünscht, dem Ankommenden ein Geschwader von Englischen Schiffen entgegenzuschicken, der Admiral geantwortet hatte, er stehe nicht dafür, ob Philipp unter den Händen des Englischen Schiffsvolks sicher seyn werde. Seine Gegenwart widerlegte das üble Vorurtheil nicht, denn er benahm sich förmlich und vornehm, sprach wenig, und nahm von den Bemühungen der Englischen Großen, sich ihm verbindlich zu zeigen, wenig Kenntniß. Die Königin freute sich darüber, denn sie war so eifersüchtig auf seinen Besitz, daß sie schon über jeden Blick unruhig wurde, den er einem andern Frauenzimmer zuwandte.

Nunmehr nahm Maria auch keinen Anstand mehr, die völlige Wiedervereinigung England's mit dem Römischen Stuhle, womit sie aus Scheu bisher noch zurückgehalten hatte, zu bewerkstelligen. Noch im Laufe des Jahres 1554 erschien als Legat des Papstes Julius III. der Cardinal Pole, ein vornehmer, mit der königlichen Familie verwandter Engländer, der aus Anhänglichkeit an das Papstthum unter Heinrich VIII. sein Vaterland verlassen, und sich nach Italien begeben hatte. Maria versammelte ein Parlament, welches sich, theils katholisch gesinnt, theils von Furcht erfüllt, ganz so zeigte, wie die Gebieterin es wünschte. Auf Pole's Ermahnung, unter den Gehorsam des heiligen Stuhles zurückzukehren, übergaben beide Häuser der Königin und ihrem Gemahle eine sehr demüthige Bittschrift, in der sie sagten, sie gedächten ihres Abfalls vom Papste mit Reue, und hofften, durch Vermittelung ihrer Majestäten Lossprechung und Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche zu erlangen. Diese Bitte ward denn natürlich mit Freuden gewährt. Nun folgte, obschon Pole selbst widersprach, die blutdürstigste Verfolgung der Reformirten. Man rechnete in den nächsten drei Jahren gegen dreihundert Protestanten, die auf dem Scheiterhaufen starben, und darunter waren fünf und funfzig Weiber und vier Kinder. Kundschafter wurden allenthalben umhergeschickt, ganz nach Art der Inquisition; wer nicht bekennen würde, sollte auf die Folter gespannt

werden. Ein Befehl ward gegeben, daß Jeder, der ein ketzerisches Buch besitze, und es nicht gleich verbrenne, oder es gar einem Andern mittheile, als ein Aufrührer betrachtet und hingerichtet werden solle. Aber vergebens stemmt sich die rohe Gewalt der Macht der Ueberzeugung und des Glaubenseifers entgegen. Kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht Viele zu seinem Glauben bekehrte, und so erlangte man durch die thörichte Grausamkeit gerade das Gegentheil von dem, was man damit bezweckt hatte.

Rogers, Stiftsherr an der Paulskirche, ein rechtschaffener und gelehrter Mann, hatte eine Frau und zehn Kinder, die er zärtlich liebte. Durch einen Widerruf konnte er sein Leben retten, aber er wollte seinen Glauben nicht verläugnen. Als er zum Scheiterhaufen abgeholt werden sollte, fanden ihn die Wächter im tiefen Schlaf. Er bat um die Erlaubniß, seine Frau noch einmal sprechen zu dürfen, aber der Bischof Gardiner, das Haupt der katholischen Eiferer, ließ ihm sagen, er sey ein Priester, und könne also gar keine Frau haben. — Hooper, Bischof von Glocester, sollte zu desto größerer Warnung in seinem eigenen Sprengel verbrannt werden. Aber das erhöhte nur seine Freude, denn nun konnte er seinen Pfarrkindern an seinem eigenen Beispiel die herrliche Kraft des Glaubens zeigen, den er ihnen bisher so warm empfohlen hatte. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, und Tausende um ihn her in Thränen zerflossen, ward ein Blatt von der Königin vor ihn hingelegt, das ihm Verzeihung versprach, wenn er noch widerrufen wollte. Aber auch er schlug es aus, um einen solchen Preis sein Leben zu erkaufen. Der Scheiterhaufen ward angezündet, doch da ein heftiger Wind die Flamme seitwärts trieb, berührte sie nur seine unteren Theile und marterte ihn drei Viertelstunden lang, während welcher er mit der Begeisterung eines Stephanus seinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung seines Beispiels einschärfte. — Ein Anderer, Namens Sanders, ward zu Coventry verbrannt. Auch dieser verwarf die vorgehaltene Verzeihung, umarmte seinen Brandpfahl und rief voll Entzücken aus: „Willkommen, Kreuz Christi; willkommen, ewiges Leben!“ Andere starben Psalmen singend, und Alle dankten Gott, für die Ehre seines heiligen Wortes sterben zu können und darin Christo ähnlich zu seyn.

Mit der Standhaftigkeit der Märtyrer stieg die Wuth ihrer Verfolger. Bonner, Bischof von London, Gardiner's thätigster Gehülfe, verdammte nicht bloß die Ketzer, sondern machte sich sogar ein Vergnü-

gen daraus, sie eigenhändig zu geißeln, und verließ nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem Weber, der nicht abschwören wollte, riß er den Bart aus, und um ihm doch einen Vorschmack vom Verbrennen zu geben, hielt er dessen Hand mit Gewalt so lange über ein brennendes Licht, bis ihm die Haut schwoll und die Adern zerplatzten. Ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Namens Hunter, hatte einmal unvorsichtiger Weise im Streit mit einem Priester die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl geläugnet. Er ahnte schnell die Gefahr, die ihm daraus erwachsen könnte, und entfloh noch zu rechter Zeit. Da ließ Bischof Bonner dessen Vater ergreifen, und drohte ihm mit den fürchterlichsten Strafen, wenn er den Aufenthalt seines Sohnes nicht anzeigte. Das erfuhr der Jüngling nicht sobald, als er sich wieder einstellte und sich selbst angab; aber Bonner ward von dieser kindlichen Liebe so wenig gerührt, daß er auf der Stelle sein gewöhnliches Urtheil: Tod durch's Feuer! über ihn aussprach. Die schrecklichste von diesen Barbareien ist wol folgende: Eine protestantische Frau in Guernsey ward nahe an der Zeit, da sie gebären sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Der Schmerz der Unglücklichen, als die Flammen sie zuerst berührten, machte, daß ihr Leib barst, und das Kind in einem Sturze hervorbrach. Ein mitleidiger Soldat von der Wache ergriff es schnell, um es zu retten, aber eine Magistratsperson, die dabei stand, befahl ihm sogleich, es zurück zu werfen, damit die ganze Ketzerbrut verderbe.

Ridley, sonst Bischof von London, und der frühere Bischof von Wincheſter, der achtzigjährige Latimer, wurden gemeinschaftlich zu Oxford verbrannt. „Getrost, Bruder! rief Latimer seinem Freunde zu, wir werden heute eine Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals wieder auslöschen soll.“ Die Standhaftigkeit des schon seit drei Jahren gefangnen Cranmer, des Hauptbeförderers der Reformation unter der vorigen Regierung, wußte man durch die trügliche Hoffnung zu erschüttern, daß er durch Widerruf sein Leben retten werde. Sechs verschiedne Abschwörungsformeln unterschrieb der sieben und sechzigjährige Greis; als man aber die Absicht erreicht zu haben glaubte, ihn in den Augen seiner Glaubensgenossen zu erniedrigen, hieß es, ein solcher Erzketzer, der ganz England angesteckt habe, dürfe dem Feuertode nicht entgehen. Jetzt aber sahen sich die katholischen Eifrer getäuscht. Cranmer sollte vor seiner Hinrichtung eine Schrift ablesen,

worin er seine Abschwörung bekannt machte; statt dessen klagte er sich an, daß er in einem Augenblick von Schwäche aus Liebe zum Leben die Wahrheit verläugnet habe. Als er zum Scheiterhaufen geführt und das Feuer angezündet war, streckte er seine rechte Hand hinein, rief: „diese hat gesündigt," und starb mit großer Standhaftigkeit (21. März 1556).

Während Maria auf eine so blutige und grausame Weise die reformirte Lehre ausrotten zu können wähnte, war sie zugleich bedacht, der katholischen durch die Wiederherstellung mehrerer Klöster neue Stützen zu verschaffen. Als ihr im Staatsrathe vorgestellt ward, daß die Gewalt und der Einfluß der Krone durch die Entziehung so ansehnlicher Einkünfte sehr leiden würden, erwiederte sie: das Heil ihrer Seele sey ihr mehr werth als zehn solche Königreiche, wie England.

Philipp war schon den nächsten Herbst nach seiner Vermählung (1555) wieder nach Brüssel zurückgeschifft, weil ihm der Aufenthalt in England zuwider war. An die Königin schrieb er selten zu einem andern Zwecke als um Geld von ihr zu erhalten, und sie, deren Liebe zu ihm nicht erkaltete, nahm, um seine Wünsche befriedigen zu können, zu gewaltsamen Erpressungen ihre Zuflucht. So unbarmherzig war sie in ihren Forderungen, daß viele Edelleute ihre Diener entlassen mußten, um das Geld, das ihre Erhaltung bisher gekostet hatte, in den Schatz liefern zu können; und als diese darauf, aus Mangel an Nahrung, als Räuber im Lande umherschwärmten, erging ein Befehl, daß jeder Edelmann gezwungen seyn sollte, seine entlassenen Bedienten wieder anzunehmen.

Als Philipp seinem Vater in der Regierung von Spanien und den Niederlanden gefolgt war, und in den oben (S. 4.) erzählten Krieg mit Heinrich II. gerieth, besuchte er Marien wieder (1557), um das Land mit in seinen Kampf zu ziehen. Er erklärte seiner Gemahlin, wenn man diesem Verlangen nicht willfahre, würde er nie wieder nach England kommen. Nun bot Maria Alles auf, um seinen Zweck durchzusetzen, und besiegte endlich das Widerstreben ihres Staatsraths. Von Neuem ward mit Zwang und Gewalt Geld eingetrieben, den Einwohnern von Norfolk und Suffolk wurden alle ihre Kornvorräthe ohne Bezahlung weggenommen, und um dem Ausbruche von Unruhen zuvorzukommen, wurden viele der angesehnsten Edelleute des Nachts im Stillen aufgehoben und in den Tower geschleppt. So mußte England seine Kräfte anstrengen für einen fremden Herrscher, den es haßte,

der nicht einmal dafür dankte, und noch lange nicht zufrieden war. Und der Erfolg dieses Krieges für England war, wie oben schon erzählt ist, der Verlust von Calais (1558), eine Kränkung der Nationalehre, welche alle Engländer mit Trauer und Unzufriedenheit erfüllte. Gram aller Art nagte an Marien's ohnehin schwächlicher Gesundheit: der Haß ihres Volkes, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, die Besorgniß für die Aufrechthaltung des Katholicismus nach ihrem Tode, der unglückliche Erfolg des Krieges. Sie starb noch in demselben Jahre (17. Nov. 1558), sich und dem Lande zum Glücke.

---

4. Elisabeth's Anfang.

Um die Zeit, wo Maria starb, war das Parlament versammelt. Als der Kanzler die eben erhaltene Nachricht bekannt machte, riefen beide Häuser: „Gott erhalte die Königin Elisabeth! Lange und glücklich möge sie regieren!" Von Hatfield, ihrem damaligen Aufenthalt, kam sie sogleich nach London, wo ein rauschender Jubel des Volks sie empfing, stieg zuerst im Tower ab, fiel dort im Angesichte Aller auf die Knie, und dankte Gott für ihre wunderbare Erhaltung aus den Verfolgungen, die sie erlitten.

Elisabeth war beinahe durch dieselbe Schule gegangen, welcher ihre ältere Schwester ihre widerwärtige Gemüthsart verdankte, aber ihre ungleich edlere und bessere Natur hatte sie glücklicher Weise vor einer Wirkung wie bei jener bewahrt. Ihre Mutter, Anna Boleyn, war unter dem Beile des Henkers gestorben, spätere Stiefmütter hatten sie unter dem Drucke gehalten, und zuletzt hatte ihre eigene Schwester fünf harte Jahre lang die Tyrannin gegen sie gespielt. In ihrer Einsamkeit hatte sie sich mit Wissenschaften, weiblichen Arbeiten und Musik beschäftigt, und die alten Sprachen mit solchem Erfolge gelernt, daß sie das Lateinische geläufig und richtig sprach und schrieb, und sich über die Griechischen wie über die Römischen Schriftsteller ein sehr feines Urtheil gebildet hatte. Auch Französisch, Italienisch und Deutsch sprach sie. Jetzt war sie fünf und zwanzig Jahre alt, und, trotz ihrem Grame, von trefflicher Gesundheit. Sie hatte etwas Edles und Freies in ihren Zügen; ihr Wuchs war schlank; zu Pferde hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehn. Die natürliche Stärke ihres außerordentlichen Geistes war im Unglück noch mehr gestählt worden. Sie war zum Regieren

geboren, und die Kraft, mit der sie sich selbst zu beherrschen wußte, verschaffte ihr ein großes Uebergewicht über Andere. Sie gelangte unter den allerbedenklichsten Umständen auf den Thron, aber mit männlicher Weisheit und mit männlichem Muthe steuerte sie das Staatsschiff glücklich durch die gefährlichsten Klippen.

Philipp von Spanien hatte kaum vom Tode seiner Gemahlin Maria Kunde erhalten, als er um Elisabeth's Hand anhielt, um auf diese Weise den früheren Entwurf, zum Besitz von England zu gelangen, noch mit Erfolg gekrönt zu sehen. Aber Elisabeth, die ohnehin von einer Vermählung Beschränkung ihrer Freiheit fürchtete, mochte am wenigsten ihre Hand einem Monarchen reichen, der ihren Unterthanen höchlich verhaßt war. Außer ihm meldeten sich in der Folge Königssöhne aus Norden und Süden, ja mancher Englische Pair von ihrem Hofe schmeichelte sich, ihre Hand davon zu tragen, allein sie blieb ihrem Entschlusse treu, und wich allen Einladungen dieser Art mit Feinheit aus. Sie erwiederte dem Parlamente, das um der ruhigern Thronfolge willen einen Erben von ihr zu sehen wünschte: England sey ihr Gemahl, und jeder Unterthan ihr Sohn; das Wohl so vieler Tausende erfordere ihre ganze Sorge und Neigung. Sie wünsche sehnlich, daß man einst auf ihrem Grabstein lese: „Hier ruht Elisabeth, die als jungfräuliche Königin (maiden queen) lebte und starb." Doch gab sie darum nicht allen ihren Bewerbern geradezu abschlägige Antworten, aber mehr aus Staatsklugheit, als weil sie in ihrem Innern schwankte. Das Bestreben ihres Geschlechts, durch Schönheit und Anmuth zu gefallen, war ihr keineswegs fremd, auch von Eitelkeit war sie nichts weniger als frei, und hörte es, selbst bei vorgerückten Jahren, sehr gern, wenn sich in die Huldigungen, die man ihren glänzenden Eigenschaften darbrachte, zartere Schmeicheleien mischten.

Nichts zog Elisabeth's Aufmerksamkeit gleich nach ihrer Thronbesteigung in so hohem Grade auf sich, als der verwirrte Religionszustand des Landes. Sie nahm ihn in die ernsteste Erwägung, und da sie selbst in den Grundsätzen des protestantischen Glaubens erzogen war, so wurde sie leicht vermocht, den Vorstellungen eines ihrer vertrautesten Rathgeber, des Sir William Cecil, nachmaligen Lord Burleigh, — eines trefflichen, unermüdet thätigen, mit außerordentlichem Scharfblick begabten Staatsmannes — Gehör zu geben, welcher mit großer Einsicht alle Gründe für die Losreißung vom Papste und die

Wiederherstellung des protestantischen Lehrbegriffs auseinandersetzte. Doch beschloß sie nur langsam und nach reiflicher Ueberlegung vorzuschreiten *).

Das erste von ihr zusammengerufene Parlament zeigte eine entschiedene protestantische Gesinnung. Es bestätigte alle Gesetze, die unter Eduard VI. in Bezug auf die Religion gegeben waren, und bestimmte Strafen für diejenigen, welche die Suprematie der Krone über die Kirche nicht anerkennen würden. Auch wurde der Gottesdienst, wie er durch die Anordnungen jenes Königs eingeführt war, wieder hergestellt, und die Ausübung jedes andern verboten. Dieses Verbot und jene Strafe betrafen die Katholiken, welche dadurch sehr erbittert wurden, und die Königin als ihre Verfolgerin betrachteten. Nachher wurde das gleichfalls unter Eduard VI. entworfne Glaubensbekenntniß der Englischen Kirche nochmals durchgesehen, und eine neue Redaction desselben in neun und dreißig Artikeln abgefaßt. Diese bilden noch gegenwärtig das Glaubensgesetz der Englischen Kirche, welche wegen der Beibehaltung des Kirchenregiments durch Bischöfe auch den Namen der bischöflichen oder Episkopalkirche führt. Nur von der äußeren Pracht und den Ceremonien des katholischen Gottesdienstes suchte Elisabeth so viel zu retten, als sich mit den protestantischen Grundsätzen nur irgend vertragen wollte. Beides aber die bischöfliche Verfassung und die an den katholischen Gottesdienst erinnernden Gebräuche, war denen ein Anstoß, die vor Maria's Verfolgungen nach Deutschland und der Schweiz geflüchtet waren, und nun, in ihr Vaterland zurückgekehrt, der ganzen Strenge der dort angenommenen Calvinischen Grundsätze gemäß leben wollten. Obschon ihnen ihre gottesdienstlichen Versammlungen bei Gefängnißstrafe und Verlust des Bürgerrechts verboten wurden, bildeten sie sich doch zu einer von der herrschenden Kirche abweichenden Gemeinschaft, und wurden daher Dissenters oder Nonconformisten genannt. In so fern sie auf die Reinheit der Kirche von allen päpstlich scheinenden Gebräuchen dringen, heißen sie auch Puritaner, und weil sie das Kirchenregiment durch Aelteste geführt wissen

*) Als sie die Gefangenen, die während der Regierung ihrer Schwester des Glaubens wegen eingezogen worden waren, in Freiheit setzte, sagte einer derselben zu ihr, mit Anspielung auf das Verbot der Bibel in der Muttersprache: er wolle noch vier anderen Gefangenen, Namens Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, bei ihr das Wort reden. „Gut, antwortete die Königin, aber ich muß erst die Gefangenen selbst erforschen, ob sie auch die Freiheit wünschen."

wollen, Presbyterianer. Auf diese Weise stand nun die von Elisabeth von Neuem und dauernd begründete Englische Kirche zwischen zwei äußersten Endpunkten in einer Mitte, die jedem derselben verhaßt war.

---

5. Elisabeth und Maria Stuart.

Die Englischen Katholiken bildeten eine sehr zahlreiche und ansehnliche Partei, welche der Königin auch politisch sehr gefährlich werden konnte, weil sie die Ehe zwischen Heinrich VIII. und Anna Boleyn nicht für eine wahre und folglich auch Elisabeth nicht als rechtmäßige Thronfolgerin erkennen konnten. War sie dies aber nicht, so hatte die oben schon erwähnte Maria Stuart, Erbin von Schottland und Gemahlin des Königs Franz II. von Frankreich, den nächsten Anspruch auf den Englischen Thron. Ihre Oheime, der Herzog Franz von Guise und der Cardinal von Lothringen, deren Herrschsucht und Protestantenhaß wir schon kennen, bestimmten die beiden jungen Fürsten, den Titel eines Königs und einer Königin von England anzunehmen. Grund genug für Elisabeth, gegen eine so verwegene Nebenbuhlerin Eifersucht und Haß zu empfinden, welche, wie man sagt, durch den Ruf von Marien's ausgezeichneter Schönheit und Anmuth noch verstärkt wurden. Mögen solche Regungen weiblicher Eitelkeit auch Statt gefunden haben; gewiß wirkten sie nicht so entscheidend, als diejenigen meinen, welche in der Geschichte am liebsten gemeine und geringe Triebfedern erblicken.

In Schottland führte seit 1554 Marien's Mutter, Maria von Guise, die Regierung. In diesem Lande war damals noch nichts befestigt und beruhigt; die Kämpfe zwischen dem Adel und dem Königthume, welche durch die Geschichte fast aller Staaten während des Mittelalters hindurchgehen, waren hier besonders blutig und wild. Der Religionszustand, zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in ganz Europa verderbt, war es in Schottland in einem vorzüglich hohen Grade. Die Rohheit und Unwissenheit des Volks begünstigte einen finstern Aberglauben, und war der Macht des Klerus so vortheilhaft, daß diesem die volle Hälfte des Nationaleigenthums gehörte. Der Ehrgeiz und die Habsucht der Geistlichen hatten ihre Besitzungen so angeschwellt; ihre Sittenlosigkeit und ihre Unwissenheit waren nicht minder groß. Aber nicht lange war die Stimme der Reformatoren in Deutschland erschollen, als sie auch nach Schottland drang, und, aller Mühe

der katholischen Geistlichkeit, sie zu unterdrücken, allen Scheiterhaufen, zu welchen sie die Bekenner der neuen Lehre verdammte, zum Trotz, sich immer weiter ausbreitete. Um das Jahr 1542, wo König Jakob V. starb, hatte die reformirte Religion nicht nur eine sehr große Anzahl von Anhängern unter den niedrigeren Classen des Volks, sondern auch unter den höheren Ständen schon Eingang gefunden. Die Gesinnungen der Regentschaft gegen den Protestantismus wechselten, wodurch zwar Unruhen erzeugt, aber die Fortschritte desselben nicht gehemmt wurden. Der vorzüglichste Verkündiger und Beförderer des protestantischen Glaubens in Schottland war ein Geistlicher, Johann Knox (geb. 1505), ein Mann mit seltenen Geistesgaben ausgerüstet, kühn und kräftig, redlich und uneigennützig, und wie alle großen Reformatoren, von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß für die Glaubenslehre, in der Form, wie sie seinem strebenden und forschenden Geiste erschienen war, Alles gewagt werden und jede andere Rücksicht ihr weichen müsse. Er predigte mit hinreißender Kraft und außerordentlicher Wirksamkeit. Aber sein Feuereifer führte ihn oft über die Gränzen der Mäßigung hinaus. Wenn es darauf ankam, den katholischen Götzendienst, wie er es nannte, in seinen Anhängern zu bekämpfen, dann sprudelte er über von Heftigkeit und Ungestüm, und gab dadurch bei dem leicht gereizten Volke zu Bewegungen Anlaß, deren Ausbruch er nicht billigte, aber doch mittelbar veranlaßt hatte. Andersdenkende behandelte er mit einer finstern und rauhen Strenge, die sie eben nicht zu Gunsten der Reformation stimmen konnte. Eine Alles versöhnende Duldung kann freilich nur die spätere Frucht ruhiger Zeiten seyn, und ist da nicht zu erwarten, wo Heldenmuth und Feuereifer erfordert werden, um festgewurzelte Vorurtheile mit Glück zu bekämpfen. Aber in Schottland wurde das rechte Maaß auch auf der protestantischen Seite nur zu sehr überschritten, und es ist traurig, daß mit der Reformation in diesem Lande auch jene finstere Gesinnung sich einfand, welche sich von der heiteren Seite des Lebens abwendet, und die schönen Künste verdrängt, ja wol gar für etwas Verdammliches erklärt.

Die Verfolgungen, welche über die Reformirten ergingen, vertrieben Knox auf einige Zeit aus seinem Vaterlande. Als er, von den Häuptern seiner Partei gerufen, im Jahre 1559 wieder zurückkehrte, fand er Alles in voller Gährung. Sollte der Plan der Lothringischen Prinzen gelingen, von dem Französischen Hofe die Ansprüche der jun-

gen Königin von Schottland auf den Thron von England unterstützen zu lassen, so mußte der Französische Anhang in Schottland gestärkt und vermehrt, und zugleich die reformirte Partei in diesem Lande gestürzt werden. Die Königin-Regentin bot dazu, wiewol ungern, die Hand. Sie hatte sich um die Freundschaft der Protestanten beworben, besonders weil ihr dies in den inneren Händeln des Landes Vortheil gewährte; jetzt fügte sie sich dem Einflusse aus Frankreich. Sie erließ eine Verordnung, vermöge welcher sich Niemand unterfangen sollte, ohne Erlaubniß der Bischöfe zu predigen oder die Sacramente auszutheilen, Jeder aber sich bereit halten, das bevorstehende Osterfest nach der Weise der Katholiken zu feiern. Zugleich wurden alle protestantischen Prediger vor einen Gerichtshof zu Stirling geladen. Alle Vorstellungen, daß die Königin hiermit ihre feierlichsten Verheißungen breche, blieben fruchtlos. Die Reformirten wurden dadurch auf das äußerste erbittert. An dem nämlichen Tage, wo die Nachricht von diesem Befehle nach Perth kam, hatte Knox daselbst eine starke Predigt über das Abgöttische der Messe und des Bilderdienstes gehalten. Nach dem Schlusse der Predigt will ein Priester Messe lesen; da fliegt ein Stein auf den Altar und zerschmettert ein Bild, und kaum erblickt dies der Haufe, so wendet er seinen Grimm gegen alle übrigen Bilder und Verzierungen der Kirche, dann gegen die Klöster der Stadt, die von Grund aus zerstört werden, trotz aller Abmahnungen der Prediger *), die jetzt freilich zu spät kamen. Dieses Beispiel ward an vielen anderen Orten mit barbarischer Zerstörungslust nachgeahmt. Mißverstandener Glaubenseifer und rohe Gefühllosigkeit schonten der ältesten Denkmale und schätzbarsten Kunstwerke nicht. Die Regentin ließ sogleich Truppen ausrücken, während ihrerseits auch die Congregation (diesen Namen führte die Verbindung der Schottischen Protestanten) sich waffnete. Aber eine ansehnliche Verstärkung von Französischen Hülfstruppen, welche die Regentin erhielt, verschaffte ihr das Uebergewicht, und die Reformirten wandten sich um Hülfe an England. Diese zu gewähren ward in Elisabeth's Rathe nach langen Zweifeln und Ueberlegungen beschlossen. Im Januar 1560 erschien eine Englische Flotte an den Schottischen Küsten, worauf die Französischen Truppen sich nach Leith zogen. Hier wurden sie von einem Englischen, zu Lande in Schottland eingerückten Heere eingeschlossen, und endlich

*) Knox Leben von M'Crie, Deutsch von Plank. S. 326.

kam es zu einem Vertrage, der am 6. Juli zwischen den Englischen und Französischen Bevollmächtigten und den Schottischen Ständen (die Regentin war kurz vorher gestorben) zu Edinburgh abgeschlossen wurde. Franz und Maria sollten das Englische Wappen und den angemaßten Titel ablegen, die Französischen Truppen Schottland verlassen; bis zur Ankunft Maria's sollte ein Ausschuß die Regierung führen. — Dies war die erste auswärtige Unternehmung Elisabeth's, deren besonnene Anordnung und rasche, nachdrucksvolle Ausführung gleich die kräftige Herrscherin ankündigte und ihr bei Einheimischen und Fremden Achtung verschaffte.

Maria Stuart, von den Guisen aufgeregt, zauderte indeß, den Vertrag zu bestätigen, kraft dessen sie gehalten war, Titel und Wappen von England abzulegen. Noch in demselben Jahre starb ihr Gemahl, der schwache Franz II., und Maria war nun genöthigt, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Jetzt fühlte sie auch die Nothwendigkeit, mit ihrer künftigen Nachbarin auf einem guten Fuße zu leben, und wandte sich daher zuerst mit der Bitte an sie, ihr die Durchreise durch England zu erlauben. Elisabeth aber, der die unbedingte Gewährung dieses Gesuchs wegen der zahlreichen Englischen Katholiken sehr bedenklich schien, erwiederte ihr, daß nur, wenn Maria den Vertrag von Edinburgh bestätigen wolle, ihr der Weg durch England offen stehen könne. Maria antwortete dem Gesandten Elisabeth's mit gereiztem Unwillen, und schiffte sich ein, um unmittelbar zur See nach Schottland zu gelangen. Die Englische Regierung rüstete ein Geschwader aus, angeblich gegen Seeräuber; man behauptete aber, daß es keinen andern Zweck habe, als die Seereise der Königin von Schottland zu hindern. Indeß landete Maria unangefochten an der Schottischen Küste (19. Aug. 1561). Traurig hatte sie auf der ganzen Fahrt das Gesicht nach der Gegend hingewendet, wo ihr geliebtes Jugendland lag, das sie nun verlassen hatte.

Neunzehn Jahr alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat sie das Land, das sie regieren sollte. Das Jubelgeschrei der Edinburger, unter welchem sie eingezogen war, verstummte bald, als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzosen und den großen Widerspruch gewahrte, in welchem ihre Gesinnungen und Neigungen mit dem standen, was in Schottland für recht und heilig galt. An die Sitten eines Hofes gewöhnt, der für den üppigsten und verdorbensten in Europa gehalten wurde, fand ihr Hang zu Sinnengenüs-

sen bei ihren Unterthanen in demselben Maße Anstoß, als ihr der finstere Ernst der Schotten zuwider war. Noch weit mehr Anlaß zu gegenseitiger Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gab die Religion. Maria hing fest an der Römisch-katholischen Lehre und es war sehr wahrscheinlich, daß eine Schülerin der Guisen auch Verlangen empfinden werde, ihre Unterthanen zu ihrer Ueberzeugung zurückzubekehren. Noch ehe die Königin nach Schottland gekommen war, hatte die Reformation dort den vollständigsten Sieg davon getragen. Ein am 1. August 1560 zusammengetretenes Parlament bestätigte das ihm vorgelegte Glaubensbekenntniß der Protestanten, welches sich fast gänzlich an die Lehre Calvin's hielt, und erklärte, daß der Papst in Schottland künftig gar keine Macht und Gerichtsbarkeit haben solle; ja es belegte — so weit ging auch auf dieser Seite die Unduldsamkeit — das Anhören der Messe für das erste Mal mit Einziehung der Güter, für das dritte Mal mit Todesstrafe. Alles dieses that das Parlament nicht nur ohne Rücksicht auf die Religion seiner Königin, sondern auch ohne auf deren, ihr nach der Verfassung zustehende Verweigerung dieser Schlüsse zu hören. So gespannt waren die Gemüther, als Maria in ihrer Hauptstadt ankam und sogleich Vorbereitungen machen ließ, um am nächsten Sonntag in ihrem Schlosse Messe lesen zu lassen. Welch ein Entsetzen für die eifrigen Reformirten, die den Götzendienst, wie sie es nannten, zurückkehren sahen! Knox äußerte in einer Predigt, er fürchte sich weit mehr zu hören, daß eine Messe im Königreich gehalten, als daß zehntausend gewaffnete Feinde darin gelandet seyen, um ihre Religion zu unterdrücken. Schon rührte sich der Haufe, den Gottesdienst der Königin gewaltsam zu hindern; nur durch den Einfluß der Gemäßigten ward dies hintertrieben. Der katholische Gottesdienst im Schlosse blieb ungestört, und so seltsam es der Königin auch erscheinen mochte, dies von ihren Unterthanen als eine bloße Nachsicht gegen eine sonst todeswürdige Schuld betrachtet zu sehen, so war es doch auch keinem Schottischen Protestanten zu verargen, wenn er in dem Wiederschein der flammenden Scheiterhaufen Frankreich's und Spanien's die Gefahren erblickte, welche der blutige Verfolgungsgeist des Katholicismus seinem Vaterlande bereiten würde, wenn er in der königlichen Burg nur erst wieder einen Anknüpfungspunkt gefunden habe. Maria that manchen Schritt zu Gunsten der Protestanten, aber sie konnte dadurch die Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung nicht vertilgen. Man sah in ihren Bewilligungen nur List, um

die Herzen zu gewinnen, und kluges Zögern, um mit ihren wahren Absichten erst dann hervorzutreten, wenn sie von dem schon erkalteten Eifer keinen kräftigen Widerstand mehr zu fürchten habe.

Indeß ward Maria von ihren Unterthanen gedrängt, sich zu vermählen, und unter mehreren Vorgeschlagenen blieb sie zuletzt bei dem Lord Darnley stehn, einem schönen Jüngling von zwanzig Jahren, der ihr auf den ersten Anblick sehr wohl gefiel. Er war der Sohn des Grafen Lenox, der aus einer Nebenlinie des Hauses Stuart stammte, und überdieß mütterlicher Seits mit Marien nahe verwandt, denn seine Mutter Margarete war eine Tochter derselben Schwester Heinrich's VIII., deren Enkelin Maria war. Bei dem lebhaften Verlangen, welches Maria gezeigt hatte, ihre Ansprüche auf den Englischen Thron geltend zu machen, konnten ihre Heirathspläne für Elisabeth nichts weniger als gleichgültig seyn. Sie hätte sie am liebsten ganz unvermählt gesehen, am meisten glaubte sie aber für ihre eigene und England's Ruhe die Verbindung der Königin von Schottland mit einem auswärtigen Fürsten hintertreiben zu müssen. In so fern war es ihr nicht unlieb, in Darnley Marien's Erwählten zu sehen, wodurch der Gedanke an fremde Fürsten beseitigt wurde, und da die dem Grafen Lenox gehörigen Güter in England lagen, wo er sich seit vielen Jahren aufhielt, so glaubte sie den ganzen Plan noch immer verhindern zu können. Maria sah in dem Betragen Elisabeth's gegen sie nur absichtliche Zweideutigkeit und Falschheit, und wurde darin durch die Berichte ihres Gesandten Melvil bestärkt, der Elisabeth aus weiblicher Eitelkeit voll von Eifersucht und Haß gegen seine Gebieterin glaubte, und dieser den Rath gab, vor einer solchen Nebenbuhlerin möglichst auf ihrer Hut zu seyn, und allen ihren Verführungen zu mißtrauen. Auch ist Elisabeth gegen die Anklage, daß sie in dieser Angelegenheit versteckt und hinterlistig verfuhr, schwerlich zu rechtfertigen, wenn auch zu entschuldigen, daß sie in ihrem schwierigen Verhältniß zu Marien — die noch immer den Anspruch eines näheren Rechts auf den Englischen Thron nicht unumwunden aufgab — solcher Hülfsmittel nicht entbehren zu können glaubte.

Trotz der laut ausgesprochenen Unzufriedenheit der bessergesinnten Schotten über eine Verbindung Marien's mit Darnley *), wurde sie

*) „Nach dem allgemeinen Urtheile über diese Heirath ist dieselbe eine Beschimpfung des Volkes, eine Schande für die Königin und der Untergang des Landes." Bericht des Gesandten Randolph bei v. Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte, Th. I. S. 61.

doch von ihrer Leidenschaft dazu getrieben, und theilte ihren Entschluß der Königin von England mit. Diese versammelte ihren Staatsrath, die Sache in Erwägung zu ziehen. Das Gutachten desselben fiel dahin aus, daß diese Heirath für die Religion und den Staat für gleich nachtheilig zu achten wäre, da Darnley ein Katholik sey, und Marien's Ansprüche auf England durch die Vermählung mit ihrem Vetter, dem Einige sogar ein noch näheres Recht auf den Englischen Thron zuschrieben, nur neue Stärke gewönnen. Elisabeth konnte indeß jetzt nichts thun, als den Grafen Lenox und seinen Sohn, denen sie früher die Erlaubniß zur Reise nach Schottland gegeben hatte, wieder zurückrufen, und als sie nicht kamen, die Güter des Erstern einziehen. Maria vollzog indeß ihre Vermählung (29. Juli 1565). Aber bald ward sie inne, wie sehr sie fehlgegriffen habe. Nur Darnley's Aeußeres hatte ihre Wahl bestimmt, aber jetzt, da er ihr Gemahl war, lernte sie einen ganz Andern in ihm kennen. Er war gemein in seinen Vergnügungen wie in seinen Sitten, beschränkt, und doch sehr von sich eingenommen, hochmüthig, herrschsüchtig und undankbar gegen seine Gemahlin. Bald trat ein Mißverhältniß zwischen den Gatten ein, welches um so stärker wurde, da auch Darnley Ursach hatte, sich über Maria zu beklagen. Ein Italiener, Namens Rizio, hatte durch seine schöne Stimme und Gesangskunst die Aufmerksamkeit der Königin auf sich gezogen, und war bald in ihrer Gunst so emporgestiegen, daß sie ihn zu einem ihrer Geheimschreiber machte, und nichts ohne seinen Rath unternahm. Jeder, der bei Hofe etwas suchte, bewarb sich durch Geschenke und Schmeicheleien um seine Fürsprache. Man vermuthete sogar, er werde nächstens Kanzler werden. Prahlerisch überhob er sich seines Einflusses und seiner Vertraulichkeit mit der Königin, und erschien in einem Aufzuge und mit einem Gefolge, wie die Vornehmsten. Diese Begünstigung eines Mannes von niedrer Herkunft, und noch dazu eines Fremden und Katholiken, erregte die ganze Eifersucht des Schottischen Adels; auch betrachtete man ihn nicht ohne Grund als einen gefährlichen Feind des protestantischen Glaubens, da man wußte, daß er in geheimem Briefwechsel mit dem Papste stand. Da nun überdies das Gerücht ging, er stünde auch in einem sträflichen Verhältniß zur Königin, so fühlte sich Darnley doppelt verletzt, und stellte sich selbst an die Spitze einer gegen ihn gerichteten Verschwörung. Eines Abends (9. März 1566) speisete Maria in ihrem Zimmer mit ihrer natürlichen Schwester, mit

Rizio und einigen ihrer Frauen, als plötzlich durch eine Seitenthür ihr Gemahl, begleitet von mehreren Edelleuten in Waffen, hereintrat, und sich hinter ihren Stuhl stellte. Erschrocken fragte sie nach der Ursache dieses seltsamen Besuchs. Man sagte ihr, sie habe nichts für ihre Person zu fürchten, nur der Elende, der dort sitze, solle zu seiner verdienten Bestrafung gezogen werden. Angstvoll sprang Rizio auf, und flüchtete zu den Füßen der Königin, deren Kleid er ergriff. Sie drohte, bat, weinte: umsonst. Einer der Verschwornen stieß mit dem Degen nach Rizio, darauf packten ihn die Anderen, rissen ihn gewaltsam von der Königin los, warfen Alles, was im Wege stand, über den Haufen, schleppten ihn in das Vorzimmer und ermordeten ihn daselbst mit sechs und funfzig Stichen und Hieben. Maria kam von Thränen zur Wuth, und schwur, diese schändliche That an den Mördern zu rächen. Anfangs wurde sie von den Verschwornen in ihrem Palaste wie eine Gefangne bewacht, dann aber gelang es ihr, ihren Gemahl und andere mächtige Schotten für sich zu gewinnen, worauf sie Rizio's Mörder so nachdrücklich verfolgte, daß sie nach England entfliehen mußten. Einige wurden ergriffen und mit dem Tode bestraft. Darnley, der seine Verbündeten so feige und niedrig verlassen hatte, wurde jetzt von allen Parteien verachtet, und auch die Königin vergaß ihm den schweren Schimpf, den er ihr angethan, nicht, vielmehr verwandelte sich ihre Abneigung gegen ihn in Haß. Wenige Monate nach Rizio's Ermordung ward sie von einem Sohne entbunden (19. Juni), der in der Folge unter dem Namen Jakob VI. ihr Nachfolger ward. Elisabeth erhielt die Nachricht davon auf einem Balle, und hörte sie nicht ohne Neid und Verdruß. In der That wurden jetzt Marien's Anhänger in England mit einem neuen Eifer beseelt, und es schien, als ob die Bestätigung ihres Anspruchs auf die Nachfolge in England nach Elisabeth's Tode nicht lange mehr fehlen könne, als eine unerwartete Begebenheit plötzlich Alles änderte.

An Rizio's Stelle war in Marien's Gunst der Graf von Bothwell getreten, einer der mächtigsten Edelleute des Königreichs, kühn und unternehmend, aber ausschweifend, lasterhaft, ohne Achtung für Sitte, Recht und Religion, und ohne irgend ein ausgezeichnetes Verdienst. In dem Maße wie Maria ihren Gemahl vernachlässigte, überhäufte sie Bothwell mit Würden und Gütern. Darnley wurde Anfangs 1567 zu Glasgow so plötzlich krank, daß man auf Gift muthmaßte, doch endlich erholte er sich langsam, und Maria reis'te nach

Glasgow, ihn zu besuchen, ja sie bewog ihn, ihr nach Edinburg zu folgen, wo sie ihm, unter dem Vorwande, daß das Geräusch der Hauptstadt seine Genesung hindere, ein kleines Landhaus als Wohnung bereitete. Hier blieb sie acht Tage und mehrere Nächte bei ihm, und pflegte ihn mit aller Sorgfalt. Am 9. Februar sagte sie ihm, sie wünsche die Nacht im Palast zuzubringen, um der Hochzeit einer ihrer Hoffräulein beizuwohnen, und in dieser nämlichen Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt, und Darnley's Leichnam nicht weit davon auf dem Felde gefunden.

Der offne Unfriede, in welchem Maria mit ihrem Gemahle gelebt, erregte in Vielen den Verdacht, daß sie an dieser schwarzen That einen Antheil gehabt; allgemein aber war die Ueberzeugung, daß Bothwell sie vollführt habe. Zwar schwieg man öffentlich davon, aber des Nachts ließen sich in den Straßen der Hauptstadt fürchterliche Stimmen hören, die ihn Königsmörder nannten. Auch in nächtlich angeschlagenen Zetteln thaten die furchtsamen Freunde des Rechts ihren Abscheu kund. Der Graf von Lenox aber klagte Bothwell förmlich an; dennoch ließ ihn Maria in Besitz seiner Würden, ja sie vermehrte seine Macht noch. Er war immer von vielen Bewaffneten umgeben, daher scheute sich Lenox in der Gerichtssitzung zu erscheinen, die übrigens so übereilt angesetzt war, daß er die nöthigen Beweise nicht herbeischaffen konnte. Da nun kein Kläger kam, sprachen die Geschwornen den Angeschuldigten frei. Und einige Tage nachher unterschrieben die meisten Pairs, durch Bothwell's Versprechungen oder Drohungen dazu vermocht, eine Urkunde, in der sie die Königin baten, ihn zu heirathen. Gleich darauf reis'te Maria von Edinburg nach Stirling, da erschien Bothwell an der Spitze von tausend Reitern, bemächtigte sich der Königin, und führte sie nach seinem Schlosse Dunbar, wobei Maria so wenig Ueberraschung, Schreck und Unwillen zeigte, daß kein Unbefangner zweifeln konnte, Alles sey Verabredung. Auch verzieh sie nicht nur dem Räuber, sondern beschloß, die Bitte, die er jenen Pairs zu entlocken gewußt hatte, wirklich zu erfüllen, ohne Rücksicht auf Elisabeth's und des Französischen Hofes Warnungen und Abmahnungen. Alle Umstände, welche diese Vermählung begleiteten, machten sie in den Augen rechtlicher Männer noch hassenswürdiger. Bothwell mußte um deßwillen von einer Gemahlin geschieden werden, die er erst sechs Monate vorher geheirathet hatte. Die Gründe der Scheidung waren erbärmlich, und der ganze Proceß dauerte vier Tage. Am 15. Mai

1567 wurde die Vermählung vollzogen. Zu einer solchen Kette von Freveln und Nichtswürdigkeiten ließ sich Maria durch ihre Leidenschaft fortreißen.

Aber schwerer hat wol selten ein Weib die rücksichtslose Hingebung an ihre Leidenschaften gebüßt, als Maria. Während sie von Bothwell tyrannisirt wurde, stieg der Unwille gegen sie und ihre Thaten immer höher. Die angesehensten Männer verbanden sich, die Mörder des Königs zur Strafe zu ziehen. Bewaffnete eilten nach dem Schlosse Borthwic, in der Absicht, Maria und den Grafen daselbst zu überfallen. Diesmal entflohen die Verfolgten zwar noch, und Bothwell zog Truppen zusammen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; allein bald ward er inne, daß auf die Treue derselben nicht zu rechnen war. In dieser Noth warf sich Maria freiwillig den Verbündeten in die Arme, und ihr Gemahl entfloh nach den Orkneysinseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberei trieb, dann, von den Schiffen der Verbündeten verfolgt, die seinen einbüßte und auf einem Boote nach Dänemark entkam. Aber auch hier ereilte ihn das Schicksal, dem er dort hatte entfliehen wollen; er ward gefangen, schmachtete zehn Jahr lang im Kerker, verlor den Verstand und starb eines jämmerlichen Todes, wie seine Verbrechen ihn verdienten.

Marien's Schicksal war gleichfalls traurig. Im Triumph von ihren Feinden nach Edinburg geführt, mußte sie die Schmähreden und Spöttereien des Pöbels auf öffentlicher Straße anhören, mußte sehen, wie man eine Fahne vor ihr hertrug, auf welcher Darnley's Tod abgebildet war, und sich endlich in das Schloß Lochlevin einsperren lassen, wo sie mit rücksichtsloser Strenge behandelt wurde. Endlich brachte man ihr drei Urkunden, die sie unterschreiben sollte und (24. Juli) wirklich unterschrieb, da man ihr mit noch Schlimmerem als einer Haft drohte *). Sie entsagte dadurch der Regierung, ernannte den Grafen Murray, ihren natürlichen Bruder, zum Regenten, und setzte bis zu dessen Ankunft (er war eben in Frankreich) einen

*) „Die Königin Maria wird in Schottland niemals wieder einige Macht gewinnen; vielmehr denken die Lords und deren Freunde daran, sie öffentlich für die Verbrechen zu bestrafen, deren sie dieselbe anklagen. Die meisten Räthe wollen sie vor Gericht stellen und zu immerwährendem Gefängniß verurtheilen; die stärkste Partei hingegen stimmt für ihren Tod, weil dies für Alle das Sicherste sey und sie aus dem Gefängnisse entkommen könne." Bericht des Gesandten Throkmorton bei v. Raumer, Beiträge, Th. I. S. 158.

Regierungsausschuß ein. So war sie also förmlich entthront, und ihr einjähriger Sohn ward unter dem Namen Jakob VI. zum König gekrönt.

Muthig wie sie war, wollte sie noch einmal ihr Glück versuchen. Sie entkam (2. Mai 1568) aus dem Verhafte, rief ihre Freunde zu ihrem Beistande auf, und versammelte dadurch wirklich einen Theil des Adels um sich, da Vielen durch die Entfernung Bothwell's der größte Anstoß gehoben schien. Aber Murray, ein Mann von Tapferkeit und Fähigkeiten, gewann ein Treffen gegen ihr Heer, wodurch es völlig zerstreut ward. Bei der Unmöglichkeit, nach Frankreich zu entkommen, gab es für die Königin keinen andern Zufluchtsort mehr, als England. Elisabeth hatte während ihrer Gefangenschaft zu Lochlevin ihre freundschaftliche Vermittelung angeboten; auf diese baute Maria ihre Hoffnungen. Von Carlisle aus, wohin sie auf einem Fischerkahne geflohen war (16. Mai 1568), schrieb sie der Königin von England einen rührenden Brief. Aber in Elisabeth's Rathe wollte oder konnte man die Stimme der Großmuth nicht hören; was England's Staatsvortheil ersprießlich oder nachtheilig schien, ward mit sorgfältiger Klugheit erwogen. Die protestantischen Räthe der Königin von England sahen in Marien nicht die unglückliche, Hülfe flehende Königin, sondern nur die katholische Fürstin, die ihre Ansprüche auf den Englischen Thron nicht hatte aufgeben wollen. Cecil suchte zu zeigen, daß es gleich gefährlich sey, Marien durch die Macht England's wieder auf den Schottischen Thron zu setzen, oder ihr zu erlauben, in Frankreich Hülfe zu suchen, oder ihr einen freien Aufenthalt in England zu verstatten. Es gäbe demnach keinen andern Ausweg, als Marien in England gefangen zu halten, bis ihr Streit mit ihren Unterthanen geschlichtet seyn würde. Zur Schiedsrichterin dieses Streits, zur Untersuchung der Anklagen des Schottischen Volkes gegen seine Königin, erbot sich Elisabeth, und versprach Marien, ihr, wenn sie sich von der Beschuldigung, an dem Morde ihres Gemahls Antheil zu haben, reinigen könne, ihr zu ihrer Wiedereinsetzung behülflich zu seyn; wodurch Maria sich überreden ließ, Bevollmächtigte zu ernennen, welche ihre Sache vor einem Englischen Gericht vertheidigen sollten. Sie ward von Carlisle auf das Schloß Bolton in Yorkshire gebracht, damit man sich ihrer mehr versichern könnte, und die Untersuchungen, zu denen eine Commission von Englischen Lords niedergesetzt war, nahmen ihren Anfang. Murray erschien in eigner Person, klagte die Königin

der Mitwissenschaft und Theilnahme an Darnley's Morde an, und legte eine Reihe von Briefen und anderen Papieren vor, um seine Anklage zu erhärten. Und jetzt, wo Alles erwartete, daß Marien's Bevollmächtigte die Unschuld ihrer Königin erweisen würden, machten sie plötzlich Winkelzüge und wollten die Untersuchung in eine Unterhandlung verwandelt wissen. Vergeblich stellten ihnen die Englischen Commissarien vor, daß dadurch auf Marien's Ehre das nachtheiligste Licht fiele; sie beharrten auf ihrer Weigerung, sich in eine Erwiederung einzulassen. Hierauf wurden die Verhandlungen abgebrochen, und Elisabeth erklärte in einer feierlichen Sitzung ihres Staatsraths, daß sie jetzt um so mehr bei ihrem schon früher gefaßten Entschlusse bleiben müsse, die Königin von Schottland nicht eher zu sehen und zu sprechen, bis sie sich von der schweren, wider sie vorgebrachten Anklage gereinigt haben werde. Wirklich haben sich die beiden Nebenbuhlerinnen nie von Angesicht gesehen, so sehr auch Maria dies wünschte. Der unbefangnen Nachwelt erscheinen jene von den Anklägern vorgebrachten Beweise nur zu hinreichend, um die Ueberzeugung von Marien's Schuld zu gewähren.

Elisabeth befahl jetzt, die Königin von Schottland von Bolton, einem Orte, in dessen Nähe sich viele Katholiken befanden, nach Tutbury in Staffordshire zu bringen. Schon während der gerichtlichen Verhandlungen war ein Plan entworfen worden, Marien mit dem Haupte der Englischen Commission, dem Herzog von Norfolk, zu vermählen, dem vornehmsten Edelmanne im Reiche, hochgeachtet wegen seines tadellosen Wandels. Jetzt wurden darüber von Neuem Unterhandlungen gepflogen; es war Norfolk's Absicht, die Häupter des Englischen Adels zu gewinnen, um dadurch Elisabeth ihre Zustimmung abzunöthigen. Aber er ging so unvorsichtig zu Werke, und nahm so halbe Maßregeln, daß die Königin seinen Plan mit leichter Mühe vereiteln konnte; er ward in den Tower geworfen, und Maria nach Coventry gebracht und noch strenger bewacht. Zwar erhoben die Grafen Northumberland und Westmoreland im Norden England's Empörung, sie wollten Maria befreien, und riefen alle Katholiken auf, sich für die Wiederherstellung ihrer väterlichen Religion zu bewaffnen, aber auch dieser Aufruhr wurde bald gedämpft.

Feindseliger wurde Elisabeth's Stellung gegen die Katholiken, als der leidenschaftlich heftige Pius V. durch eine Bulle vom 25. Februar 1570 sie für entsetzt erklärte, und ihre Unterthanen vom Eide

der Treue entband. Dieses hatte zur Folge, daß ein im nächsten Jahre zusammenberufnes Parlament strengere Gesetze gegen die Katholiken gab.

In dem unglücklichen Schottland ruhten indeß die Kämpfe der Parteien nicht; Murray ward ermordet, und die Anhänger der Königin befehdeten die Gegner derselben, welche nur den jungen Jakob als rechtmäßigen König von Schottland anerkennen wollten. Elisabeth machte zu verschiedenen Malen Vorschläge zur Beendigung des Zwistes und legte Bedingungen vor, unter welchen Maria befreit werden könne. Die darüber 1571 gepflogenen Unterhandlungen führten aber zu keinem Ergebniß, weswegen der Widerwille vieler Schotten gegen Marien wenigstens eben so sehr anzuklagen ist, als der Mangel an Aufrichtigkeit bei Elisabeth, welche von Vielen beschuldigt wird, daß es ihr damit kein Ernst gewesen sey, und daß sie nur Zeit habe gewinnen wollen. Marien's Befreiung war das Losungswort aller katholischen Mißvergnügten, und konnte der Anlaß immer neuer Empörungen werden. Elisabeth mußte also aufrichtig wünschen, sie aus England zu entfernen, unter Verhältnissen freilich, wo sie ihr künftig nicht gefährlich oder schädlich werden konnte. Auch wurde schon 1571 eine abermalige Verschwörung, Marien zu befreien, entdeckt, bei welcher der, gleich nach der Unterdrückung jenes Aufstandes aus seiner Haft entlassene Herzog von Norfolk wenigstens so weit betheiligt war, daß er den Heirathsplan von Neuem aufnahm. Diesmal mußte er es mit dem Leben büßen (2. Juni 1572). Im Unterhause war der Haß gegen Maria schon so groß, daß es bei der Königin darauf antrug, ein peinliches Verfahren gegen sie einzuleiten, was diese damals entschieden ablehnte, obschon, als in demselben Jahre die schreckliche Kunde von der Pariser Bluthochzeit nach England kam, ihre Besorgnisse, durch dieses Beispiel nicht nur von der Wuth des zelotischen Katholicismus, sondern auch von der Macht der Guisen, ungemein vergrößert werden mußten. Die härtere Behandlung der Englischen Katholiken verminderte indeß ihre Zahl und ihren Eifer nicht, und den letzteren zu erhöhen sorgten Elisabeth's auswärtige Feinde. Philipp II. und der Cardinal von Lothringen gründeten, jener zu Douay, dieser zu Rheims, Seminarien für junge katholische Engländer, die ihr Vaterland verlassen hatten. Dort wurden sie unter der Leitung von Jesuiten zu Priestern gebildet, und jährlich eine Anzahl derselben nach England zurückgesandt, wo sie nicht nur die Anhänger der alten

Kirche in ihrem Glauben zu stärken suchten, sondern auch deren Herzen mit Haß und Abscheu gegen die Ketzerkönigin erfüllten. Dieses hatte zur Folge, daß 1577 ein Priester Namens Mayne gehängt wurde, und damit auch von Seiten der protestantischen Regierung der Anfang blutiger Verfolgungen gemacht. Mit dem Jahre 1580 sehen wir die Bemühungen jener Sendlinge sich verdoppeln, und daher auch wiederum von einem Parlamente die Strafgesetze gegen die Katholiken schärfen (1581).

Damals war Maria schon dreizehn Jahre in England gefangen. Die Aussichten für sie wurden immer trüber. Am 8. November 1582 schrieb sie einen Brief voll bittrer und heftiger Klagen an Elisabeth, welche diese mündlich mit nicht minderem Nachdrucke beantworten ließ. Maria schlug vor, sie wolle ihrem Sohne die Regierung überlassen, und selbst unter einer Art von Aufsicht in England leben, sie bat nur um Milderung ihres gegenwärtigen harten Gefängnisses. Aber die Furcht, daß die in Freiheit gesetzte oder minder streng bewachte Maria solche Vorsätze, wenn sie je von ihr aufrichtig gemeint gewesen, schnell vergessen, Ränke anspinnen und neue Feuerbrände in das Land schleudern könnte, machte, daß Elisabeth für die Stimme des Mitleids taub blieb. Doch wurden dem jungen Könige Jakob von Schottland neue Vorschläge über ihre Befreiung gemacht, diesem war sie aber selbst nicht genehm, und er setzte ihr große Hindernisse entgegen *). Zugleich wurde Elisabeth's Leben durch Verschwörungen fanatischer Katholiken bedroht, deren mehrere entdeckt und bestraft wurden, und die mit Marien's Befreiung im engsten Zusammenhange standen. Der Verdacht, daß die Gefangne sie betrieben hatte oder damit einverstanden sey, war dringend. Elisabeth erklärte dem Französischen Gesandten, sie habe Beweise, daß Maria mit ihren Feinden in England, Paris, Rom und Madrid in geheimen Verbindungen stehe, und Anschläge schmiede, sie des Reiches und des Lebens zu berauben **). Desto mehr fühlten Elisabeth's protestantische, für sie begeisterte Unterthanen die Nothwendigkeit, das Leben ihrer Königin zu schützen, und 1585 ging im Parlamente ein Gesetz durch, welches Marien's Namen zwar nicht enthielt, aber deutlich genug wider sie gerichtet war, indem es Untersuchungen verhängte gegen die, welche Empörungen erregen für

*) v. Raumer, Beiträge, Th. I. S. 317. 323. 338.
**) Derselbe, Briefe aus Paris, Th. II. S. 138.

Jemanden, der Ansprüche auf die Thronfolge macht, und gegen diese Person selbst.

Im nächsten Jahre ereignete sich ein Vorfall, welcher das Loos der unglücklichen Maria entschied. Ein junger Edelmann, Babington, zu Paris fanatisirt, Ballard, ein Priester aus dem Seminar zu Rheims, und mehrere andere katholische Engländer, verschworen sich, Elisabeth zu ermorden und Marien zu befreien. Auch diese Verschwörung ward durch die Wachsamkeit und List des Englischen Ministers Walsingham entdeckt, die Theilnehmer wurden eingezogen, sie gestanden theils, theils wurden sie überführt und mit dem Tode bestraft. Man war zugleich in den Besitz von Briefen Maria's an die Verschwornen gekommen, aus welchen hervorging, daß sie um das frevelhafte Vorhaben gewußt. Zwei Schreiber Marien's, Nau und Curl, wurden verhaftet, und in ihren Papieren Beweise von Verbindungen mit Elisabeth's Feinden gefunden. Sie bekannten, daß sie Babington's Briefe empfangen und auf Marien's Befehl beantwortet hätten.

Diese Entdeckungen verstärkten die Besorgnisse aller protestantischen Engländer. Im Staatsrathe der Königin waren die meisten Stimmen dafür, daß Maria zu einer gerichtlichen Untersuchung gezogen werden müsse. Elisabeth's Räthe konnten nicht ohne große und gerechte Besorgniß an den Tod ihrer Gebieterin denken, wenn Maria aus ihrem Gefängnisse auf den Thron stieg, wenn Elisabeth's Glaube und Staatskunst und alle Früchte derselben zerstört worden wären. Die Scheiterhaufen der katholischen Maria von England waren noch in zu lebendigem Andenken. Welche Zukunft mußte da des Landes, welche Zukunft mußte derer harren, die Elisabeth mit ihrem Rathe gedient und in ihrem Sinne gewirkt hatten!

Demnach ward das Rechtsverfahren gegen die Königin von Schottland eingeleitet. Man brachte sie nach dem Schlosse Fotheringhay in der Grafschaft Northhampton, und es wurde eine Commission von vierzig der angesehensten Pairs und fünf Oberrichtern ernannt, um sie zu verhören und Recht über sie zu sprechen. Als die Richter nach Fotheringhay kamen, erklärte sie anfangs, daß sie, als eine unabhängige Fürstin, sich einem Verhöre von Unterthanen nicht unterwerfen könne. Wäre sie bei dieser Weigerung geblieben, so hätte sie das ganze Verfahren weit schwieriger gemacht; aber auf die Vorstellung, daß sie ihrem Rufe auf diese Weise am meisten schade, ergab sie sich, und

stand den Richtern Rede. Ihre Verbindung mit fremden Mächten läugnete sie nicht, wol aber ihre Mitwissenschaft und Theilnahme an der Babingtonschen Verschwörung. Sie erklärte das Zeugniß Nau's und Curl's für falsch, und wollte diesen gegenübergestellt seyn, welches verweigert wurde, nicht, weil man glaubte, daß sie ihr Zeugniß in Gegenwart ihrer Gebieterin zurücknehmen würden, sondern weil es in dem Rechtsverfahren jener Zeit nicht gewöhnlich war *). Nach dem Schlusse der Untersuchung sprachen die Richter zu London das Todesurtheil über die Königin von Schottland aus; ein furchtbarer Spruch, ein gekröntes Haupt wegen der nicht einmal in aller Form erwiesenen Theilnahme an einem verbrecherischen Anschlage dem Loose gemeiner Missethäter zu unterwerfen. Aber die Nachwelt, die nur den Gefühlen der Menschlichkeit und des Mitleids folgend jene Richter verdammt, hat nicht genug erwogen, daß sie dem unabweislichen Gebote der Selbsterhaltung gehorchen zu müssen glaubten, indem sie den von Marien's Haupte abgewandten Todesstreich in Gedanken schon auf Elisabeth fallen sahen.

Vier Tage, nachdem das Urtheil gefällt war, versammelte sich das Parlament (29. Oct.). Es billigte den gethanen Ausspruch vollkommen, und bat die Königin in einer Adresse um dessen öffentliche Bekanntmachung. Elisabeth forderte dagegen die Versammlung auf, eine so wichtige Angelegenheit nochmals sorgfältig in Betrachtung zu ziehen, und ein Mittel in Vorschlag zu bringen, wodurch für ihre Sicherheit gesorgt würde, ohne der Königin von Schottland das Leben zu rauben. Es gäbe keinen solchen Ausweg, lautete die einstimmige Antwort beider Häuser; es sey schon ungerecht, die Vollziehung des Rechts einem einzigen darum bittenden Unterthan zu verweigern, wie viel mehr noch dem ganzen Englischen Volke. Die Königin beantwortete dies in einer Rede, in der sie das Schwierige ihrer Lage darstellte, und die mit folgenden Worten schloß: „Was euer Gesuch betrifft, so bitte und beschwöre ich euch, mit einer Antwort ohne Antwort zufrieden zu seyn. Ich billige euer Urtheil, eure Gründe sind mir einleuchtend, aber entschuldigt die sorgenvollen Zweifel, die mich erfüllen. Wenn ich sagen wollte, daß ich das, was ihr bittet, nicht thun werde, so würde ich vielleicht mehr sagen, als ich denke; wenn

*) The not confronting of the witnesses was not the result of design, but the practice of the age. Hume, Vol. VII. p. 193. Ed. Basil.

ich es zu thun verhieße, so könnte ich mich in's Verderben stürzen, was ihr nach eurer Klugheit gewiß nicht wünscht, wenn ihr Zeit, Ort und die Leidenschaften der Menschen erwägt." — Indessen wurde der Urtheilsspruch bald darauf bekannt gemacht, und auf die Vorstellungen der Könige von Frankreich und Schottland nicht geachtet. Viele Schriftsteller haben daher Elisabeth der Verstellung beschuldigt, und behauptet, Marien's Tod sey längst bei ihr beschlossen gewesen, und ihre vorgeblichen Zweifel nichts als eine täuschende Larve, um eine grausame That, gegen die sie sich lange gesträubt, so darzustellen, als sey sie ihr von Anderen bloß abgenöthigt worden. Aber die unparteiische Geschichtschreibung darf von einer solchen unerwiesenen Vermuthung keineswegs als von einer Thatsache berichten. Die menschliche Natur müßte an dem Vorabend großer Entschlüsse nicht von widersprechenden Stimmen bestürmt, und bald nach einer, bald nach der andern Seite hingeleitet werden, wenn nicht in Elisabeth's Seele in der That und Wahrheit qualvolle Zweifel geherrscht haben könnten, indem sie bald an die Rücksichten dachte, welche Milde gegen ein Weib und eine Königin erheischten, und an die mögliche Rache, die von Marien's Freunden geübt werden könne, bald an die nicht geringen Gefahren, welche ihr, England, dem Lichte des Glaubens in ihrem Lande, vielleicht dem Protestantismus überhaupt, drohten, so lange die Hoffnungen einer weitverbreiteten Partei, den Katholicismus auf dem Brittischen Throne wieder herrschen zu sehen, sich an die Person Marien's knüpfen konnten. Stellten ihr doch ihre Vertrauten sogar das Verdammungsurtheil der Nachwelt vor Augen, daß sie aus Sorglosigkeit die dringendsten Uebel nicht abgewandt, so lange es noch Zeit gewesen *). Ihre Räthe, durch Philipp's II. drohende Rüstungen geschreckt, drangen in sie, die Ausführung nicht zu verschieben. Aber eben dadurch mögen in der Seele der Königin, selbst wenn sie schon entschieden war, den Streich geschehen zu lassen, neue Zweifel erwacht seyn, wie denn in dem menschlichen Gemüthe zwischen dem Entschluß zur That und der Ausführung oft noch eine große Kluft befestigt ist.

*) Historici succedenti aetati sunt prodituri, serenissimos Angliae sub Elizabethae dies in foedissimum et tenebricosum vesperem, imo in aeternam noctem desiisse. Posteri prudentiam nostram desiderabunt, qui (quod miseriam accumulet) mala prospicere et non praevertere potuimus, et miseriarum molem non tam adversariorum malitiae, quam supinae horum temporum incuriae imputabunt. Camden, Rer. Angl. Annales, Ed. 1639. p. 487.

In dieser Stimmung fiel sie auf den freilich nicht eben großartigen Ausweg, wenigstens das Aufsehen einer öffentlichen Hinrichtung zu vermeiden. Der Hüter des Gefängnisses, Sir Amias Paulet, erhielt einen versteckten Wink, daß man der Vollstreckung des Urtheils durch Gift zuvorkommen möchte, aber er wollte sich nicht dazu verstehen. Endlich ließ Elisabeth den Staatssecretair Davison kommen, und befahl ihm, auf alle Fälle einen Befehl zur Vollstreckung des Urtheils aufzusetzen, damit es bereit sey, wenn sich in dieser ängstlichen Zeit eine Gefahr zeigte. Er that's, und nachdem die Königin die Schrift unterzeichnet hatte, ward Davison damit zum Kanzler geschickt, das Siegel darunter drücken zu lassen. Am andern Tage schickte sie zu ihm, und ließ ihm sagen, er möchte mit der Ausführung ihrer Befehle noch warten. Bestürzt erwiederte er: das Siegel sey schon darunter. Sie schien darüber bewegt, und tadelte ihn wegen seiner Eilfertigkeit. Davison fragte die Staatsräthe, was er zu thun habe, und diese riethen ihm, den Befehl den Vollstreckern, den Grafen von Shrewsbury, Kent, Derby und Cumberland, zukommen zu lassen; sie versprachen ihm dafür, den ganzen Zorn der Monarchin auf sich zu nehmen, und Davison folgte dem schlimmen Rathe *).

Die Grafen von Shrewsbury und Kent machten sich hierauf nach Fotheringhay auf den Weg. Als sie daselbst angekommen waren (7. Febr. 1587), kündigten sie der unglücklichen Gefangenen an, sich auf den nächsten Morgen um acht Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das schreckliche Wort mehr mit Erstaunen, als mit Entsetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend, und ließ dann ihre sämmtliche Dienerschaft hereintreten. Weinend erschienen die Treuen, sie knieeten nieder und baten sie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen sie unwissend beleidigt habe. Sie gab ihnen die Bitte zurück, versicherte ihnen, daß sie Allen wohlgewollt habe, gab ihnen Empfehlungsschreiben an ihre Verwandten in Frankreich mit, theilte den kleinen Ueberrest ihrer Güter unter sie aus, und nahm den zärtlichsten Abschied von ihnen. Dann schlief sie einige Stunden, und brachte den Rest der Nacht im Gebete zu. Der Beistand eines katholischen Geistlichen, um den sie gebeten hatte, war ihr versagt worden; dafür

*) Der unparteiische Thuanus sagt, die der Maria feindseligen Räthe hätten der Königin keine weitere Anzeige von dem Vorgange gemacht, weil sie Elisabeth's ihnen bekannte Scheu, Blut zu vergießen, gefürchtet — perspecto ejus a sanguine fundendo ingenio alieno. LXXXVI. p. 109. E.

wollte man ihr einen protestantischen Geistlichen aufdringen. Am Morgen des traurigen Tages genoß sie eine Hostie, vom Papste Pius V. geweiht, die sie längst für den entscheidenden Augenblick aufgespart hatte. Dann legte sie eine reiche Kleidung an, um recht als Königin zu sterben. Als sie damit fertig war, trat der Sheriff der Grafschaft in ihr Zimmer, und sagte ihr, es sey Zeit. Sie folgte ihm mit einem ruhigen Gesichte, gestützt auf die Schultern zweier Diener, denn sie litt an einer großen Schwäche in den Beinen. Vor ihrer Thür fand sie die Grafen, die den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeister, Andreas Melvil. Dieser warf sich ihr zu Füßen, und rang trostlos die Hände bei dem jammervollen Anblick. Sie entließ den redlichen Diener mit dem sanftesten und frömmsten Zuspruch, küßte ihn, wollte ihn trösten, und weinte selbst. Beim Eintritt in die schwarz ausgeschlagene Halle, in welcher die Blutbühne errichtet war, hießen die Grafen Marien's Diener zurückbleiben. Auf ihr eindringliches Verlangen erhielt sie jedoch für einige die Erlaubniß, Zeugen ihres Todes seyn zu dürfen. Bitterer als alles Uebrige war ihr jetzt die Zudringlichkeit des Dechanten, den man aus der nahen Stadt Peterborough geholt hatte, um sie wo möglich noch vor ihrem Tode zum protestantischen Glauben überzuführen. Er rühmte die große Gnade, die ihr Elisabeth dadurch erweise, daß sie noch für ihre Bekehrung sorge; denn jetzt, meinte er, hange es noch von ihr ab, ob sie zu den Seligen eingehen wolle oder zu den Verdammten. Maria bat ihn, sich und sie nicht zu belästigen, da sie entschlossen sey, im katholischen Glauben zu sterben. Sie betete hierauf für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn, und zuletzt auch für Elisabeth, der sie Alles verzieh. Dann ließ sie sich von ihren Frauen entkleiden; als einer der Scharfrichter helfen wollte, sagte sie lächelnd, solcher Diener sey sie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr schluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf sie niederknieete und selber ihr Haupt auf den Block legte. Mit dem zweiten Hiebe war es vom Körper getrennt.

So starb Maria Stuart im sechs und vierzigsten Jahre ihres Alters und im neunzehnten ihrer Gefangenschaft, nachdem sie ihre Vergehungen durch das jammervollste Geschick, durch lange traurige Gefangenschaft und einen schmachvollen Tod abgebüßt hatte *). Als

*) Dies ist der Grund des großen Antheils, den diese Fürstin als tragische Heldin erregt, wie Robertson schön sagt: while we survey Mary's sufferings and distresses,

man der Elisabeth die Nachricht brachte, zeigte sie eine große Bestürzung; sie verwünschte den unseligen Diensteifer ihrer Räthe, die ohne bestimmten Befehl die ungeheure That, wider ihr Wissen und Wollen, vollführt hätten. Man sah sie oft und lange starr wie eine Bildsäule stehen, dann wieder Thränen vergießen, kraftlos niedersinken und die Ungewißheit menschlicher Größe beklagen. Allen ihren Räthen drohte sie mit einer scharfen Untersuchung, ließ auch Davison in's Gefängniß werfen und ein Urtheil über ihn sprechen. Und jetzt erkannten eben diejenigen, deren Rath er befolgt hatte, seine schwere Strafbarkeit an. Er mußte eine Geldbuße von zehntausend Pfund Sterling erlegen, die ihn an den Bettelstab brachte. An den König Jakob

---

we are apt altogether to forget her frailties, we think of her faults with less indignation, and approve of our tears, as if they were shed for a person who had attained much nearer to pure virtue. Das Urtheil, welches Marien's Schuld, vornehmlich ihre Theilnahme an der Ermordung ihres Gemahls, anerkennt, wird in der unparteiischen Geschichte wol stehen bleiben, so viel Mühe sich auch mehrere neuere Schottische Schriftsteller gegeben haben, sie im reinsten Lichte der Tugend darzustellen. Hierin stimmt mit Hume und Robertson, Männern von anerkannter Besonnenheit und historischem Scharfblick, ein wohlunterrichteter, sorgfältig prüfender Zeitgenosse überein, Thuanus. Im sechs und achtzigsten Buche seines großen Geschichtswerkes findet sich bei Marien's Tode eine merkwürdige Stelle, die in allen früheren Drucken fehlt und erst in der nach Handschriften berichtigten und vermehrten großen Londoner Ausgabe mitgetheilt ward. Sie mag hier mit den Worten der nach der letzteren gemachten Französischen Uebersetzung stehen: De prétendre avec quelques-uns que Marie était innocente de l'assassinat de son époux, d'oser avancer que ses ennemis lui firent violence, pour la forcer de contracter un mariage infame avec Bothwell; de vouloir enfin justifier tous ses autres crimes, en les couvrant du manteau de la piété, c'est, à mon avis, pousser l'impudence un peu loin. Ce que peut dire un historien, qui fait profession de n'écrire que la vérité, c'est que cette princesse à un grand coeur, à une naissance auguste, à beaucoup de charmes de l'esprit et du corps, joignit tant qu'elle vécut de grandes vertus, qui furent obscurcies par des vices encore plus considérables, et qu'arrivée au moment fatal, elle sçut par un illustre exemple de constance et d'intrépidité, terminer par une mort glorieuse une vie qui ne l'avoit pas beaucoup été. — v. Raumer giebt im zweiten Bande seiner Geschichte von Europa scharfsinnige Untersuchungen, im ersten Theile seiner Beiträge neue aus handschriftlichen Quellen geschöpfte Aufklärungen über die Geschichte Marien's, die ihre Schuld, auch in Bezug auf ihre Theilnahme an den Plänen Babington's noch einleuchtender machen. Doch sagt dieser Geschichtschreiber in Bezug auf ihr tragisches Ende in dem erstern Werke S. 581.: „Wie sich auch der Buchstabe des Rechts aussprach, oder die Gefahr drängte, das Herz empört sich gegen den Gedanken, eine Königin werde von der andern dem Henker überantwortet. Darin liegt ja aber das Tiefste und Ergreifendste dieser Gefühle, daß Maria trotz aller Buße dem Richterschwerte nicht entgeht; daß Elisabeth unbemerkt immer mehr außer Stande kommt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milde zu lösen; daß das Loos ihren Händen entschlüpft, der Schlag ohne ihr Wissen fällt; und sie selbst den argen Flecken nicht verwischen kann, die Nachwelt nicht verwischen will, der hiedurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt."

schrieb Elisabeth einen Brief, in welchem sie den Wunsch äußerte, daß er den Schmerz kennen, aber nicht fühlen möge, den sie über das ohne ihre Absicht eingetretene unglückliche Ereigniß empfinde. Ihre Handlungen werde sie nie verläugnen, daher auch nie auf Andere wälzen, was von ihr selbst ausgegangen sey. Auch dieses Benehmen ist von Vielen als bloße Verstellung angesehen worden, aber ohne einen Grund, als weil Elisabeth von Herzen froh seyn mußte, den Gegenstand so schwerer und vieljähriger Besorgnisse aus dem Weg geräumt zu sehen. Dieses reicht jedoch auf keine Weise hin, ein so heuchlerisches Spiel vorauszusetzen. Wenn aber die Hinrichtung auch für den Augenblick nicht in Elisabeth's Absichten lag, so ist sie darum über die Ausführung doch nicht gerechtfertigt; denn sie herrschte zu selbständig, als daß ihre Räthe eine solche That gewagt hätten, wenn sie nicht von ihrer Zustimmung überzeugt gewesen wären *).

---

6. Elisabeth's spätere Regierungszeit.

Maria's Haupt fiel zu einer, für den Protestantismus in Europa bedenklichen Zeit. In Frankreich war die fanatische Ligue gewaltig, in den Niederlanden stieg Philipp's Macht durch die Siege Alexander's von Parma. Wir haben in der Geschichte der Französischen und Niederländischen Unruhen gesehen, daß Elisabeth sich in diese Händel zwar nur mit großer Mäßigung und Vorsicht gemischt, aber doch die Sache ihrer Glaubensgenossen nicht ohne Unterstützung gelassen hatte. Daraus war bis jetzt noch kein eigentlicher unmittelbarer Krieg mit Spanien hervorgegangen, aber eine wachsende Spannung, die auf dem Meere und in fernen Weltgegenden in Feindseligkeiten überging. Die Richtung auf Seewesen und Schifffahrt nahm unter Elisabeth's Regierung in England einen neuen und großen Schwung. Die Reichthümer, welche für die Portugiesen und Spanier in Indien und America bereit lagen, und der Ruhm ihrer Seehelden und Eroberer reizten auch in England ehrgeizige Gemüther, den Wegen nachzuspüren, wo jene Helden ihre Schätze gesammelt und ihre Lorbeern gepflückt hatten; ein Rittergeist von jener romantischen Art, wie wir ihn in der Portugiesischen Geschichte kennen gelernt haben, befeuerte viele junge Engländer, ihr Heil auf dem Weltmeere zu versuchen, und ein glücklicher

*) v. Raumer, Gesch. v. Europa. Bd. II. S. 574.

Erfolg lockte Nachahmer herbei. Unter vielen Anderen sind die Namen Drake und Cavendish berühmt. Jener, der erste Englische Weltumsegler, und unter Allen der Erste, der selber von dieser Reise glücklich zurückkam (denn Magelhan war bekanntlich auf dem Wege umgekommen), brachte unermeßliche Beute mit, und seine Ankunft war für ganz England ein Freudenfest. Als er in der Themse Anker geworfen hatte, gab er ein großes Gastmahl auf seinem Admiralschiffe, dem die Königin selbst beiwohnte (1580), und stach bald darauf von Neuem in die See, um die Spanischen Besitzungen an den Americanischen Küsten zu überfallen. Durch einen dieser Züge (1586), glaubt man, sey der Gebrauch des Tabaks in Europa bekannt geworden, der sich von England aus mit großer Schnelligkeit durch alle Länder unsers Welttheils verbreitet hat. Cavendish, nicht minder unternehmend und glücklich, suchte 1587 die Spanischen Besitzungen an den Küsten von Africa bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung heim, und sein Einzug in die Themse war gleichfalls ein Triumphzug. Seine Segel waren von Damast und seine Schiffsleute in Seide gekleidet. In demselben Jahre zerstörte Drake eine große Zahl von Schiffen in der Bai von Cadix.

Lange hatte Philipp diesen Angriffen nur Unterstützung der Feinde Elisabeth's entgegengesetzt, aber die Sendung Leicester's nach den Niederlanden und die Hinrichtung der Königin Maria waren zwei Beleidigungen, die er auf das Vollständigste vergelten zu müssen glaubte; daher beschloß er jetzt, seine lang gehegten Entwürfe der Rache zu vollführen, und das Land, welches ihm bei allen seinen Unternehmungen in den Weg trat, auf einen Schlag zu vernichten. Er ließ 1588 seine unüberwindliche Flotte, von der oben (S. 31.) geredet ist, auslaufen, mit welcher ein so großer Theil seines Ruhms und seiner Schätze zu Grunde ging. Die Gefahr für England war groß und die Besorgniß lebhaft; aber Elisabeth's Geist und Heldenmuth zeigten sich auch diesen bedenklichen Umständen vollkommen gewachsen. Außerdem, daß sie nichts unterließ, um ihre Küsten wohl zu verwahren, befeuerte sie auf alle Weise ihr Volk zur Tapferkeit. Sie erinnerte es an das Fürchterliche der Spanischen Tyrannei und Glaubenswuth, an die Schrecken der Inquisition, und an die traurigen Zeiten, da dieser Philipp und Maria England beherrschten. Sie selber begab sich zu Pferde in das Lager bei Tilbury, wo zur Deckung der Themse Truppen zusammengezogen waren, und sprach eindringliche, beget-

sternde Worte. Die ganze Nation beeiferte sich, ihr Beweise zu geben, wie sehr sie ihr Vaterland und ihre Königin liebe. Um die Wette wurden Schiffe und Truppen ausgerüstet, die Stadt London stellte noch einmal so viel, als von ihr begehrt worden waren. So kam eine Flotte von fast zweihundert Schiffen zu Stande, die, weil sie von weit geschickterer Bauart waren, sich mit der Spanischen unüberwindlichen Armada hinreichend messen konnten.

Als die Gefahr vorüber war, trug der angeregte Unternehmungsgeist seine Früchte. Englische Kaufleute segelten nach Rußland hin, Andere handelten nach der Türkei und Ostindien, und Englische Kaper machten Jagd auf die Spanischen Gallionen, welche die Schätze America's nach Lissabon und Cadix bringen sollten. Einer derselben brachte unter andern einmal zwei Spanische Schiffe auf, welche 1400 Kisten Queckſilber und über zwei Millionen Ablaßbullen enthielten, die zwar den Engländern nichts helfen konnten, aber Philippen doch in Rom 300,000 Gulden gekostet hatten, und ihm in Indien wenigstens fünf Millionen würden eingebracht haben. Außerdem schadete Elisabeth ihrem Feinde auch dadurch, daß sie die Holländer und Heinrich von Navarra fortdauernd unterstützte; auch wurde 1589 eine ansehnliche Flotte ausgerüstet, um den Prior von Crato auf den Thron von Portugal zu heben (oben S. 13.). Ja im Jahre 1596 eroberten die Engländer Cadix, schleiften die Festungswerke, und zogen mit reicher Beute wieder heim. So wirkte Elisabeth überall Philipp's mannichfachen Entwürfen entgegen; ihr mannhafter Widerstand war eines der kräftigsten Hindernisse, an denen sein Plan scheiterte, eine Oberhoheit Spanien's über Europa auf der Grundlage des Katholicismus zu errichten. Philipp hätte unter diesen Umständen gern in einen Frieden gewilligt, aber so sehr auch Burleigh im Rathe der Königin dafür sprach und die Vortheile der Ruhe für England entwickelte, so fühlte sich doch Elisabeth geneigter, ihre Helden die Bahn des Kriegsruhmes verfolgen zu lassen, besonders da dem Rathe jenes ältern Ministers von einem jungen Lieblinge der Königin, dem Grafen von Esser, der nach Kampfesehre dürstete, lebhaft widersprochen wurde. Burleigh starb 1598, und Elisabeth vererbte den Krieg auf ihren Nachfolger.

Der fortgesetzte Kampf mit dem Vorfechter des Katholicismus in Europa wurde auch noch vielen Englischen Katholiken verderblich. Denn von jener ersten Hinrichtung eines katholischen Priesters im Jahre 1577 an ruhte die blutige Verfolgung nicht, auch nicht nach

der glücklich überstandenen Gefahr von der Spanischen Armada, und man rechnet im Ganzen an zweihundert Katholiken, die während Elisabeth's Regierung hingerichtet wurden. Viele Andere starben an den Folgen der harten Behandlung in den Gefängnissen, oder wurden durch die schweren Geldstrafen zu Grunde gerichtet *). Auch wurde gegen die zur Untersuchung Gezogenen häufig die Folter angewandt. Obschon nun diese Hinrichtungen und Grausamkeiten ohne Zweifel einen starken Schatten auf Elisabeth's Regierung werfen, so sind sie doch auf keine Weise mit den Verfolgungen der Protestanten unter ihrer Vorgängerin zu vergleichen. Denn diese geschahen aus Glaubenswuth, während unter Elisabeth die Katholiken im Grunde nur aus politischen Rücksichten bestraft wurden. Es drehte sich fast Alles um die Frage, ob sie glaubten, daß der Papst das Recht habe, eine Königin abzusetzen, weil sie sich von der Kirche getrennt.

Der oben genannte Graf von Esser ist besonders durch sein tragisches Ende berühmt geworden. Sein edles Aeußere, sein würdevolles, liebreiches, gewinnendes Benehmen, sein kühner, ritterlicher Sinn hatten ihm die Gunst der Königin in einem hohen Grade erworben. Sie zog ihn sehr hervor, überhäufte ihn mit Ehrenstellen, und ernannte ihn 1599 zum Oberbefehlshaber in Irland, mit einer Macht, dergleichen keiner seiner Vorgänger besessen hatte. In Irland war unaufhörlicher Zwist und Streit zwischen den Engländern und der ursprünglichen Bevölkerung. Die Letztere wurde durch harten Druck und üble Behandlung zum Widerstande gereizt; seitdem der Protestantismus in England herrschend geworden war, hatte die feindselige Spannung zugenommen, da die Irländer der alten Kirche treu blieben. Jetzt war ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen, den der Statthalter nicht hatte dämpfen können; der sumpfige, bergige und waldige Boden des Landes erschwerte den Krieg für jeden Ausländer in eben dem Grade, als er den Aufrührern, die ihn kannten, vortheilhaft war. Aller Augen waren daher auf die neue Ausrüstung unter Esser gerichtet, dem ein Heer von zwei und zwanzig tausend Mann mitgegeben war, eine Anzahl, von der man unbedingte Unterwerfung der Empörer erwartete. Aber es zeigte sich, daß Esser der Mann nicht war, ein solches Werk auszuführen, und der Tadel fiel desto schwerer auf ihn, da er begierig nach dieser Stelle getrachtet und große Erwar-

*) Hallam, Const. Hist. of England, Vol. I. p. 221, Ed. Paris.

tungen von sich erregt hatte. Aber in übel geleiteten Unternehmungen kam der größte Theil des Heeres um, und zuletzt schloß Essex mit dem Haupte der Empörer einen Waffenstillstand, dem ein Vertrag folgen sollte, ganz zu Gunsten der Letztern. Von Elisabeth's Zorn über diesen unerwarteten Ausgang unterrichtet, und mit einem schimpflichen Zurückruf bedroht, entschloß sich der Graf dem zuvorzukommen, reiste, wider den ausdrücklichen Befehl der Königin, aus Irland ab, kam nach London, eilte, ohne anderswo abzusteigen, auf den königlichen Palast zu, stürzte sich unangemeldet zu der Königin Füßen, küßte ihre Hände und bat um Verzeihung. Die Ueberraschung und der unerwartete Anblick ihres Lieblings hießen sie ihren Zorn im ersten Augenblick vergessen, und sie entließ ihn gnädiger, als er erwarten konnte. Aber bald überlegte sie, daß sein Betragen ganz etwas Anderes verdient habe, und daß sie, um des Beispiels willen, wenigstens einige Strenge zeigen müsse. Sie wollte eine Art von mütterlicher Züchtigung über ihn ergehen lassen, die ihn eine Zeitlang schmerzen sollte, ohne ihn für immer zu Grunde zu richten. Zu dem Ende ließ sie ihn verhaften und verhören, ernannte einen andern Statthalter für Irland, und nahm ihm das Monopol für den Handel mit süßen Weinen ab, welches sie ihm früher verliehen hatte, und das ihm viel einbrachte Bald darauf erhielt er seine Freiheit wieder, doch mit der Einschränkung, sich nicht am Hofe sehen zu lassen. Essex, zu wenig fein, um die Gerechtigkeit, ja die unverdiente Schonung, die ihm widerfuhr, zu erkennen, überließ sich jetzt den unbesonnensten Eingebungen des Ehrgeizes und der Rachsucht. Er sprach mit ungebundener Zunge über die Königin und ihre Schwächen, sagte öffentlich, sie sey ein altes Weib, eben so krumm am Geiste, wie am Körper, und reizte dadurch den Zorn seiner Wohlthäterin, die Alles wiedererfuhr, immer mehr. Aber er ging noch weiter. Er machte sich einen Anhang unter den, der Königin abgeneigten Puritanern, eröffnete einen Briefwechsel mit Jakob VI. von Schottland, und versprach ihm, es durchzusetzen, daß Elisabeth ihn für ihren Nachfolger erkläre Endlich, im Vertrauen auf die Volksgunst, die er wirklich besaß, leitete er eine förmliche Verschwörung ein; er wollte das Schloß überrumpeln, der Königin die Versammlung eines Parlaments abtrotzen, und sie zwingen, zu regieren, wie er es wollte. Zu rechter Zeit erfuhr Elisabeth den verwegenen Entwurf. Am 8. Februar 1601 erschienen der Großsiegelbewahrer, der Lord Oberrichter und einige andre Staatsbeamte in

Esser Landhause, wo er zwei bis dreihundert seiner Freunde versammelt hatte, um sich im Namen der Königin nach der Ursache dieser Bewegung zu erkundigen. Der Graf ließ sie gefangen nehmen, zog mit seinem Begleitern nach der Stadt, rief das Volk auf den Straßen zu seinem Beistande auf, und hoffte, ganz London werde für ihn streiten. Aber obgleich Alles vor die Thür lief, so schloß sich doch Niemand an ihn an; der Sheriff Smith, sein Freund, in dessen Haus er gehen wollte, entschlüpfte durch eine Hinterthür. Esser sah sein Unternehmen gescheitert, und kehrte verzweiflungsvoll mit seinen Begleitern um, aber ehe er sein Haus erreichte, hatten ihn die Meisten verlassen. Zuerst dachte er sich zu vertheidigen, ließ aber diesen Gedanken bald fahren, und ergab sich. Ein Gericht, welches aus vier und zwanzig Pairs und den Oberrichtern bestand, verurtheilte ihn zum Tode. Anfangs nannte er diesen Spruch einen unverdienten, dann gingen ihm aber die Augen über seine Thorheiten und Vergehungen auf, und er bezeigte tiefe und aufrichtige Reue. Nach langem Schwanken bestätigte Elisabeth mit schwerem Herzen das Urtheil. Am 25. Februar 1601 ward er — im vier und dreißigsten Lebensjahre — im Tower hingerichtet. Dieselbe Strafe litten nachher noch vier seiner Mitschuldigen, alle übrigen begnadigte die Königin.

Schmerz über diesen unglücklichen Ausgang ihres Lieblings blieb in Elisabeth's Seele zurück, aber schwerlich veranlaßte er, wie Viele annehmen, den Trübsinn, der sie kurz vor ihrem eignen Ende befiel. Man erzählt eine romanhafte, wenig glaubliche Geschichte von einer Entdeckung, welche die Königin in Bezug auf Esser gemacht, und die ihre letzten Tage sehr verbittert habe. Esser, heißt es, hatte es einmal in einer vertrauten Stunde während der Zeit seines Glücks beseufzt, daß Frauengunst etwas so Vergängliches sey, und daß eine Abwesenheit von mehreren Monden die innigste Neigung bis zur Vergessenheit schwächen könne. Da hatte ihm Elisabeth geschworen, daß sie ihn nie vergessen wolle, und gleichsam als Talisman ihm einen Ring gegeben, der die Kraft haben sollte, ihn auf der Stelle mit ihr zu versöhnen, wenn er ihr auch mitten in ihrem größten Zorne denselben vorzeigte. Nun war kein Ring erschienen, während er im Gefängniß geschmachtet hatte, und diese Halsstarrigkeit hatte sie am meisten gekränkt. Zwei Jahre nach seinem Tode ward die Gräfin Nottingham krank, und entlud sich vor dem Beichtiger eines Geheimnisses, das sie zu ihren schwersten Sünden zählte. Esser, tief gebeugt, hatte sie den Tag vor

seinem Tode in seinen Kerker rufen lassen, und ihr den Ring gegeben, mit der Bitte, ihn der Königin einzuhändigen; aber das neidische Weib hatte ihn still zurückbehalten, und erst jetzt konnte die Todesangst sie bewegen, ihn auszuliefern.

Am 24. März 1603 verschied Elisabeth im siebzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie in den letzten Stunden ihres Lebens noch Jacob VI. von Schottland, den Sohn ihrer Feindin Maria, als ihren Nachfolger auf dem Englischen Throne bezeichnet hatte. Was man auch über einige Fehler und Schwächen dieser Königin sagen mag — sie bleiben immer nur geringe Flecken an dem unvergänglichen Denkmale, welches sie durch das ihrem Volke eingehauchte Leben ihrem großen und starken Geiste gesetzt hat. Wenn man sie grausamer Härte gegen eine Nebenbuhlerin zeiht, so sollte man sie auch eben so sehr beklagen, daß die Verwirrungen der Zeit eine solche Härte unerläßlich zu machen schienen.

Der Wohlstand der Englischen Nation ist durch die Regierung Elisabeth's sehr vermehrt worden, indem sowol Ackerbau als Handel durch sie einen neuen Schwung erhielten. Der letztere bedurfte um so mehr der Begünstigung, je mehr noch die Deutsche Hanse mit ihren Vorrechten ihn niederdrückte. Die Manufacturen waren unbedeutend, und ausländischen Waaren gab man noch lange den Vorzug. Da die Verfassung die Befugnisse der verschiedenen Regierungsgewalten noch nicht so bestimmt geregelt hatte, als späterhin, so herrschte Elisabeth eigenmächtiger als die Könige von England in unsern Tagen. Um nicht durch Geldforderungen vom Parlamente abhängiger zu werden, übte sie eine weise Sparsamkeit. Zugleich wußte Elisabeth, wie ihre Vorgänger, andere Mittel zu finden, um Geld zu erhalten. Monopolien wurden verkauft, nicht zum Vortheil des Handels. Die alte Gewohnheit, daß der Adel dem Könige Neujahrsgeschenke machen mußte, suchte Elisabeth emsig aufrecht zu erhalten. Die gezwungenen Anleihen, die sie bei ihren Unterthänen machte, waren auch so gut als eingeforderte Geschenke oder Abgaben, denn in der Regel war an kein Wiederbezahlen, noch weniger an Verzinsen, zu denken. Einen Bischofssitz ließ sie einmal neunzehn Jahre unbesetzt, um so lange die Einkünfte desselben zu ziehen, und selten vergab sie ein Bisthum, ohne es um einigen Grundbesitz zu schmälern. Ihre ordentlichen jährlichen Einkünfte betrugen etwa 500,000 Pfund, und die Summe aller während ihrer fünf und vierzigjährigen Regierung vom Parlamente be-

willigten Steuern berechnet Hume *) auf nicht mehr als drei Millionen. Dennoch waren die Niederländer und Heinrich IV. tief in ihrer Schuld, und von dem Spanischen und Irländischen Krieg waren große Summen verschlungen worden.

---

7. William Shakspeare.

(geb. 1564, gest. 23. April 1616.)

Alle Vorstellungen von der zu Elisabeth's Zeiten in England noch obwaltenden Sittenrohheit und geringen Bildung verschwinden durch die einzige Thatsache, daß während der Regierung dieser Königin der größte dramatische Dichter der neueren Zeit, William Shakspeare, lebte und wirkte. Denn die Werke eines solchen Dichters können nicht außer Zusammenhang mit der Zeit seyn, sie sind unmittelbar für die Bühne und für ihre Bedürfnisse geschrieben, und setzen daher einen Hörerkreis voraus, der für ihre Schönheiten volle Empfänglichkeit hatte. Erwägt man dieses, und daß Shakspeare eben so aus der Zeit als für die Zeit schrieb; betrachtet man, welche Fülle von Verstand, Kraft, Lebenslust und Heiterkeit aus der ganzen Art des Daseyns hervorleuchtet, welches er schildert, so wird man vielmehr mit großer Achtung vor der Bildung und dem Geiste erfüllt werden, die zu Elisabeth's Zeiten das Englische Volk durchdrungen hatten. In der Entwickelung von Kräften, die der Protestantismus hervorrief, als der Genius des Britischen Volkes sich freudig seiner Stärke bewußt ward, blieb auch die Poesie nicht zurück, und erschien — wie zu Athen, als die Nationalkraft ihren Gipfel erreicht hatte — in ihrer vollendetesten Gestalt, der dramatischen. Um die Mitte der Regierung Elisabeth's trat die Englische Bühne raschen und starken Schritts aus den ersten noch unscheinbaren Anfängen hervor, erreichte eine Vollendung, wie sie kein anderes Europäisches Volk der neueren Zeit aufzuweisen hat, und nachdem sie ein Menschenalter etwa in dieser herrlichen Blüthe dagestanden hatte, fing sie zu sinken an. Eben so berührten sich in Athen der erste hohe Aufschwung, die Vollendung und der beginnende Verfall der dramatischen Poesie sehr nahe. Als Shakspeare auftrat, fand er die Bahn durch einige Dichter von Geist und Talent schon

*) Vol. VII. p. 322.

eröffnet; er erfand die Kunstform des Englischen Theaters nicht, er erweiterte sie nur zu dem reichen Rahmen, der die mannichfachsten Gebilde auf die freieste und natürlichste Art enthält, und der, wie jede wahre Kunstform, mit der Wesenheit des Dargestellten auf das Innigste verknüpft ist.

Von dem Leben dieses außerordentlichen Mannes ist sehr wenig mit Zuverlässigkeit bekannt *); späterhin ist es mit allerlei fabelhaften Umständen aufgestutzt worden. William Shakspeare ward zu Stratford am Avon in Warwicshire geboren. Nach beendigten Schuljahren scheint er in seiner Vaterstadt eine Zeitlang als Schreiber eines Advocaten gearbeitet zu haben. Aber obschon er keine Universität bezog, und sich die Gelehrsamkeit seiner Zeit nicht in ihrem ganzen Umfang zu eigen machte, so war ihm doch gelehrte Bildung keineswegs fremd, wie er sich ihrer denn für die Zwecke der Poesie auf sehr mannichfache Weise bedient hat. Er war noch nicht neunzehn Jahre alt, als er heirathete, und seine Frau war acht Jahre älter als er. Man weiß nicht, was diese für ein nördliches Klima ungewöhnlich frühe Verbindung veranlaßte. Vielleicht war es nothwendige Folge eines früheren Umgangs, vielleicht Wunsch der Aeltern Shakspeare's, durch Heirath mit einer wohlhabenden Frau seine Lage zu verbessern. Es kann aber ein durch den Abstand der Jahre erzeugtes Mißverhältniß zwischen den Ehegatten gar wol die Ursach gewesen seyn, warum Shakspeare wenige Jahre nachher seine Frau und drei Kinder verließ, und sich allein nach London begab. Denn mit Gewißheit ist die Veranlassung zu diesem Schritte gleichfalls nicht anzugeben; was man gewöhnlich von einem Walddiebstahl erzählt, der ihn dazu genöthigt haben soll, ist unbegründete Sage. In London war er vermuthlich anfänglich wieder Schreiber eines Advocaten, arbeitete aber sehr bald für die Bühne, bis er ihr sein Leben in doppelter Hinsicht, als Schauspieler und Dichter, widmete. Sein hoher Ruhm begann 1592, und im nächsten Jahre, wo Romeo und Julia und Richard II. auf der Bühne erschienen, und er sein treffliches erzählendes Gedicht, Venus und Ado-

*) Man sehe Tieck über Shakspeare's Sonette in der Penelope für 1826, und dessen Vorrede zu Shakspeare's Vorschule Bd. I. Die Ausführung des dort Angedeuteten erwarten die Freunde der Poesie mit Verlangen in einem längst verheißenen Werke Tieck's, dieses durch Geistesverwandtschaft und tiefe Forschungen größten Shakspearekenners unserer Tage. Eines und das Andere in dem Obigen verdanke ich mündlichen Belehrungen unseres großen Dichters.

nis, bekannt machte. Seine Gedichte erwarben ihm Gönner unter den Vornehmsten und am Hofe, Elisabeth und ihr Nachfolger schätzten unsern Dichter hoch, mit dem Grafen Southampton, einem jungen, durch Schönheit und Liebreiz ausgezeichneten Manne, schloß er einen Bund inniger Freundschaft. Southampton war der vertrauteste Freund des Grafen Esser, und als Theilhaber seiner aufrührerischen Unternehmung in dessen Schicksal verwickelt; kaum kam er mit dem Leben davon. Shakspeare nahm den innigsten Antheil an dem Unglück seines Freundes; in diese Zeit fallen Hamlet (in seiner vollendeten Gestalt), Lear und Macbeth, jene gigantischen Werke, in denen ein von rauhen Stößen des Schicksals auf das Empfindlichste berührtes Gemüth durchleuchtet. Shakspeare erlebte noch die Abnahme seines hohen Ruhmes durch die Bemühungen einer Gegenpartei, welcher er nicht gelehrt genug war, an deren Spitze Ben Jonson und Fletcher, zwei gleichfalls berühmte dramatische Dichter, standen. Während seiner theatralischen Laufbahn hatte er sich ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben; mit diesem zog er sich in den letzten Jahren seines Lebens nach seinem Geburtsort zurück, und lebte dort in Ruhe bis an seinen Tod. Sein letztes Werk ist wahrscheinlich Cymbeline gewesen. Was die Poesie an Einfluß auf das menschliche Gemüth nur irgend vermag, zu befeuern, zu erheben, zu rühren, auf das Gewaltigste zu erschüttern und wieder zu besänftigen, zu versöhnen, gelind zu schmeicheln und mit allem Zauber zu locken, die verborgenen Tiefen des menschlichen Herzens zu erschließen, die Wunder des Geistes und der Natur zu enthüllen, das Erhabenste nahe zu rücken und das Geringscheinende zu verklären — dies Alles hat dieser Riesengeist vermocht, wie je ein Sterblicher.

Der großen augenblicklichen Wirkung der Shakspeareschen Dramen auf die Zeitgenossen kam eine treffliche Schauspielkunst zu Hülfe, und diese wurde durch eine höchst zweckmäßige Einrichtung der Bühne unterstützt. Die Scene war durch eine angemessene Architektur verziert, die wirksam in das Spiel eingriff. Durch das Wegziehen von Vorhängen konnte dem Theater nach Belieben eine größere Tiefe gegeben werden, aber unsere Decorationen, welche den beabsichtigten Zweck der Täuschung nur sehr unvollkommen erreichen, und weit mehr stören und verwirren als fördern, hatte es nicht. Dafür nahm es die Phantasie der Zuschauer in Anspruch, welche diesem scheinbaren Mangel in der That auf das Gründlichste abhilft.

IX. Deutschland von der Abdankung Karl's V. bis zum Tode Rudolf's II.

1. Ferdinand I.
(1556—1564.)

Obschon Kaiser Karl V., ehe er im Herbste 1556 von den Niederlanden nach Spanien ging, um dort in der Einsamkeit sein Leben zu beschließen, auch die Regierung des Deutschen Reiches niedergelegt hatte; so erfolgte doch die feierliche Uebertragung derselben an seinen Bruder Ferdinand erst am 14. März 1558 auf einer Versammlung der Kurfürsten zu Frankfurt. Der dem Oesterreichischen Hause feindselige Papst Paul IV. wollte zwar Ferdinand nicht als Kaiser anerkennen, weil eine Abdankung ohne päpstliche Einwilligung keine Gültigkeit haben könne; aber dieser Widerspruch wurde auch von den katholischen Reichsständen als eine Anmaßung betrachtet und blieb ohne alle Folge, und nach Paul's IV. Tode erkannte sein Nachfolger Pius IV. Ferdinand als Kaiser an. Die Päpste mußten von ihren alten Ansprüchen zurückkommen. Den Römerzug zur Krönung that kein Kaiser mehr, obgleich Sixtus V. ihnen dazu einen eigenen prächtigen Krönungspalast in Rom bauen ließ.

Ferdinand hat bei Protestanten und Katholiken das Lob eines guten Regenten davongetragen. Die Erfahrungen, die er unter der vorigen Regierung in so reichem Maße zu machen Gelegenheit gehabt, hatten ihn Mäßigung gelehrt; auch in seinen Erbstaaten, wo es viele Protestanten gab, enthielt er sich gewaltsamer Schritte. Er bedurfte stets des Beistandes seiner Stände, besonders gegen die gefährlichen Türken, und so mußte er in Glaubenssachen einigermaßen nachsichtig seyn. Von ganzer Seele Katholik, wünschte er doch die Religionstrennung durch Milde und einige Nachgiebigkeit wieder aufzuheben, und auch nachdem der Schluß des Tridentinischen Concils seine Hoffnungen in dieser Hinsicht getäuscht hatte, bestrebte er sich den Papst dahin zu bringen, daß er den Laienkelch und die Priesterehe gestatte. Nur das Erstere ward gewährt, und zwar unter so beschränkenden Bedingungen, daß die Wirkung nicht groß seyn konnte. Nach einiger Zeit wurde auch diese Erlaubniß ganz zurückgenommen.

Der Religionsfriede war nun zwar geschlossen, aber ein gegenseitiges Vertrauen hatte sich durch ihn nicht eingestellt. Wie beide Religionsparteien durch verschiedene, das ganze Leben durchdringende Richtungen sich von einander getrennt fühlten, so fürchteten sie einander auch; jeder durchreisende Eilbote, jeder ausgehobene Söldnerhaufe ließ sie schon neue Verschwörungen und Bündnisse fürchten. Die tollsten Gerüchte durchkreuzten sich, und die schrecklichsten fanden immer den meisten Glauben. An Orten, wo Lutheraner und Katholiken zusammen lebten, herrschte zwischen beiden die feindseligste Spannung, und die Partei, welche jedesmal die stärkere war, drückte die andere bei jeder Gelegenheit. Darüber entstanden bald laute Klagen, die dann auch wieder vor die Reichstage gebracht wurden. Die Abneigung zwischen Lutheranern und Katholiken war fast nicht geringer als die zwischen Juden und Christen; sogar durch die Kleidung suchte man sich zu unterscheiden, um nichts mit den Gegnern gemein zu haben. Aber diese beiden Parteien waren nicht die einzigen im Reiche. Nicht nur gab es den Lutheranern gegenüber Anhänger der Schweizer Reformatoren, sondern die Lutheraner selber waren unter einander zerfallen und bekämpften sich mit großer Heftigkeit.

Diese Kämpfe hatten bald die eine, bald die andere Glaubenslehre zum Gegenstand; der lebhafte Antheil, den die Fürsten daran nahmen, gab ihnen einen politischen Charakter und politische Folgen, und stellte bei dem protestantischen Theile der Nation die übrigen geistigen Interessen in den Schatten.

Unter den Theologen der Lutherischen Kirche erhob sich nach dem Tode ihres Stifters eine Partei, die mit Aengstlichkeit über den Buchstaben seiner Lehre wachte, jede Entfernung von demselben verdammte, und die Abweichenden mit zelotischer Heftigkeit angriff und verketzerte. An ihrer Spitze stand schon in den Zeiten der Bewegungen über das Interim Matthias Flacius, von seinem Geburtslande Istrien Illyricus genannt, ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, aber von einem unruhigen Thätigkeitsdrange und rechthaberischem Starrsinn beherrscht. Besonders griff er Melanchthon, den er persönlich haßte, mit der heftigsten Schmähsucht an. Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen, der Sohn und Erbe des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, war der Partei der strengen Lutheraner ganz ergeben, und rief daher Flacius an die Universität Jena, die eben gegründet war, um als Bollwerk des unverfälschten Lutherthums gegen Wittenberg,

wo Melanchthon und seine Freunde lehrten, zu dienen. Den Angriffen, die von Jena erfolgten, wurde von Wittenberg und Leipzig begegnet, und so war zwischen diesen Universitäten ein Verhältniß voll Zank und Hader.

Diesen, der ganzen Lutherischen Kirche Gefahr drohenden Händeln zwischen den Theologen und ihren Anhängern, und dem Geschrei der Zeloten, daß man sich von dem wahren Lutherischen Lehrbegriffe entferne, ein Ende zu machen, vereinigten sich die drei evangelischen Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg und der Pfalzgraf von Zweibrücken auf dem oben schon erwähnten, zu Frankfurt 1558 gehaltenen Fürstentage zu einem Vergleiche, der Frankfurter Receß genannt, in welchem sie erklärten, daß sie fortwährend bei der Augsburgischen Confession standhaft verblieben, und nähere Bestimmungen über vier Punkte hinzufügten, die zu den theologischen Händeln Anlaß gegeben hatten. Diese von Melanchthon entworfenen Erklärungen waren in höchst versöhnlichem Sinne abgefaßt, aber den Eifrern thaten sie kein Genüge. Von mehreren Seiten erhob sich Widerspruch, besonders von Flacius, welcher den Receß mit dem feindseligsten Ungestüm angriff. Auf seinen Betrieb verwarf ihn Herzog Johann Friedrich, und ließ dagegen eine, besonders von Flacius ausgearbeitete, Confutation bekannt machen, nach deren Inhalt im herzoglichen Sachsen gelehrt werden solle. Wer sich für diese Glaubensvorschrift nicht auf das entschiedenste erklärte, wurde verketzert und verfolgt. Auch eine Zusammenkunft der evangelischen Fürsten, die auf Veranlassung des Herzogs Christoph von Würtemberg zur Herstellung der Einigkeit unter den Lutheranern im Anfange des Jahres 1561 zu Naumburg gehalten wurde, lief fruchtlos ab, obschon die Gunst und der Einfluß, durch welche Flacius am Weimarischen Hofe so schädlich wirkte, damals schon im Sinken waren. Er hatte sich in einer Disputation eine Behauptung entschlüpfen lassen, die allgemein als ketzerisch auffiel, war aber viel zu halsstarrig, sie zurückzunehmen. Endlich wurde Herzog Johann Friedrich der Anmaßungen und des Trotzes dieses Eifrers völlig müde, er setzte ihn 1562 ab, und wahrscheinlich würde er ein noch härteres Schicksal erfahren haben, wenn er sich nicht durch schleunige Flucht aus Jena gerettet hätte. Doch endeten damit die Umtriebe seiner Anhänger nicht.

Ein so großer Unfriede in der Kirche hatte auf Melanchthon's

weiche Seele längst den betrübendsten Eindruck gemacht, und diese fortgehende Reihe von unverdienten Kränkungen, Verläumdungen, Schmähungen, der Undank, den er erfuhr, die letzten Jahre des edlen Mannes ungemein verbittert. Er starb am 19. April 1560 zu Wittenberg im vier und sechzigsten Lebensjahre, und daß ihm der Tod als eine wahre Wohlthat erschien, geht aus folgenden Worten hervor, die er wenige Tage vorher auf ein Blatt geschrieben hatte: „Du wirst zum Lichte kommen; du wirst Gott sehen; du wirst den Sohn Gottes schauen; du wirst jene wunderbaren Geheimnisse verstehen lernen, welche du in diesem Leben nicht hast begreifen können: warum wir so und nicht anders erschaffen worden sind; wie die Vereinigung beider Naturen in Christo beschaffen ist. — Du wirst von der Sünde lassen; du wirst von allen Mühseligkeiten befreit werden, und von der Wuth der Theologen."

Nichts hatte die strengen Lutheraner gegen den überall Versöhnung suchenden Melanchthon so sehr aufgebracht, als daß er sich in der Abendmahlslehre den Schweizerischen Reformatoren genähert, und in einer spätern Ausgabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses den zehnten, diesen Punkt betreffenden Artikel so zu fassen gesucht hatte, daß sowol Lutheraner als Reformirte ihre Ueberzeugung darin ausgedrückt finden konnten. Heftig und laut wurde das Geschrei gegen diese veränderte Augsburgische Confession, und besonders nach Luther's Tode, die unveränderte das Panier aller strengen Anhänger seines Lehrbegriffs. Man fing an, nicht nur die eigentlichen Schüler Calvin's Calvinisten zu nennen, sondern auch Alle, welche sich nur in der Abendmahlslehre an die Schweizer anschlossen, und mit diesem Namen dem Volke als Irrgläubige zu bezeichnen. Nichts desto weniger erhielten und verstärkten sich die Anhänger dieser Lehre in Deutschland, und die Heftigkeit ihrer Gegner, trug dazu bei, ihnen Freunde zu gewinnen. Als der Kurfürst von der Pfalz Otto Heinrich am 12. Februar 1559 unvermählt starb, fand sein Nachfolger Friedrich III., von der Simmernschen Linie, das Land in Parteien getheilt, die mit großer Erbitterung über jene Frage stritten. Anfangs befahl er den Häuptern, die gegenseitigen Schmähungen zu unterlassen, und schrieb, einem von Melanchthon eingeforderten Gutachten gemäß in der Lehre eine Formel vor, der beide Parteien ihre Meinung unterlegen konnten; da er aber bei den strengen Lutheranern heftigen Widerspruch fand, setzte er sie ab, und änderte nun Kircheneinrichtungen und Gottesdienst

in seinem Lande ganz nach der Schweizerischen Art. Es machte außerordentliches Aufsehn, daß ein Deutscher Fürst, und zwar einer der bedeutendsten, zur reformirten Kirche getreten war. Der Kurfürst ließ von einigen Theologen eine besondere Bekenntniß- und Lehrschrift entwerfen, die 1563 erschien. Sie heißt der Heidelberger Katechismus, und hat in der reformirten Kirche fast allgemeinen Beifall gefunden.

Am 25. Juli 1564 starb Kaiser Ferdinand I. im zwei und sechzigsten Lebensjahre. Seinen ältesten Sohn, Maximilian, hatte er 1562 zum Böhmischen König krönen lassen, und im folgenden zum Römischen, nachdem die Kurfürsten ihn dazu gewählt hatten. Die meisten Schwierigkeiten fand der Kaiser bei der Uebertragung der Ungrischen Krone, doch setzte er auch hier die Wahl und Krönung durch. Aber von den alten Erblanden erhielt Maximilian nur das eigentliche Oesterreich, der zweite Sohn des Kaisers, der auch Ferdinand hieß, bekam Tyrol, und der dritte, Karl, Steiermark, Kärnthen und Krain. Jener Ferdinand hatte Philippine Welser, die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Tochter eines Augsburger Patriciers, geheirathet, wider den Willen des Vaters, der anfangs sehr zürnte, sich aber später versöhnen ließ. Doch waren die Kinder aus dieser Ehe nicht successionsfähig, und da eine zweite, die Ferdinand von Tyrol nach Philippinen's Tode mit einer Prinzessin von Mantua einging, ohne Söhne blieb, so fiel sein Land nach seinem Tode an die beiden andern Linien.

---

2. Maximilian II.

(1564—1576.)

Maximilian II. war ein Fürst voll Milde, Liebenswürdigkeit, Mäßigung und Menschenfreundlichkeit, mit vielen Gaben und großem Verstande geschmückt, und von edlem Eifer für seinen wichtigen Beruf beseelt, betrieb er die Regierungsgeschäfte mit Ernst und Einsicht. Der evangelischen Lehre war er vor seinem Regierungsantritte so zugethan, daß es schien, er würde mit seinem Vater darüber ganz zerfallen, und jetzt glaubten viele Protestanten entschieden, daß er förmlich zu ihnen übertreten würde, ja Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz forderte ihn schriftlich dazu auf. Aber die unseligen Entzweiungen und Verketzerungen der Protestanten unter einander hatten auf Maximilian's friedliebendes Gemüth einen widrigen Eindruck gemacht

Auch wollte er als Kaiser nicht unter, sondern über den Parteien stehen. Dieser Gesinnung gemäß handelte er auch als Herr seiner Erbstaaten gegen die dortigen Protestanten im Geiste edler Duldung. Er gab den Gliedern des Oesterreichischen Herren- und Ritterstandes, deren Mehrzahl schon aus Protestanten bestand, die Erlaubniß, in ihren Schlössern, Städten und Dörfern Lehre und Gottesdienst nach der Weise der Augsburgischen Confession einzurichten. Den landesfürstlichen Städten wurde dieses zwar nicht gewährt, Maximilian zeigte sich indeß so nachsichtig, daß er es nicht hinderte, als die Stände in ihrem Landhause zu Wien evangelischen Gottesdienst halten ließen und die Bürger ihm beiwohnten. Ja es wurde auf des Kaisers Veranlassung ein Lutherischer Gottesgelehrter, Chyträus aus Rostock, einer der verdientesten Schüler Melanchthon's, berufen, um eine Agende für die Lutherischen Gemeinden in Oesterreich anzufertigen. Kaum hatte Papst Pius V. von diesen Dingen Kunde bekommen, so erließ er ein hartes Breve gegen den Kaiser und schickte zugleich den Cardinal Commendone nach Wien, der ihn wegen dieses Verfahrens gegen die Ketzer zur Rede stellen sollte. Vergebens verbat sich Maximilian den Besuch des Legaten; dieser kam dennoch. Auf seine Vorstellungen erwiederte Maximilian: „er habe seinen Landständen die Augsburgische Confession gestattet, um den vielen irrigen Meinungen, die sich sonst einschleichen würden, zuvorzukommen, und aus mehreren Uebeln das kleinste zu erwählen. Bei dieser Confession sey für die katholische Religion das Wenigste zu fürchten, da sie in den meisten Stücken mit dieser übereinstimme, und leicht ein Mittel werden könne, die Lutheraner wieder ganz mit der Kirche zu vereinigen." Dabei beruhigte sich aber der Legat nicht. Auch die Erzbischöfe und Bischöfe, die durch die Reformation ihre geistliche Gerichtsbarkeit in den Oesterreichischen Staaten zu verlieren hatten, kamen mit Bittschriften ein, und der König von Spanien ließ vorstellen, welchen bösen Rückhalt die Ketzer in den Niederlanden daran haben würden, wenn sie sich auf das Beispiel des Kaisers stützen könnten, u. dgl. Maximilian nahm aber auf diese Vorstellungen keine weitere Rücksicht, als daß er behutsam verfuhr, und bewilligte jenen Ständen unter dem Namen einer Religionsdeputation sogar eine eigene Kirchenregierung. In Böhmen wurden 1567 die Prager Compactaten auf Verlangen der Utraquisten aufgehoben, und diese bekannten sich nun größtentheils zur Augsburgischen Confession.

Außer dem Kaiserhause und den Herzogen von Baiern und Cleve waren die mächtigeren weltlichen Deutschen Fürsten nun sämmtlich protestantisch, und wie in Oesterreich gab es auch in den Ländern jener beiden Herzoge sehr viele Bekenner des evangelischen Glaubens. Nicht anders sah es in den geistlichen Stiftern aus. Und da auch in den Domcapiteln viele protestantisch Gesinnte saßen, so geschah es, daß bei Erledigungen zuweilen evangelische Bischöfe gewählt wurden. Der Buchstabe des geistlichen Vorbehalts (Th. VII. S. 327) schien dadurch nicht verletzt, weil er nur für den Uebergang eines bereits eingesetzten Bischofs zur neuen Lehre Entsetzung von Amt und Würde versprach. So groß war schon unter Ferdinand das Uebergewicht des Protestantismus in Deutschland, daß ein Venetianischer Gesandter im Jahre 1558 berechnete, es sey nur noch der zehnte Theil des Deutschen Volkes dem alten Glauben treu geblieben.

Nimmermehr hätte man nun erwarten sollen, daß nach solchen Fortschritten der Reformation die größere Hälfte von Deutschland zum Katholicismus zurückgeführt werden würde. An dieser Erscheinung haben die Jesuiten den allergrößten Antheil. Beschränkung, wo möglich Vernichtung des Protestantismus war ja ein Hauptzweck ihres Ordens, und mit eben so großem Eifer als Klugheit verfolgten sie ihn. Es gelang ihnen schon zu Ferdinand's I. Zeiten, sich in Deutschland mit ungemeiner Schnelligkeit auszubreiten. In kurzer Zeit hatten sie in Oesterreich, Böhmen, Baiern und in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten eine Menge Collegien, Professhäuser und Seminarien; und da durch sie einem der wesentlichsten und fühlbarsten Mängel in dem damaligen katholischen Deutschland, dem an unterrichteten und tauglichen Lehrern, abgeholfen ward; da ferner die erste Begeisterung für das Lutherthum nun erkaltet, und unter den Schülern und Nachfolgern der Reformatoren so viele halsstarrige Zänker und geistliche Despoten waren; so ward durch die Jesuiten nicht nur der noch übrige Theil der Katholiken bei dem alten Glauben festgehalten, sondern auch viele Neugläubige zur alten Kirche zurückgeführt. Die Hauptsache blieb aber, die Fürsten zu vermögen, daß sie ihre Unterthanen durch Güte oder durch Gewalt zum Katholicismus zurückbrächten; und hier wurden die Jesuiten den Protestanten nicht minder gefährlich. Sie machten den katholischen Fürsten eine solche Gegenreformation zur Gewissenssache und lehrten, daß der Religionsfriede seit dem Tridentinischen Concilium seine Kraft verloren habe, da er nur bis zur

Entscheidung durch eine Synode eingegangen worden, und daß die Reformirten vollends keine Ansprüche darauf hätten, da sie von der Augsburgischen Confession abgewichen seyen. Maximilian's Oesterreichische Stände drangen auch in der That 1566 auf einem Landtage auf die Vertreibung der Jesuiten, aber der Kaiser gab zur Antwort: die Stände seyen wegen der Vertreibung der Türken, nicht der Jesuiten zusammenberufen worden.

Für den Augenblick waren allerdings die Türken gefährlichere Feinde. Ferdinand war nämlich 1551 mit denselben von Neuem in Krieg gerathen, und hatte zwar 1562 einen achtjährigen Waffenstillstand erlangt, aber nur unter der Bedingung, daß er sich abermals zur Zahlung eines jährlichen Tributs von 30,000 Ducaten verpflichtete. Aber nach Maximilian's Regierungsantritt brach der Krieg von Neuem aus. Beide Herrscher, Maximilian und der greise Soliman, rückten 1566 mit großer Heeresmacht in Ungern ein, doch kam es zu keinem entscheidenden Treffen. Die Türken belagerten Sziget, welches der Graf Zrini mit ungemeiner Tapferkeit vertheidigte. Nach mehreren abgeschlagenen Stürmen gelang es ihnen, die Häuser in Brand zu stecken. Von außen durch die Osmanischen Schwerter, von innen durch den Brand bedrängt, kämpfte Zrini noch immer, und warf die eindringenden Türken noch zweimal hinaus, dann mußte er sich in das innere Schloß zurückziehn. Dort hielt er sich noch drei Tage, nun fehlte es an Lebensmitteln, und die Türken warfen Feuer hinein. Da ließ sich Zrini festlich schmücken, stürzte mit den Seinen unter die Feinde, und starb den schönsten Heldentod (8. Sept.). Soliman hatte den Fall Sziget's nicht erlebt. Er war einige Tage vorher an Krankheit oder Altersschwäche gestorben. Im nächsten Jahre wurde ein Friede geschlossen, kraft dessen Maximilian im Besitz dessen blieb, was er in Ungern inne hatte, sich aber verpflichtete, dem Sultan jährlich ein Ehrengeschenk von 30,000 Ungrischen Ducaten zuzusenden.

Auf Maximilian's Reichstagen kam, wie seit Friedrich's III. Zeiten fortwährend, die Hülfe der Stände wider die Türken zur Sprache, und nicht minder brachten die beiden Religionsparteien Beschwerden gegen einander vor, welche die große Spannung, die trotz des Friedens unter ihnen herrschte, deutlich zeigte. Maximilian ermahnte die Streitenden ernstlich und herzlich zur Eintracht. Außerdem wurden auf den Reichstagen Klagen über die Frechheit des Kriegsvolks geführt, welches, wenn es aus auswärtigen Diensten zurückkehrte, gewöhnlich ein Räu-

verleben führte, Dörfer und Städte brandschatzte und Reisende plünderte. Diese Landplage schien an die Stelle der ehemaligen Befehdungen getreten zu seyn, denen das Kammergericht nun ein Ende gemacht hatte, nachdem die im folgenden Abschnitt berichtete letzte Erscheinung des Faustrechts, die sich unter eben dieses Maximilian's Regierung zeigte, schauderhaft bestraft worden war.

---

3. Die Grumbachischen Händel.

Diese Auftritte hängen noch mit den räuberischen Fehden des unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zusammen. Einer seiner Anhänger, der Fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach, hatte von dem Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, für die Verschonung seines Gebiets, die er bei dem Markgrafen zu Wege brachte, Zusicherungen bekommen, die der Bischof nicht hielt, und als Grumbach nun die Statthalter des Markgrafen zu einem Kriege wider ihn aufregte, nahm der Bischof ihm alle seine im Würzburgschen gelegenen Lehen. Der Ritter wirkte beim Reichskammergerichte den Befehl zur Wiederherausgabe derselben aus, da Jener sich aber nicht daran kehrte, schritt er zur Selbsthülfe. Der Bischof sollte auf einer Reise von Grumbach's Leuten gefangen genommen werden, wurde aber während des Streits erschossen (1558). Da Grumbach's Anhang noch immer sehr groß war, da er einen ansehnlichen Theil der Reichsritterschaft für sich hatte, und sich merken ließ, daß er mit den Franzosen in einem geheimen Bunde stehe, so suchte man die Sache gütlich beizulegen, aber vergebens. Grumbach fand indeß auch Unterstützung bei dem Herzoge Johann Friedrich von Sachsen, der sich nach einem Anlaß sehnte, die Länder und die Kur seines Vaters wieder zu erhalten. Es kostete dem schlauen Grumbach gar nicht viel Kunst, ihn bei dieser schwachen Seite zu fassen; er bemächtigte sich seiner ganz, spiegelte ihm die glänzendsten Hoffnungen vor, wie er ihm zu seinem Kurfürstenthum wieder verhelfen könnte, wie alle Protestanten die Gelegenheit ergreifen würden, diese Handlung der Gerechtigkeit zu fördern, und wie selbst der König von Frankreich bereit sey, die Sache kräftig zu unterstützen; ja, wie die Reichsritterschaft ihn nach erlangtem Kurfürstenthume zum Kaiser ausrufen wolle. Der Herzog überließ sich diesen Träumen um so leichter, da es Grumbach gelang, die Täuschung durch einen

Knaben zu erhöhen, der Engelserscheinungen zu haben behauptete, ja selbst den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rath, für sich zu gewinnen. Im Vertrauen auf diesen Schutz warb Grumbach Reiter, überfiel und plünderte die Stadt Würzburg, und ertrotzte von dem Domcapitel einen Vergleich, welcher ihm, außer einer Geldsumme für sich und seine Verbündeten, die Wiedereinsetzung in seine Güter gewährte (1563). Kaiser Ferdinand aber erklärte diesen Vergleich, als durch einen offnen Landfriedensbruch erlangt, für nichtig, that Grumbach in die Acht und ermahnte den Herzog Johann Friedrich, den wieder zu ihm zurückgekehrten Unruhstifter nicht länger bei sich zu hegen. Statt dessen verlegte der Herzog seinen Wohnsitz von Weimar nach dem stark befestigten Gotha, und gab dadurch zu erkennen, daß er ihn vielmehr mit allen seinen Mitteln schützen wolle.

Indeß war Kaiser Ferdinand gestorben. Von einem zu Augsburg gehaltenen Reichstage aus (1566) erhielt der Herzog wiederum den Befehl, den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, wenn er nicht für dessen Mitschuldigen angesehen seyn, und mit ihm in gleiche Strafe verfallen wolle. Diesem Befehle folgten noch mehrere freundschaftliche Ermahnungen, gegen welche aber der Herzog immer taub blieb, weil seine Vertrauten ihm vorstellten, die Drohungen, daß er von Land und Leuten gejagt werden könne, seyen erdichtet, und um eines alten Mannes willen, wie Grumbach, werde der Kaiser, der doch wol genug mit den Türken zu thun habe, keinen Mann marschiren lassen. In dieser Täuschung begriffen weigerte er sich durchaus, den wiederholten kaiserlichen Befehlen nachzukommen, und schrieb eine lange Rechtfertigung seines Betragens. In einem Briefe an die Kurfürsten und einige andere Fürsten ließ er sich sehr bitter über seinen Vetter August aus, es schiene, schrieb er, daß dieser noch nicht zufrieden sey, ihm sein rechtmäßiges Erbe entrissen zu haben, und daß er auch nach den wenigen Brocken noch verlange, die man ihm und seinem Bruder habe übrig lassen müssen. Ja, er fing an sich einen gebornen Kurfürsten zu nennen, und das kurfürstliche Wappen zu führen.

Endlich, nach langen fruchtlosen Aufforderungen, ward die Vollstreckung der Acht beschlossen, und dem Kurfürsten August übertragen. Dieser ließ Gotha am Christabend 1566 berennen, fand aber tapfern Widerstand, und mußte während des ganzen Winters vor der Stadt liegen bleiben. Da aber die Soldzahlungen zu fehlen anfingen, erregte die Besatzung einen Aufstand und bemächtigte sich Grumbach's und des

Kanzlers Brück, worauf ein Ausschuß aus dem Adel, den Hauptleuten und der Bürgerschaft zusammentrat, mit dem Kurfürsten einen Vergleich schloß, und ihm die Thore öffnete (13. April 1567).

Der unglückliche Herzog ward hierauf als Rebell seines Landes (welches sich jedoch auf seine Söhne vererbte) und seiner Freiheit verlustig erklärt, und nach Wien gebracht. Hier ward er auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, wie im Triumph, durch die Straßen gefahren, und dann nach Presburg geschickt. Späterhin kam er wieder nach Wienerisch-Neustadt zurück, und zuletzt ward er nach Steyer in Oberösterreich gebracht, wo er nach acht und zwanzigjährigem Gefängnisse 1595 gestorben ist. Alle Fürbitten für seine Lossprechung waren vergeblich; doch seiner treuen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Friedrich's III. von der Pfalz, versagte man nach anhaltendem Flehen das Verlangen nicht, sein Unglück mit ihm zu theilen. Sie reisete ihm 1572 nach, und blieb bei ihm in der Gefangenschaft bis an ihren Tod, der ein Jahr vor dem seinigen erfolgte.

Grumbach's und Brück's Schicksal war noch viel härter, gemäß der furchtbaren Barbarei und Rohheit jener Zeit, die an höllischen Martern Angeklagter und Verurtheilter, an furchtbaren Zerfleischungen noch Lebender Gefallen fand *). In dem über Grumbach gefällten Urtheil hieß es: er hätte für sein rebellisches Unternehmen eine sehr ernstliche Strafe verdient, jedoch wolle der Kurfürst aus angeborner Güte den Richterspruch dahin mildern, daß er nur geviertheilt würde. Diese Strafe wurde an ihm, so wie an Brück vollzogen, nachdem Beide erst ein peinliches Verhör auf der Folter ausgestanden, wobei der Schmerz ihnen jedes verlangte Bekenntniß abgepreßt hatte. Ehe Grumbach in Stücke gehauen ward, schlitzte der Scharfrichter dem Unglücklichen den Leib auf, riß ihm das Herz heraus, und schlug es ihm mit den Worten in's Gesicht: „siehe da, Grumbach, dein falsches Herz!" Mehrere andere Mitschuldige wurden enthauptet, einige gehängt. Seit diesem scheußlichen Auftritte verschwand das ehemalige Faustrecht unter dem Deutschen Adel gänzlich.

*) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. V. S. 130 fg.

4. Rudolf II.
(1576—1612.)

Schon bei seines Vaters Maximilian Lebzeiten war Rudolf zum Römischen König gewählt und gekrönt worden, und folgte nun, als Jener starb (12. Oct. 1576), ohne Schwierigkeit. Er war von Natur sorglos, ohne Kraft zum Wollen und zum Handeln, und der Umstand, daß er seine Erziehung in Spanien unter den Augen Philipp's II. erhalten hatte, mochte auch wol zu der trägen Gleichgültigkeit etwas beitragen, mit der er die Deutschen Geschäfte betrieb. An der feindseligen Gesinnung wenigstens, die er gegen die Protestanten stets zeigte, hatte diese Erziehung gewiß Schuld. Die Unbefangenheit freilich, welche zu einer freien Duldung in Glaubensangelegenheiten, und dadurch zur Beruhigung Deutschland's geführt hätte, war ganz gegen den Geist der Zeit, und Maximilian II., der in dieser Hinsicht eine außerordentliche Erscheinung war, wurde deswegen auch eben so wenig verstanden, als in seinen großartigen Zwecken unterstützt.

Dieser Kaiser hatte, wie oben erwähnt ist, den protestantischen Ständen auch in Wien Uebung ihres Gottesdienstes und Prediger ihres Glaubens verstattet. Aber zum Unglück war einer der Letztern, Namens Opitz, ein unbesonnener Eiferer, der von der Kanzel herab auf Papst und Papstthum in den heftigsten Ausdrücken schmähte. Davon nahm Rudolf Anlaß, die Wiener Bürger von der Theilnahme an dem Lutherischen Gottesdienste durch einen besondern Befehl auszuschließen, und als die Stände Einwendungen machten, wurde die evangelische Religionsübung in Wien und anderen Oesterreichischen Städten sogar gänzlich untersagt, die Prediger zum Theil des Landes verwiesen. Aber dabei blieb es nicht. Es wurden jetzt auch Zwangsmittel angewandt, die Bürger der Städte zum katholischen Glauben zurückzuführen, und da man gegen die Protestanten aus den höheren Ständen so nicht verfahren konnte, wurde doch ihr großer Einfluß dadurch gebrochen, daß die wichtigsten Aemter in der Landesverwaltung, die schon fast allein in ihren Händen waren, allmälig nur mit Katholiken besetzt wurden. Die Protestanten, welche unter Maximilian einer ganz unbeschränkten Religionsfreiheit schon sehr nahe gewesen zu seyn glaubten, und dadurch, nach dem damaligen Gange der Entwickelung, einem glänzenden Siege ihres Glaubens, sahen sich nunmehr von diesem Ziele weit fortgeschleudert, und wurden darüber mit Mißmuth und Erbitterung erfüllt.

Da im Reiche unter den weltlichen Ständen das Uebergewicht so entschieden auf der Seite der Protestanten war, so war es für die Katholiken von der größten Wichtigkeit, den geistlichen Vorbehalt in den großen Stiftern aufrecht zu erhalten. Daher war die Durchsetzung desselben, die ihnen in Köln gelang, eine folgenreiche Begebenheit. Der dortige Kurfürst, Gebhard Truchseß von Waldburg, liebte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, und lebte mit ihr in einem verbotnen Verhältnisse. Als die Brüder der Gräfin dies erfuhren, nöthigten sie ihn, sie zu heirathen, und Gebhard beschloß, zugleich zum protestantischen Glauben überzutreten. Am 2. Februar 1583 geschah die Trauung, gleich darauf erfolgten aber auch Bann und Absetzungsbulle des Papstes, und in seinem eignen Lande fand Gebhard lebhaften Widerstand, da der Stadtrath von Köln und der größte Theil des Domcapitels eifrig katholisch waren. Das letztere, auch vom Kaiser dazu ermuntert, wählte den Prinzen Ernst von Baiern zu seinem Nachfolger, der, von einem beträchtlichen Heere, zu dem auch Spanier aus den benachbarten Niederlanden stießen, unterstützt, in Kurzem das Erzstift in Besitz nahm. Die weltlichen Kurfürsten hatten sich zwar beim Kaiser für Gebhard verwendet; doch mit Waffengewalt nahmen sie sich seiner nicht an, denn Gebhard hatte sich dem reformirten Glauben zugewendet. Bloß der gleichfalls reformirte Pfalzgraf Johann Kasimir versuchte es, dem Kurfürsten thätig beizuspringen; aber bald mußte er seine in das Erzstift geführten Truppen aus Mangel an Sold wieder aus einander gehen lassen. Der abgesetzte Gebhard begab sich hierauf mit seiner Gemahlin zuerst nach den Niederlanden, und dann nach Straßburg, wo er Domdechant war. Er starb daselbst 1601.

Auch zu Straßburg trugen die Katholischen bei einer zwistigen Bischofswahl zuletzt den Sieg davon. In dem Kapitel dieses Stifts waren schon vor dem Religionsfrieden evangelische Domherren gewesen; seit Gebhard's Aechtung suchte man sie katholischer Seits, so viel man konnte, zu beeinträchtigen; aber der Tod des Bischofs Johann von Manderscheid (1592) führte eine heftige Fehde herbei. Denn der Wahl der evangelischen Domherren, welche auf einen Brandenburgischen Prinzen, den Markgrafen Johann George, fiel, setzten die katholischen die des Cardinals Karl von Lothringen entgegen. Die Gemüther waren so erbittert, daß von beiden Seiten die Waffen ergriffen wurden, bis man einen Vergleich einging, sich richterlichem Ausspruch zu fügen. Dieser erfolgte nach langem Streiten erst 1604, und entschied für den

Cardinal; der Markgraf mußte seinen Ansprüchen entsagen, und sich mit einer Entschädigungssumme begnügen.

Eben so wurde ein in der Reichsstadt Aachen zwischen den Bekennern beider Confessionen ausgebrochner Streit ganz zu Gunsten der Katholischen entschieden. Dort hatte es lange sehr wenige Evangelische gegeben, bis sie durch Eingewanderte aus den Niederlanden so verstärkt wurden, daß Einige von ihnen in den Rath gelangten, und sie die Einräumung einer eignen Kirche begehrten. Da ihnen diese Forderung abgeschlagen wurde, entstanden heftige Reibungen. Als bei einer Rathswahl Streit ausbrach, kamen kaiserliche Commissarien in die Stadt, und verwarfen zwei Bürgermeister, welche die Protestanten aus ihrer Mitte gewählt hatten, darüber erregten diese einen Auflauf, und bemächtigten sich des Stadtregiments (1581). Die Commissarien verließen hierauf Aachen und viele katholische Einwohner folgten ihnen. Diese klagten beim Kaiser, und setzten endlich eine Achtserklärung gegen den protestantischen Magistrat und deren Vollstreckung durch. Der katholische Rath wurde wieder eingesetzt, und der bisherige evangelische, so wie die Prediger dieses Glaubens, aus der Stadt gejagt (1598).

Dieser siegreichen Haltung der Katholiken gegenüber waren die Protestanten fortwährend unter sich zerfallen, und die endlosen Streitigkeiten ihrer Theologen stumpften den Willen und die Kraft zum gemeinsamen Handeln ab. In Wittenberg hatten die Professoren angefangen, sich der Calvinischen Ansicht vom Abendmahl immer mehr zu nähern, anfangs im Stillen, denn der Kurfürst August war ein eifriger Lutheraner. Da indeß ihr Haupt, Caspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, Professor der Mathematik und Medicin, aber nach der Richtung der Zeit theologischen Studien eifrig ergeben, beim Kurfürsten in großer Gunst stand, und zu seinem Leibarzte ernannt worden war, ließen sie sich verleiten, allmälig offner mit der Sprache herauszugehen. Aber dieses führte zuletzt ein Ungewitter gegen sie zusammen, dem sie erlagen. Ihre Feinde benutzten ihre Schriften beim Kurfürsten, der, voll Angst vor dem Seelengifte des Calvinismus *) und voll Zorn und Scham, so lange getäuscht worden zu seyn, 1574 Peucer, den Geheimenrath Cracov und zwei andere Männer dieser Partei verhaften und ein peinliches Verfahren wider sie einleiten ließ. Von den Professoren in Wittenberg und Leipzig, die des Abfalls von

*) K. A. Menzel, a. a. O. Bd. IV. S. 447.

Luther's reiner Lehre beſchuldigt wurden (man nannte ſie als Schüler Melanchthon's Philippiſten, oder Kryptocalviniſten) wurde durch ein Verfahren, welches einer katholiſchen Ketzer-Inquiſition nahe kam *), die Unterſchrift einer Erklärung, welche ihre Meinung verwarf, erpreßt; dann wurden ſie ihrer Aemter entſetzt und aus dem Lande gejagt. Der Geheimerath Cracov ſtarb im Kerker, wahrſcheinlich an den Folgen der Folter, die man ihn hatte ausſtehen laſſen; Peucer, den man einer Verſchwörung mit auswärtigen und einheimiſchen Calviniſten zur Einführung ihrer Religion in Kurſachſen beſchuldigte, mußte zwölf Jahre hindurch in verſchiedenen Gefängniſſen ſchmachten, aber alle Noth und Schmach, die man auf ihn häufte, und eine Krankheit, die das Elend harter Einkerkerung noch vermehrte, konnten ihn nicht zur Verläugnung ſeiner Ueberzeugung bringen. Der Kurfürſt war ſo erbittert gegen ihn, daß er ſeine Befreiung ſogar der Verwendung des Kaiſers Maximilian verſagte. Erſt als er ſich in einem Alter von faſt ſechzig Jahren zum zweiten Mal vermählte, gab er den Bitten ſeiner erſt dreizehnjährigen Braut, der Tochter des Fürſten Joachim Ernſt von Anhalt, nach, und ließ den Gefangenen in Freiheit ſetzen.

Mit dem Sturze der Kryptocalviniſten war die Einigkeit unter den Lutheriſchen Theologen noch keineswegs hergeſtellt. Dieſe zu begründen, traten auf Auguſt's Veranlaſſung 1576 zu Torgau mehrere der angeſehenſten derſelben aus Sachſen und anderen Deutſchen Ländern zuſammen, und entwarfen eine Einigungsformel, das Torgauiſche Buch genannt. Aber die Hoffnung, dieſe Schrift in dem ganzen übrigen Lutheriſchen Deutſchland angenommen zu ſehen, betrog ſie. Einigen war ſie nicht hart und ſtreng genug gegen die in der Lehre Abweichenden, während Andere — beſonders die Heſſiſchen Theologen — mit einem richtigen Gefühle, und im Geiſte edler Mäßigung die darin herrſchende Verdammungsſucht gegen Andersdenkende tadelten. Nicht ohne Rückſicht auf dieſe Einwendungen wurde das Torgauiſche Buch auf einer neuen Zuſammenkunft theologiſcher Lehrer zu Kloſter Bergen bei Magdeburg (1577) überarbeitet, und ſo entſtand die Bekenntnißſchrift, welche den Namen der Eintrachtsformel (formula concordiae) führt, 1580 in Kurſachſen feierlich bekannt gemacht, und auch in einem großen Theile der übrigen Deutſchen Länder Lutheriſchen

*) Schröckh, Kirchengeſchichte ſeit der Reformation, Bd. IV. S. 620.

Glaubens angenommen wurde. Die eifrig gesuchte Eintracht wurde aber dadurch nicht bewirkt, denn Hessen, Pommern, Holstein, Anhalt und mehrere der bedeutendsten Reichsstädte verweigerten den Beitritt, und durch den in der Formel scharf hervorgehobnen Gegensatz der Lutherischen und reformirten Glaubenslehre traten Haß und Abneigung zwischen den Anhängern beider Bekenntnisse noch stärker hervor.

Zu den Fürsten, welche die Concordienformel unterschrieben, gehörte der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, denn als dieser, nach dem am 26. October 1576 erfolgten Tode seines Vaters Friedrich's III. zur Herrschaft gelangt war, hatte er die reformirte Kirchenform abgeschafft und die Lutherische, mit vieler Härte gegen die bei ihrer Ueberzeugung beharrenden Geistlichen, wieder eingeführt. Aber die Pfalz hatte das seltsame Schicksal, das Religionsbekenntniß nach kurzer Zeit abermals, zum vierten Mal im Laufe dieses Jahrhunderts, wechseln zu müssen. Denn Kurfürst Ludwig starb schon am 12. October 1583, und der für seinen erst neunjährigen Sohn und Nachfolger Friedrich IV. die Regierung führende Bruder des Verstorbenen, der Pfalzgraf Johann Kasimir, war dem reformirten Bekenntniß eifrig zugethan. In diesem ließ er seinen Neffen erziehen; die Reihe, entsetzt zu werden, traf nun die widerstrebenden Lutherischen Geistlichen, und der Calvinismus wurde wieder herrschend.

In Sachsen war die Partei der Kryptocalvinisten nur unterdrückt und zum Schweigen gebracht, nicht erloschen. Sie erhob ihr Haupt wieder, als Kurfürst August am 11. Februar 1586, wenige Wochen nach seiner oben erwähnten zweiten Vermählung, gestorben war. Der neue Kurfürst, Christian I., schenkte seinem Geheimenrathe und Kanzler Nicolaus Krell das unbedingteste Vertrauen, und dieser war ein warmer Freund der reformirten Lehre, die er in Kursachsen wenn auch nicht völlig herrschend machen, doch mit der Lutherischen verschmelzen wollte. Die Verpflichtung auf die Concordienformel wurde aufgehoben, deren eifrigste Anhänger so viel als möglich aus ihren Stellen verdrängt. Aber auch hier änderte der frühe Tod des Kurfürsten (25. September 1591) und eine für den achtjährigen Nachfolger eintretende vormundschaftliche Regierung Alles. Wie sie in der Pfalz in die Hände eines eifrig reformirten Fürsten gekommen war, so hier in die eines nicht minder eifrigen Lutherischen, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, eines Neffen des durch die Grumbachschen Händel entsetzten Johann Friedrich des Mittlern. Von Neuem

war das Lutherthum siegreich, und Krell's Sturz besiegelte den Triumph desselben. Doch fiel er mehr durch die Rachgier des Adels, dessen Standesgeist dem emporgekommenen Bürgerlichen die große Gewalt, die er unter der vorigen Regierung geübt, nicht vergeben konnte, als aus Religionshaß. Zehn Jahre schmachtete er im Gefängniß; man war verlegen über die Art, wie man ihn in's Verderben stürzen sollte, endlich wurde er auf die Anklage, den Kurfürsten Christian I. von dem guten Vernehmen mit Oesterreich abgelenkt, und sich mit ausländischen Mächten, besonders mit Frankreich, in staatsverrätherische Unterhandlungen eingelassen zu haben, zum Tode verdammt, und zwar hatte man seltsamer Weise dieses Urtheil von einer fremden, ganz vom Kaiser abhängigen Behörde, der Böhmischen Appellationskammer in Prag, fällen lassen. Vergebens betheuerte Krell seine Unschuld; er wurde am 9. October 1601 zu Dresden enthauptet.

Bei diesem fortwährenden Hader und Haß zwischen den Religionsparteien und im Innern der Staaten war es mit der Sicherheit und Ehre des Reiches schlecht bestellt, wenn sie von außen verletzt wurden. Im Jahre 1598 brach ein Spanischer Heerhaufe von den Niederlanden aus in Westphalen ein, nahm dort Quartiere, und beging die furchtbarsten Gräuel. Die Abmahnungen des Kaisers wurden verhöhnt, und einiges im nächsten Jahre zusammengezogene Kriegsvolk lief, ohne das Mindeste vollbracht zu haben, bald wieder kläglich auseinander. Die Spanier befestigten sich zu Rheinbergen, und ihre Feinde, die Holländer, die nun gleichfalls nach Deutschland kamen, in Emmerich.

Der Kaiser vernachlässigte unterdeß die Regierung immer mehr, und überließ sie seinen Räthen und Günstlingen. Er hatte andere Beschäftigungen lieber gewonnen, die ihm zu jener weder Zeit noch Lust übrig ließen. Er war der größte Pferdekenner im Reiche, und konnte stundenlang in seinen Ställen auf- und niedergehen, so daß Mancher, der ein Gesuch an ihn hatte und es nirgends anbringen konnte, sich unter das Stallgesinde mischte, um Gehör zu bekommen. Daneben wandte er große Summen auf schöne Gemälde, Gemmen, Statuen und andere Alterthümer; und die Zeit, die ihm von diesen beiden Liebhabereien noch übrig blieb, widmete er der Beschäftigung mit der Scheidekunst und Sternkunde, von welchen, nach der herrschenden Richtung und Vorliebe der Zeit, jene in Alchymie, diese in Astrologie überging. Eingeschlossen in sein Laboratorium oder seine

Sternwarte, hörte er begierig auf die Weisheit Derer, die ihm um sein Gold brachten, um ihn welches kochen zu lehren, und indem er die Zukunft zu enthüllen trachtete, wurde er für die Gegenwart verdorben, und mit den seltsamsten Gedanken erfüllt. Der aus einer astrologischen Vorhersagung stammenden Furcht vor eigenen Söhnen schrieb man es auch zu, daß er die Vermählung mit einer ihm längst versprochenen Braut, Philipp's II. Tochter Isabella, immer weiter und weiter hinausschob. Als aber Philipp sie endlich, eines siebzehnjährigen Zögerns müde, seinem Bruder, dem Erzherzoge Albrecht, gab (oben S. 33.), wurde er dennoch sehr aufgebracht. Später faßte er andere Heirathspläne, aber keiner kam zur Ausführung.

Keines seiner Länder litt durch seine träge Sorglosigkeit so viel als Ungern, dieses zerrüttete Reich, welches die angestrengte Mühe des weisesten Regenten erfordert hätte, um zur Ruhe und zu einer geregelten Verwaltung zu gelangen. Rudolf aber zeigte sich in Ungern nicht persönlich, besuchte keinen Landtag selbst, gab auf eingesandte Beschwerden oder Anfragen entweder keine oder eine viel zu späte Entschließung, ließ die vornehmsten Stellen im Staate und in der Kirche unbesetzt, und seine dorthin gesandten Deutschen Truppen ungestraft Räubereien und Ausschweifungen begehen. Unsäglich litt das Land durch den fast unaufhörlichen Krieg mit den Türken. Kurze Zeit nach Rudolf's Thronbesteigung brach er wieder aus, und wüthete, bald eifriger, bald lässiger geführt, gegen zwanzig Jahre. Dazu kamen Religionsbeschwerden. Gleich nach ihrer Entstehung war die Reformation auch in Ungern eingedrungen, und hatte sich schnell so ausgebreitet, daß die mächtigsten Familien zum Protestantismus traten*); unter Maximilian's duldsamer Regierung gedieh sie immer mehr, und nun unternahm es der kraft- und thatenlose Rudolf unter den mißlichsten Umständen, sie mit Gewalt zu unterdrücken**). So viele gerechte Ursachen zur Unzufriedenheit erbitterten die Gemüther der Ungern im höchsten Grade. Stephan Bdcskai, einer der angesehensten Edelleute des Landes, der nach Prag reisete, um dem Kaiser persönlich die Noth seines Vaterlandes vorzustellen, konnte es nicht dahin bringen, auch nur einmal vorgelassen zu werden; selbst die Minister ließen sich nur sehr selten sprechen, und während er stundenlang in den Vorzimmern

*) Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. IV. S. 175.

**) Daselbst S. 190.

warten mußte, geschah es zuweilen, daß die Pagen, welche daselbst zum Zeitvertreib Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen. Voll Zorn, sich so unwürdig behandelt zu sehen, rief er zu Hause alle Ungern auf, zur Vertheidigung ihrer Rechte, ihrer Freiheiten, ihres Glaubens die Waffen zu ergreifen (1604), und in Kurzem sah er sich an der Spitze eines Heeres, mit dem er sich ohne Widerstand Meister von Siebenbürgen und Oberungern machen konnte. Den Türken war dieses so willkommen, daß sie ihm eine goldene Krone sandten, und ihn als König von Ungern begrüßten, ein Titel, dessen er sich jedoch nie bediente. Die Nachricht von diesen Dingen schien den immer träger und stumpfer gewordenen Rudolf so wenig zu kümmern, als ob es gar nicht sein Land wäre, wo der Aufstand sich erhoben hatte.

So gleichgültig konnte jedoch des Kaisers Bruder Matthias, jetzt nach ihm der älteste, das Unwesen nicht mit ansehen. Er drang dem Kaiser mit vieler Mühe eine Vollmacht zu Unterhandlungen mit Bocskai ab, und berief seinen jüngern Bruder Maximilian, desgleichen seine Vettern, die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian Ernst, Söhne des 1590 gestorbenen Karl von Steiermark, zu einer Zusammenkunft, in welcher diese ihn, weil der Kaiser aus Gemüthsschwäche zur Regierung nicht mehr tauglich sey, zum Haupt ihres Hauses erklärten (25. April 1606). Bald darauf kam ein Friede mit Bocskai zu Stande, in welchem dieser Siebenbürgen und einige Ungrische Comitate erhielt, den Lutheranern und Reformirten im Lande freie Religionsübung zugesichert ward. Auch mit den Türken kam ein Friede zu Stande, der Friede von Zsilva-Torok genannt, der schon den Beginn des Verfalls der Osmanischen Macht bezeichnet. Denn die Türken entsagten hier dem bisher gezahlten jährlichen Tribute; auch ließen sie von ihren hochmüthigen Anmaßungen nach, indem sie den Kaiser nicht mehr König von Wien, wie sie bisher gethan, sondern Kaiser nannten.

Aber Rudolf, der es eben so wenig dulden konnte, daß ein Anderer statt seiner handelte, als er selbst handeln mochte, bestätigte beide Verträge nicht, und reizte dadurch Matthias, den er schon früher beleidigt, zu größerer Unzufriedenheit. Aufgeregt von einem dunkeln Rachgefühle, und von Durst nach Herrschaft verzehrt *), schritt Mat-

*) Mailath, Geschichte des Oesterreichischen Kaiserstaats, Bd. II. S. 287.

thias weiter gegen den Kaiser vor, und suchte die Stände der verschiedenen Provinzen an sich zu ketten. Dieses gelang ihm so gut, daß die 1608 von ihm versammelten Oesterreichischen und Ungrischen Stände einem Befehl des Kaisers, auseinander zu gehen, nicht Folge leisteten, sondern mit ihm einen Bund schlossen, sich vereint denen zu widersetzen, welche gegen jene beiden Friedensschlüsse handeln würden. Vergleichsvorschläge, die Rudolf machte, blieben fruchtlos; es kam zum Aeußersten, Matthias rückte mit 25,000 Mann in Böhmen ein. Rudolf (der immer in Prag residirte) forderte seine Böhmischen Stände und die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zum Beistande gegen den aufrührerischen Bruder auf. Allein die Letzteren riethen ihm, die Sache in Güte beizulegen, und die Ersteren, die sich freuten, endlich einmal ihres Herrn auf einem Landtage habhaft zu werden, bestürmten ihn mit Gesuchen wegen der Religionsfreiheit, die auch ihnen in der letzten Zeit geschmälert worden war. Es hatte sich nun zwar auch um Rudolf ein Heer gesammelt, er aber zog den Weg der Unterhandlungen und des Friedens vor. In einem feierlichen Vertrage vom 29. Juni 1608 trat er dem Matthias Oesterreich ob und unter der Ens, desgleichen das ganze Königreich Ungern förmlich ab; „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so Vieles während des sechszehnjährigen Krieges gelitten, durch ihn wieder zu Ruhe und Wohlstand möchte gebracht werden." Auch die Verwaltung von Mähren und die Anwartschaft auf Böhmen ward ihm kraft dieses Vergleichs ertheilt.

Als diese theilweise Entthronung des Kaisers geschah, waren die protestantischen Reichsstände voll von Unzufriedenheit über die Behandlung, welche eine ihrem Glauben zugethane Stadt kurz vorher von einem Fürsten erfahren hatte, der sich hier als den rüstigsten Verfechter des Katholicismus kund gab. Es war der Herzog Maximilian von Baiern, dessen Vater Wilhelm V. ihm 1597 die Regierung ganz überlassen hatte. Maximilian hatte seine Bildung unter dem Einflusse und der Leitung von Jesuiten erhalten. Durch sie war ihm eine unbegränzte Verehrung des Ordens und seiner Glieder, bittrer Haß gegen alle Ketzer und ein brennender Eifer, dem Katholicismus so viel als möglich von dem verlornen Boden wieder zu gewinnen, eingeflößt worden. Uebrigens war er ein Fürst von vielem Verstande, von Thatkraft und Charakterfestigkeit, unter dessen Regierung sich Baiern's Staatskräfte und Kriegswesen außerordentlich hoben. Da in Baiern

selbst der Protestantismus schon durch seinen Großvater, Herzog Albrecht V., ganz ausgerottet war, so suchte Maximilian für seinen Eifer zu Gunsten der Römischen Kirche außerhalb seines Gebiets Stoff und so war ihm ein Vorfall in Donauwerth eine erwünschte Gelegenheit, deren er sich sogleich bemächtigte. In dieser an der Bairischen Grenze belegnen Schwäbischen Reichsstadt war der größte Theil der Einwohner längst protestantisch. Ein Mönchskloster, zum heiligen Kreuz genannt, hatte sich erhalten, es war ihm aber seit dem Religionsfrieden nicht gestattet, öffentliche Umzüge mit Kreuz und Fahne durch die Stadt zu halten. Jetzt wollte ein Abt diese Befugniß erzwingen. Er hielt 1605 eine Procession, ohne gestört zu werden, der Rath begnügte sich mit einer Verwahrung seines Rechts, dennoch verklagte ihn der Bischof von Augsburg beim Reichshofrath, einer von Kaiser Maximilian I. eingesetzten Behörde, deren Besetzung allein vom kaiserlichen Hofe abhing, ohne daß die Reichsstände Antheil daran hatten. Sofort erklärte der Reichshofrath, die Stadt sey straffällig, und drohte ihr für jede Hinderung des Klosters in der Ausübung katholischer Kirchengebräuche mit der Acht. Hierdurch ermuthigt stellte der Abt eine zweite Procession an. Diese störte der Pöbel gewaltthätig, die Kreuzfahnen wurden in den Koth getreten und zertrümmert (11. April 1606). Niemand konnte denken, daß ein Volkstumult von wenigen Stunden, der keinem Menschen das Leben kostete, einer Reichsstadt ihre Religionsweise und ihre Freiheit kosten könne, und doch wußte Maximilian ihr dieses Schicksal zu bereiten *). Anfangs war er vom Kaiser nur beauftragt, die Katholiken in Donauwerth vor ferneren Beleidigungen zu schützen, so wie aber die Bürger gegen seine dorthin gesandten Commissarien Drohungen und Schimpfreden ausgestoßen hatten, drang er auf strenge Behandlung, und brachte den Kaiser dahin, das Achtsurtheil zu unterzeichnen, und ihm die Vollstreckung zu übertragen. Ohne Mühe wurde die Stadt von seinen gegen sie gesandten zahlreichen Heerhaufen eingenommen (17. Dec. 1607). Maximilian behielt sie unter dem Vorwande, daß sie ihm als Pfand für die Kosten des Zuges, die er unmäßig hoch berechnete, dienen müsse, verbot den evangelischen Gottesdienst, und gab seinem Befehlshaber eine Anweisung, wie diejenigen zu bedrücken seyen, die lutherisch blieben **). Er betrachtete diesen wohlgelungenen

*) Mannert, Geschichte Baiern's, Th. II. S. 107.
**) Wolf, Geschichte Maximilian's I., Bd. II. S. 273.

Schlag nur als den Anfang zu weiteren Schritten. „Es ist dadurch, schrieb er voll Freude nach Rom, der katholischen Religion ein sehr großer Behelf und Vorschub geschehen, was derselben an vielen Orten im Reiche und in Deutschland tröstlich und fürständig seyn wird. Auch ist damit den protestirenden Ketzerischen eine solche Demonstration geschehen, dergleichen sie nie verhofft hätten *)."

Auch waren die Protestanten, zum großen Theil wenigstens, nicht blind für die Gefahren, die ihnen von der weitern Durchführung eines solchen Systems drohten. Schon früher waren unter mehreren ihrer Fürsten Verabredungen über ein Bündniß getroffen worden, und da durch die Achtsvollziehung gegen Aachen und das Eindringen der Spanier in den Westphälischen Kreis die Lage der Dinge bedenklicher geworden zu seyn schien, war eine solche Verbindung, besonders auf Betrieb des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, 1603 zu Oehringen und zu Heidelberg zum wirklichen Abschluß gekommen. Die Mitglieder derselben, die sich correspondirende Fürsten nannten, versprachen einander gegen die kaiserlichen Hofprocesse, gegen das Kammergericht und besonders gegen die Zurückforderung der eingezogenen Stifter und Klöster beizustehen. Da nun ein in der ersten Gährung über die Wegnahme von Donauwerth zu Regensburg gehaltener Reichstag fruchtlos auseinander gegangen war, so kam am 4. Mai 1608 zu Ahausen in Franken ein näherer Bund, die Union genannt, zu Stande zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Herzoge Johann Friedrich von Würtemberg, dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, und den Brandenburgischen Markgrafen Christian und Joachim Ernst von der Fränkischen Linie. Diese Fürsten verbanden sich, nach der Urkunde des Vertrages, vornehmlich dahin zu wirken, daß die Beschwerden der Protestanten endlich einmal erledigt würden, sich, im Falle einer von ihnen bedrängt oder feindlich überzogen würde, mit der Macht des Bundes beizuspringen, und andere evangelische Stände zum Beitritte zu vermögen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit in einigen Religionspunkten. — Auch erweiterte sich der Bund bald durch die Fürsten von Anhalt, den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken und mehrere Reichsstädte, so wie sich auch der Kurfürst von Brandenburg und der Landgraf von Hessen-Cassel zum Beitritt geneigt erklärten. Entschie-

*) Wolf, Geschichte Maximilian's I., Th. II. S. 273.

den abgelehnt aber wurde er, trotz aller Mühe, die man sich darum gab, von Kursachsen, da dieses dem Kurfürsten von der Pfalz, sowol weil er sich zu der verhaßten reformirten Lehre bekannte, als aus politischer Eifersucht abgeneigt war, und sich dagegen dem Oesterreichischen Interesse näherte.

In den Ländern dieses letztern Hauses selbst wurden indeß die Verhältnisse immer verwickelter und stürmischer. Als Matthias aus Böhmen, wo er dem Kaiser die Ungrische Krone abgedrungen, nach Oesterreich zurückkam, sagten ihm die dortigen protestantischen Stände rund heraus, daß sie bei der ihm geleisteten Hülfe keine andere Absicht gehabt hätten, als Abstellung ihrer Beschwerden und freie Religionsübung, und daß sie darüber noch vor der Huldigung seine Erklärung erwarteten. Matthias hingegen, welcher den Protestanten keinesweges geneigt war, und sich seinerseits ihrer nur zur Durchführung seiner ehrgeizigen Absichten bedient hatte, verlangte Huldigung ohne weitere Bedingung, und da sich nun das Gerücht verbreitete, man würde die Stände mit Gewalt dazu zwingen, machten sie Anstalten, sich mit den Waffen zu vertheidigen. Matthias stutzte. Da sagte ihm sein vertrauter Rath, der Jesuit Melchior Klesel, Bischof von Wien und nachmals Cardinal, unaufhörlich vor, es sey besser, die Protestanten nähmen alle katholische Kirchen mit Gewalt ein, als daß man ihnen etwas mehr einräume, als sie zuvor gehabt. In jenem Falle könne man immer noch ihrer Gewalt Einhalt thun, in diesem lasse sich nichts wieder zurücknehmen. Dagegen meinte ein Abgeordneter der Oesterreichischen Stände, man möge dem Matthias zu Gemüth führen: es sey schon mancher Herr durch seine Reformationen (d. h. Gegenreformationen) um Land und Leute gekommen; er solle sich vorsehen, daß ihm nicht das Nämliche begegne. Auch der Kurfürst von Sachsen schrieb ihm: das Haus Oesterreich habe eine geraume Zeit keine ärgere Feinde gehabt, als den Stuhl zu Rom und die Jesuiten; durch deren Rathschläge sey der große Abfall der Niederlande, die Bocskaische Empörung und der Verlust von Siebenbürgen erfolgt; auch seyen die Jesuiten die Haupturſache, warum auf dem letzten Reichstage keine Einigung zu Stande gekommen; wo diese Gesellen immer hinkämen, da sey Laub und Gras verdorben, und wenn sie dann mit ihren Rathschlägen Fürsten und Herren um Land und Leute gebracht hätten, so sey es nicht in ihrem Vermögen, neue Länder zu erschaffen, dann rissen sie aus nach Italien, und ließen

Stank und Verderben hinter sich. — Endlich ließ sich Matthias bewegen, den evangelischen Ständen Oesterreich's am 21. Februar 1609 von Neuem die freie Ausübung ihrer Religion zu bewilligen; nachdem man aber lange über die Ausdrücke gestritten hatte, geschah es in so unbestimmten, mannichfacher Auslegung fähigen, daß bald wieder reicher Stoff zu Klagen und Beschwerden vorhanden war.

In Böhmen (mit Schlesien und der Lausitz), welches dem Kaiser von seinen Ländern allein übrig geblieben war, forderten die protestantischen Stände nicht minder Religionsfreiheit, der Kaiser aber weigerte sich, andere Bekenntnisse als das katholische und das utraquistische in der alten Beschränkung zu dulden. Sie aber drangen auf die Ausdehnung, die das letztere unter Maximilian II. erhalten, und verlangten ferner ein eigenes, von ihnen zu besetzendes Consistorium, und die Einräumung der Prager Universität, auf der schon Huß vor zweihundert Jahren frei gelehrt habe. Als darauf nur ungenügende Antworten erfolgten, hielten sie eigne Zusammenkünfte für sich, trotz dem kaiserlichen Verbot, auf dem Neustädter Rathhause, und eröffneten dieselben mit dem Liede: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort," welches bei offenen Fenstern laut angestimmt wurde. Sie ernannten dreißig Directoren, schlossen ein Bündniß mit den Schlesiern, und warben Truppen, so daß sie in kurzer Zeit fünf tausend Mann beisammen hatten. Hierdurch erschreckt unterschrieb Rudolf am 11. Juli 1609 den berühmten Majestätsbrief, welcher die Bewilligung aller ihrer Forderungen enthielt. Demselben zufolge sollten die Nichtkatholischen völliger Religionsfreiheit nach dem Augsburger Glaubensbekenntniß genießen, neue Kirchen und Schulen bauen und aus ihrer Mitte Defensoren oder Glaubensbeschützer erwählen dürfen, deren Bestätigung jedoch vom König abhängen sollte. Bald nachher wurden diese Freiheiten auch auf Schlesien ausgedehnt.

Noch hatte Rudolf sich dieses verdrießlichen Geschäfts nicht ganz entledigt, als eine Gesandtschaft der protestantischen Union in Prag erschien, an deren Spitze der Fürst Christian von Anhalt stand. Er war beauftragt, dem Kaiser die Beschwerden der Fürsten persönlich vorzutragen, und führte eine höchst nachdrückliche Sprache. Den Anfang machte er mit der Donauwerther Sache, und rügte das Willkürliche und Verfassungswidrige in dem Verfahren gegen die unglückliche Stadt. Dann beschwerte er sich über die Anmaßungen des Reichshofraths, über die Unthätigkeit des Kaisers, die Untauglichkeit seiner Räthe, deren mehrere vom evangelischen Glauben abgefallne Leute oder Fremde

seyen, über ihre Bestechlichkeit und Parteilichkeit, über den so trägen Geschäftsgang, vermöge dessen die wichtigsten Sachen Monate lang liegen blieben. Er schloß mit der Bitte um Wiederherstellung der Stadt Donauwerth in ihren vorigen Stand, um Aufhebung der verfassungswidrigen Hofprocesse, und daß der Kaiser seinen jetzigen Rath ändern möge.

Fünf Wochen ließ man den Fürsten warten, ehe er den geringsten Bescheid erhielt. Er bat endlich, nochmals vor den Kaiser gelassen zu werden, und dazu gelangte er denn. Rudolf fing — ganz gegen seine Gewohnheit — zuerst an zu reden, versicherte, er habe bereits eine Resolution abfassen lassen, mit der die Stände, welche den Fürsten gesandt, zufrieden seyn würden. Er habe jetzt viel zu thun, und bitte den Fürsten, diese Stände zur Ergebenheit zu ermahnen, und dazu beizutragen, daß nicht weiter in ihn gedrungen werde. Mit dieser Antwort ließ sich Christian indeß nicht abfertigen. Er entgegnete, er könne wol vermuthen, daß es mit der neuen Resolution nur wieder auf einen Verschub angesehen seyn werde, während doch an verschiedenen Orten des Reichs große und gefährliche Feuer aufgingen. Diesen Gefahren zu steuern, wären des Kaisers Räthe nicht im Stande. Er bitte ihn daher, sich dieser wichtigen Sache selbst anzunehmen, und sie wohl zu beherzigen. Der Kaiser möge das denkwürdige Exempel Julius Cäsar's gnädigst erwägen, der, wenn er bei seinem letzten Hingang auf das Capitolium die Schrift selber gelesen, die man ihm zugesteckt, der drei und zwanzig Wunden leicht hätte entübriget seyn können, durch die er ermordet worden sey. Der Kaiser erschrak, und versicherte, daß er der Sache weiter nachdenken wolle. Die kühne Erinnerung an Cäsar's Ermordung hatte ihn so überrascht, und stimmte so wunderbar mit seinen astrologischen Grillen zusammen, daß er sogleich einen seiner Vertrauten zu dem Fürsten schickte, um zu erforschen, ob etwa auch gegen ihn eine solche Verschwörung im Werke sey; und es bedurfte, um den geängstigten Kaiser zu beruhigen, wiederholter Versicherungen Christian's, daß er die Geschichte Cäsar's nur als Beispiel angeführt habe. Die Resolution war indessen wirklich so unbefriedigend, als der Fürst vermuthet hatte, und die ganze Gesandtschaft war so gut als vergeblich gewesen.

Die Bewegungen im Reiche waren nicht gering, die Unzufriedenheit mit dem Kaiser allgemein. Unter diesen mißlichen Umständen ereignete sich ein wichtiger Fall, der den reichlich vorhandenen Zunder zu entzünden drohte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Kleve

starb am 25. März 1609, ohne Kinder zu hinterlassen, und sogleich erhob sich eine ganze Reihe Deutscher Fürsten, ihre Ansprüche an die reiche Verlassenschaft geltend zu machen, die aus den Herzogthümern Jülich, Kleve und Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg, und der Herrschaft Ravenstein bestand. Kursachsen berief sich auf eine, dem Stifter der Albertinischen Linie vom Kaiser Friedrich III. 1483 ertheilte Anwartschaft; die Herzoge Ernestinischer Linie auf den Ehevertrag, den Kurfürst Johann Friedrich mit dem Herzoge Johann von Kleve geschlossen, als er dessen Tochter geheirathet; die Schwestern des verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm auf ein vom Kaiser Karl V. ihrem Vater 1546 ertheiltes Privilegium, vermöge dessen, in Ermangelung männlicher Nachkommen, in den Jülich-Klevischen Landen auch Töchter sollten folgen können. Von diesen Schwestern war die älteste Maria Eleonore (damals schon gestorben) an den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt gewesen, und ihre älteste Tochter Anna war Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg; die zweite Schwester Anna war an Philipp Ludwig, Pfalzgrafen von Neuburg, vermählt. Noch waren zwei jüngere Schwestern vorhanden, welche Theilung begehrten, aber die älteren setzten sich dagegen, weil die Untheilbarkeit dieser Lande durch eine kaiserliche Verordnung bestätigt war. Vielmehr nahmen Brandenburg und Pfalz-Neuburg, jeder für sich, den ungetheilten Besitz des Ganzen in Anspruch. Der Kurfürst wies darauf hin, daß seine Gemahlin Tochter der ältesten Schwester sey, worauf die Pfalzgräfin von Neuburg entgegnete, daß die Herzogin von Preußen vor der Erlöschung des Mannsstammes gestorben wäre, und auch nur Töchter hinterlassen habe; während sie eine lebende Erbin sey, und die Verlassenschaft für einen Sohn, den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, begehre. Auch noch einige andere Bewerber fanden sich, auf deren Forderung indeß Niemand achtete. Bei dieser großen Verwickelung der Ansprüche war, wenn der Streit im Wege Rechtens ausgemacht werden sollte, kein Ende abzusehen; Alles schien daher darauf anzukommen, wer zuerst Besitz ergreifen würde. Dies thaten der Kurfürst von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm; der Kaiser aber, oder vielmehr seine Räthe, hatten große Lust, das bestrittene Land als ein verfallenes Reichslehn einzuziehen, und wo möglich die Oesterreichische Hausmacht dadurch zu vergrößern. Zu diesem Ende gebot Rudolf den Parteien, sich bis zur erfolgten kaiserlichen Entscheidung aller Besitzergreifung zu enthalten,

bewirkte aber dadurch nur, daß die beiden possidirenden Fürsten (Brandenburg und Pfalz-Neuburg) einsahen, daß sie gemeinschaftliche Sache machen müßten, und zu Dortmund (10. Juni 1609) einen Vergleich schlossen, bis zu ausgemachter Sache die streitigen Länder gemeinschaftlich zu verwalten.

Als man dies am kaiserlichen Hofe erfuhr, wurde der Erzherzog Leopold von der Steiermärkischen Linie, welcher Bischof von Passau und Straßburg war, abgesandt, um das Jülichsche Land allenfalls mit Gewalt in Sequestration zu nehmen. Er kam, nahm die Hauptstadt Jülich, und ließ im Elsaß ein Heer für sich werben. Dagegen erhob sich nun die Union, um die possidirenden Fürsten als Protestanten bestens zu unterstützen. Sie schloß ein Bündniß mit Heinrich IV. von Frankreich, der ihr für diesen Zweck ein Hülfsheer versprach, froh über eine Gelegenheit, die Oesterreichische Macht schwächen und schmälern zu können. Ein Heer der Unirten brach schnell in den Elsaß ein, und verdrängte die Oesterreichischen Truppen; die katholischen Stifte, durch welche ihr Kriegsvolk zog, wurden gebrandschatzt. Hierauf setzten sich die Unirten in Bereitschaft, zu Heinrich IV., der ein starkes Heer versammelte, zu stoßen, und alle Welt sah mit gespannter Erwartung der weitern Entwickelung dieser Dinge, die einen großen Europäischen Krieg zu entzünden schienen, entgegen, als Ravaillac's Mordstreich den Verhältnissen plötzlich eine andere Wendung gab, und den Schwung des Krieges lähmte. Da indeß die Französische Unterstützung nicht ganz ausblieb, und die Unirten im Vortheil waren, so forderte der Kaiser den Herzog Maximilian von Baiern, als Haupt des katholischen Bundes, auf, ihn wider die Union zu unterstützen. Dieser Bund, der nachmals Liga genannt, und durch die Gewalt, die dem Bundesobersten eingeräumt war, so wie durch Maximilian's kluge Führung weit bedeutender und furchtbarer wurde, als die protestantische Union, war als ein Gegenbund gegen diese entstanden. Auf Maximilian's Betrieb hatte sich am 10. Juli 1609 zuerst eine Anzahl süddeutscher Bischöfe und Prälaten mit ihm verbunden, damit, wie es hieß, „die alte wahre, alleinseligmachende Religion nicht ausgerottet werde." Im August traten die drei geistlichen Kurfürsten bei. Doch zauderte der Herzog von Baiern, dem Verlangen des Kaisers sogleich zu entsprechen; darüber nahmen die Unirten mit Holländischen und Französischen Hülfstruppen am 1. September 1610 Jülich den Kaiserlichen, und machten ihrer ganzen Sequestration ein Ende. Indeß hatte der Erzherzog Leo-

pold (wir werden gleich hören, in welcher andern Absicht) jetzt ein beträchtliches Heer zusammengebracht; auch die Liga machte Anstalten Truppen zu werben; darum hielt es die Union für das klügste, sich mit der letzteren (24. Oct.) dahin zu vergleichen, daß beide Theile die Waffen niederlegten.

Dem Kaiser waren übrigens für seine letzten Lebensjahre noch bittere Kränkungen aufbehalten. Es verdroß ihn im Innersten, daß sein herrschsüchtiger Bruder, der ihm schon zwei Hauptländer entrissen hatte, nach seinem Tode auch das schöne Böhmen bekommen sollte. Er hätte es gar zu gern seinem Vetter, dem oben erwähnten Erzherzog Leopold, gegönnt, der sich immer freundlich und zutraulich gegen ihn erwiesen hatte, und der Einzige unter seinen Verwandten war, der an dem Vertrage von 1606, welcher Matthias zum Haupte des Hauses erklärte, keinen Theil genommen. Wirklich besprach er sich mit seinen Günstlingen darüber, und so ward ein Plan ersonnen, der, weil der Ausführung Einsicht und Nachdruck fehlten, nicht bloß scheiterte, sondern Rudolf noch unglücklicher machte, als er zuvor gewesen war. Er hatte einen ansehnlichen Heerhaufen werben lassen, der im Passauischen stand, und sich zuletzt auf 16,000 Mann belief. Man glaubte anfangs, das Heer solle in den Jülichschen Händeln eine Rolle spielen. Indeß geschah dieses nicht, die Truppen blieben im Passauischen, zehrten dort Alles auf, und begingen, da sie keinen Sold erhielten, die gröbsten Ausschweifungen. Plötzlich führte sie ihr Befehlshaber nach Oberösterreich, und dann nach Böhmen, wo sie Budweis wegnahmen. Das ganze Land gerieth in Schrecken und Gährung, Rudolf schob Alles auf die Zügellosigkeit der Truppen, die er noch nicht habe befriedigen können. Unterdeß rückten diese bis Prag vor, und bemächtigten sich sogar der sogenannten kleinen Seite der Stadt (15. Febr. 1611), wo sie vielen Unfug, selbst mehrere Mordthaten, verübten. Aber die Alt- und Neustadt konnten sie nicht einnehmen, die ständischen Truppen wuchsen an Zahl immer mehr, und Matthias nahte an der Spitze von 18,000 Mann. So hatte Rudolf durch sein Zaudern Alles verdorben, denn nun geriethen auch die Passauischen Truppen in Furcht, und brachen wieder auf, nachdem ihnen der Kaiser einstweilen 300,000 Gulden gezahlt hatte. Aber nun gingen die Stände weiter. Sie besetzten Rudolf's Schloß, und ließen ihn selbst nicht in seinem Garten spaziren gehen. Matthias, sein verhaßter Bruder, zog wie im Triumphe in Prag ein. Der geängstigte

Rudolf verlor die Fassung so sehr, daß er ihm zu seiner freudigen Aufnahme sogar Glück wünschte. Alles verließ den hülflosen alten Mann. Selbst seine Räthe und Günstlinge hatte man ihm genommen und gefänglich eingezogen. Und so brachte man ihn dahin, daß er dem am 12. April zusammengekommenen Landtage selbst den Antrag machte: „er wünsche aus brüderlicher Liebe und Neigung, mit welcher er seinem ältesten Bruder Matthias gewogen sey, auch wegen Nutz und Frommen dieses Königreichs auf das Künftige, damit nicht etwa nach seinem Tode Zerrüttung und Widerwillen sich erregen möchten, daß gemeldeter sein Bruder, weil er vor diesem bereits mit seiner Bewilligung zum designirten König in Böhmen angenommen worden, bei diesem Landtage zum König in Böhmen, dem alten Brauch nach, publicirt und gekrönt werde." Die Kurfürsten von Mainz und Sachsen schickten zwar Gesandte, um dem Kaiser mit Trost und Rath beizuspringen. Der Letztere schrieb auch noch besonders sehr ernstlich an die Stände, sie möchten mit allem Fleiß dahin sehen, wie die entstandene Unruhe auf das allerfriedlichste gestillt würde. Den Kaiser aber, welcher nicht allein die Krone Böhmen, sondern auch das ganze Römische Reich über fünf und dreißig Jahre friedlich und ruhig regieret, sollten sie dieses Wesens für entschuldigt halten, und ihn nicht ferner betrüben. Aber diese Vorstellungen blieben fruchtlos. Rudolf hatte bei seinem Antrage nur gemeint, den Matthias zum Mitregenten anzunehmen; damit war man aber nicht zufrieden; er mußte die Böhmen, so wie die Schlesier und Lausitzer des Eides der Treue gegen ihn förmlich entlassen. Als er das Blatt unterzeichnet, oder vielmehr mit Dinte beklecket hatte, warf er vor Unmuth seinen Hut auf die Erde und zerbiß die Feder mit den Zähnen. Zwei Tage nachher (23. Mai) wurde Matthias zu Prag feierlich gekrönt. Dem Kaiser ließ er die Wohnung im Prager Schlosse, eine jährliche Rente von 300,000 Gulden und einige Herrschaften. Es erweckt wehmüthige Empfindungen, wenn man erfährt, wie weit der erste Monarch der Christenheit heruntergekommen war. Er ließ nämlich auf einem im October zu Nürnberg gehaltenen kurfürstlichen Collegialtage dahin antragen: daß die Kurfürsten, da er nun aller seiner Länder beraubt sey, und das Wenige, das man ihm ausgesetzt, weder zur Unterhaltung seines Hofes und Regiments, noch zur Verzinsung der bei den bisherigen vielen Kriegen gemachten Schulden hinreiche ihn in seinem Alter nicht verlassen, sondern auf Mittel denken möchten

wie er seiner Würde gemäß leben könnte. Die Kurfürsten erwiederten, daß ein solches Gesuch bei dem ganzen Reiche angebracht werden müßte, und drangen zugleich auf die Wahl eines Römischen Königs, so daß der argwöhnische Rudolf schon fürchtete, er solle auch seine letzte Würde, die des Römischen Kaisers, verlieren. Die Kurfürsten waren indeß nur wegen der Wahl des Nachfolgers besorgt, und da Rudolf zögerte, setzten sie selbst auf den April 1612 nach Frankfurt einen Wahlconvent an. Aber noch ehe diese Zeit herbeikam, rief ein willkommener Tod den Kaiser in seinem sechzigsten Jahre (20. Jan. 1612) von dem Schauplatze ab, auf dem er eine so ruhmlose Rolle gespielt hatte.

So sehr seine Regierungsweise auch von den Grundsätzen der Duldung abgewichen war, welche der edle Maximilian befolgt hatte, so hatte er doch dem Protestantismus in seinen Ländern nichts abgewinnen können, während in Steiermark, Krain und Kärnthen ein vollständiger Sieg über denselben errungen worden war. Auch dort nämlich hatten die protestantischen Stände sich für Steuer- und Heeresbewilligungen von dem Erzherzoge Karl das Recht des freien Gottesdienstes in mehreren Städten und auf den Schlössern des Adels erwirkt. Diese Freiheiten beschränkte der Erzherzog zwar später; nichts desto weniger machten die Evangelischen bei seinem Tode (1590) die Mehrzahl der Einwohner aus. Sein damals erst zwölfjähriger Nachfolger Ferdinand wurde in Baiern erzogen, und sog dort, zugleich mit seinem Vetter und Freunde Maximilian, begierig die Grundsätze der Jesuiten ein, darunter die Lehre, daß zur Ausrottung der Ketzerei keine Strenge gescheut werden dürfe. Als Ferdinand in seinem achtzehnten Jahre die Selbstregierung begann, handelte er nach dieser Lehre mit einem so furchtbaren Ernste, daß in seinem Lande in kurzer Zeit keine protestantische Predigt mehr gehört ward. Den darüber ausbrechenden Aufstand hatte er durch wohlbewaffnete Garnisonen und durch Galgen und Räder, die als Warnungszeichen für jeden etwanigen Rebellen an allen Landstraßen aufgerichtet wurden, im Keime erstickt. Wer nicht zur katholischen Religion zurückkehren wollte, mußte das Land in einer bestimmten Frist räumen, und in kurzer Zeit war in Ferdinand's Erblanden die neue Lehre wieder vertilgt. Was dieser Fürst hier Hartes that, das that er in der reinsten Ueberzeugung, daß es wahre Christenpflicht sey; und er soll selbst gesagt haben, er liebe diese Irrenden so sehr, daß er willig sein Leben opfern wollte, wenn er wüßte,

daß sie durch seinen Tod auf den Weg des rechten Glaubens zurückgebracht werden könnten; bloß aus Liebe zu ihnen versperre er ihnen so gewaltsam den Weg zum Irrthum und zum ewigen Verderben. Manche protestantische Fürsten jener Tage hegten dieselbe Ueberzeugung von der Verantwortlichkeit der Herrscher für das Seelenheil ihrer Unterthanen, und handelten danach.

So weit als Ferdinand trieb Rudolf die Unduldsamkeit nicht, und noch mehr fehlte ihm die Willenskraft, in seinen Staaten das Nämliche durchzusetzen, aber er hatte doch wenigstens den Jesuiten Vorschub dazu geleistet. Diese wandten in ihren Predigten alle ihre Beredtsamkeit an, das Volk zum Haß gegen das Lutherthum zu erhitzen. Ein Pater Andreas predigte in Wien von der Kanzel herab: es sey besser, sich mit dem Teufel zu vermählen, als mit einem Lutherischen Weibe, denn jenen könne man doch mit Weihwasser und Exorcismus vertreiben, aber bei diesem sey Kreuz, Salböl und Taufe verloren. Andere Jesuitische Prediger lehrten, wer bei den Evangelischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfange, genieße recht eigentlich den Teufel selber. Von den Protestanten brauchten sie gar keine andere, als die heftigsten Ausdrücke, und schimpften sie auf die pöbelhafteste Art: sie nannten sie Lutherische Schelme, Verräther und Bösewichter; und von Luthern selber sagten sie, er sey ein Spitzbub, Räuber, versoffener Apostat und des Teufels Spießgeselle gewesen, mit welchem er eine Tonne Salz gefressen habe; seine Lehre sey gottlos und lügenhaft, und sein Glaube ein rechter Teufelsglaube. — Der große Haufe der Katholiken ward durch solche Reden zur Wuth gegen die Andersglaubenden erhitzt; und da dem protestantischen von seinen Geistlichen dieselbe Gesinnung eingeflößt ward, so war es ganz natürlich, daß die Glieder beider Parteien einander wie Todfeinde haßten, und die verderbliche Trennung in der Nation dadurch noch auf lange Zeit befestigt ward.

---

5. Culturzustand und Lebensart der Deutschen seit Maximilian I.

Während das theologische Interesse und die Glaubensstreitigkeiten die Deutschen in einem so hohen Grade beschäftigten, wie es in den bisherigen Abschnitten geschildert ist, hatte ihre Entwickelung zugleich

noch lange den Charakter des Uebergangs aus einer Zeit, wo dem freien Manne die Waffenentscheidung so viel galt als Gesetz und Richter, und diese Sinnesart zu einem Uebermuth ausgeartet war, der die allgemeine Sicherheit höchlich gefährdete. Der ewige Landfriede tilgte das tief gewurzelte Uebel nicht so schnell, daß nicht noch mancher Ritter in vorkommenden Fällen seine Streitigkeiten lieber mit dem Schwert hätte ausmachen, als sich vor den Gerichten klagend einfinden sollen. So geschah denn freilich zuweilen auch nach dem Landfrieden noch etwas, das zu dem Sprichwort Anlaß gab, es sey dem Landfrieden nicht zu trauen. Noch zu Luther's Zeiten trieben mehrere berühmte Edelleute ihr ritterliches Handwerk, bald als Beschützer Unterdrückter und Gekränkter, bald mit einem dem Räuberwesen ähnlichen Unfuge, ziemlich ungescheut; wie denn der tapfere Franz von Sickingen (geb. 1481) von seinem Schlosse Ebernburg bei Kreuznach den Wormsern mit seinen Schaaren, die oft an siebentausend Mann stark waren, hart zusetzte, indem er sich eines öffentlichen Notars, des Meisters Balthasar Plör, annahm, dem die Wormser seine Habe genommen hatten, und der nirgends Recht bekommen konnte. Der Reichsacht, in die er darüber verfiel (1515), trotzte er kühn, und drei Jahre nachher übernahm der dem tapfern Rittersmanne gewogene Kaiser Maximilian die Vermittelung des Streits. Dazwischen hatte er die Stadt Metz mit zweitausend Reitern und vielem Fußvolk überfallen, weil die Obrigkeit mehreren ihrer Bürger ohne Recht das Ihrige genommen hatte, und war nicht eher abgezogen, als bis der Magistrat jenen Bürgern vollen Schadenersatz gelobt, und ihm eine Brandschatzung von 30,000 Goldgulden, so wie für sein Heer einen vollen Monatssold gezahlt hatte. Ja, sagte er doch selbst dem damals noch jungen Landgrafen Philipp von Hessen Fehde an, weil er sich von ihm beleidigt glaubte; und ungeachtet dieser mit sechstausend Mann seines Landvolks und vielen Reitern gegen ihn anrückte, so hatte doch Sickingen von dem ganzen Pfälzischen Adel aus der Gegend noch weit mehr und tüchtigere Mannschaft aufgetrieben, mit welcher er die Flecken und Dörfer des Landgrafen durch Brennen und Plündern fürchterlich verwüstete, und der Stadt Darmstadt heftig zusetzte. Durch Vermittelung des Markgrafen Philipp von Baden ward ein Vergleich getroffen, in welchem die Hessische Ritterschaft sich den argen Feind mit nicht weniger als 85,000 Gulden vom Halse schaffen mußte. „Um dieselbe Zeit, sagt ein damaliger

Schriftsteller, kam ein neuer Glaub auf, durch einen Mönch, Martin Luther genannt, und Herr Ulrich von Hutten that sich zu Franzen gegen Ebernburg, und brachte zuwege, daß er sich auch desselben Glaubens annahm, also daß ein ausgesprungener Mönch aus Baiern, mit Namen Decolampadius, gen Ebernburg kam, und predigt daselbst, darzu auch einer, Bucerus, die machten Aenderung in der Meß, schafften das Salve ab, item das Fasten und andere Sachen, und wurden auch böse Bücher gedruckt, zu welchen Sachen Franz zugestimmt. Dies bracht allen den Dienern ein Schrecken, besorgten es würde ihnen dadurch ihr gehabtes Glück entzogen, und davon alles Unglück kommen, wie auch geschehen." Des edlen Anerbietens, das diese Ritter Luthern 1520 machen ließen, haben wir früher (Th. VII. S. 190.) erwähnt. Sickingen zog bald darauf dem jungen Kaiser Karl V. mit 2400 Reitern und 14,000 Mann zu Fuß (ein bloßer Reichsritter) gegen Frankreich zu Hülfe, ging aber bald wieder heim, weil der Kaiser den Truppen den Sold nicht zahlen ließ. In einer neuen Fehde zu Hause mußte er sich auf seinen Schlössern gegen die Macht der Kurfürsten von Trier und von der Pfalz und des Landgrafen von Hessen vertheidigen. Schon war ein Theil der Mauern Landstuhl's, in das er sich geworfen hatte, niedergeschmettert; Sickingen ging, die Hauptbresche zu besichtigen, da traf ein Kanonenschuß einen Balken mit solcher Gewalt, daß ein Stück davon in die Seite des Ritters fuhr, und ihn lebensgefährlich verwundete. Als die Heftigkeit des Beschießens nicht nachließ, verstand sich Sickingen zu einer Capitulation, damit er ohne Kanonendonner um das Sterbelager sein Leben vollends aushauchen könne*). Im Todesschmerze näherten sich ihm noch die drei feindlichen Fürsten, und als sie ihn verlassen hatten, entfuhr ihm der Geist (7. Mai 1523).

Zu den berühmtesten ritterlichen Helden desselben Zeitalters gehören auch die im Laufe der früheren Geschichtserzählung schon erwähnten Götz von Berlichingen (geb. 1478, gest. 1562), Sickingen's Schwager, dem er auch häufig beistand (Th. VII. S. 206.), und Georg von Frundsberg (das. S. 195. 231. 236.). Der Erstere ertrug die Urphed (Gelübde eines ewigen Friedestandes), die er nach so manchem ritterlichen Heldenzuge hatte schwören müssen, mit höchstem Mißbehagen, und um sich doch in etwas für die Langeweile ei-

*) Münch, Franz von Sickingen's Thaten, Bd. I. S. 295.

nes thatenlosen Alters zu entschädigen, ergriff er statt des Degens die Feder, und schrieb sein Leben mit eigner Hand, und zwar mit der linken, denn die rechte hatte er früh verloren, und an ihrer Stelle trug er eine angeschiente von Eisen. Aus dieser merkwürdigen, mehrere Male gedruckten Biographie hat Göthe den Stoff zu dem herrlichen Drama entlehnt, in welchem er den Kampf des abscheidenden Ritterthums mit dem Geiste der neuen, an seine Stelle tretenden Zeit mit der lebendigsten Anschaulichkeit darstellt.

Die Unruhen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach waren noch ein Ueberrest jener Zeiten des Faustrechts, wovon mit Grumbach's Hinrichtung (oben S. 213.) die letzte Spur erlosch. Die Deutschen befriedigten seit dieser Umwandlung der Verhältnisse ihren Durst nach Heldenthaten mehr in auswärtigen Kriegen, und dienten anderen Nationen zu Tausenden für Sold, wie die Schweizer. In den blutigen Bürgerkriegen, welche zu Maximilian's und Rudolf's Zeiten in Frankreich geführt wurden, gingen ganze Heere von Deutschen über den Rhein, und fochten theils für die eine, theils für die andere Partei. Auch in Italien, den Niederlanden und Ungern, fochten die Deutschen Truppen fast immer am bravsten, und wenn sie ihren Sold nur richtig erhielten, so konnte man auf ihre Treue so sicher rechnen, daß dieselbe sogar zum Sprichworte geworden ist. Sie behielten lange Zeit den Vorzug in der Geschicklichkeit, den Spieß und das Schwert zu gebrauchen, und konnten sich an das Feuergewehr nicht so gut gewöhnen. Sie trugen noch immer die beschwerlichen Schutzwaffen, Panzer, Schienen und Sturmhauben, wie man sie auf alten Bildern häufig abgebildet sieht. Im Mittelalter war die schwere Reiterei, deren Kern die Ritterschaft war, die Hauptwaffe der Deutschen; das im sechzehnten Jahrhundert unter dem Namen der Landsknechte so berühmt gewordene Deutsche Fußvolk ist eine Schöpfung Kaiser Maximilian's I. Noch immer hatte sich der alte Gebrauch erhalten, den schon die Römer von unseren Voräldern erzählen, daß der Deutsche Krieger sein Weib mit zu Felde nahm, wodurch so wie durch ganze Schwärme von liederlichen Frauenzimmern und dienstbaren Buben der Troß ungemein vergrößert ward.

Die Kriege wurden mit vieler Barbarei geführt. In Feindes Landen legte man es oft auf ein planmäßiges Zerstören an, und es gab ordentliche Brandmeister, die das Anzünden der Wohnungen zu besorgen hatten. Man rechnet dem wilden Albrecht von Brandenburg über

dreitausend Flecken, Dörfer und Weiler nach, die er in Asche gelegt habe, und im Bauernkriege mochte wol die Zahl nicht kleiner gewesen seyn.

Fürchterlich ist, was ein Nürnbergischer Patricier, Wilibald Pirkheimer, erzählt, welcher in dem unter Maximilian I. ausgebrochenen Kriege des Reiches wider die Schweizer (Th. VII. S. 149.) die von seiner Vaterstadt gestellte Schaar anführte, und eine Geschichte dieses Krieges schrieb. Er war hier einmal durch eine Gegend gekommen, die unlängst von einer Soldatenhorde verwüstet worden war. „Am Ende eines großen abgebrannten Fleckens, fährt er fort, traf ich zwei alte Frauen an, die einen Haufen von etwa vierzig kleinen Knaben und Mädchen wie eine Heerde Schweine vor sich her trieben. Alle waren durch Hunger so abgezehrt, daß ihr Anblick Entsetzen erregte. Ich fragte die beiden Alten, wohin sie diese Unglücklichen treiben wollten. Ich würde es bald selbst sehen, war ihre Antwort. Und siehe, da fielen die Kinder auf einer nahen Wiese nieder, rissen die Gräser aus, und verschluckten sie begierig. Ich erfuhr, daß ihre Väter und Mütter getödtet, und von allen erwachsenen Einwohnern des Fleckens nur diese beiden Weiber übrig geblieben, auch daß der Kinder noch vor wenig Tagen zweimal so viel gewesen, davon aber eins nach dem andern vor Hunger gestorben wäre, ein Schicksal, das auch der gegenwärtigen noch lebenden und ihrer Führerinnen warte."

Da die Fürsten zu jenen Zeiten fast immer Mangel an Gelde litten, so konnten sie den Krieg selten über ein halbes Jahr hinter einander aushalten; daher mußte Karl V. seine Truppen gegen den Winter gewöhnlich wieder aus einander gehen lassen. Wollte er nun im folgenden Frühling wieder zu Felde ziehen, so mußte er erst wieder neue Werbungen anstellen, und kam deshalb gemeinhin erst sehr spät zum Vorschein. Es war aber auch keine Kleinigkeit für geldarme Fürsten, ein Heer von 50,000 Mann zu unterhalten, denn eine Schaar von 5000 Reitern kostete monatlich wenigstens 100,000 Gulden, und drei Regimenter Knechte, 120,000. Ein Fußgänger bekam monatlich 4 Gulden, Veteranen oft doppelt so viel.

Aber nicht bloß mit seinen kriegerischen Söhnen diente das Deutsche Reich dem Auslande, es versorgte dasselbe auch mit trefflichen Künstlern und Handwerkern. In den berühmtesten Officinen und Fabriken zu Venedig, Genua, Antwerpen, Brüssel, arbeiteten Deutsche; und geschickte Uhrmacher, Metallarbeiter, Mechaniker, selbst Maler und

Kupferstecher, wurden häufig aus Deutschland verschrieben. Die Deutschen Wollen- und Leinenwebereien waren unter Karl V. im blühendsten Zustande. Auch in der Färbekunst besaßen die Deutschen manche Geheimnisse; nur Schade, daß durch die Entdeckung des Americanischen Indigo ihr Waidbau sehr in Verfall gerieth. Doch dies war nicht der einzige Nachtheil, den die Auffindung des neuen Welttheils für unser Vaterland hatte. Durch den Anwachs des zuströmenden Goldes und Silbers stiegen die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohns zusehends. Die nachtheiligen Folgen dieser veränderten Weltverhältnisse zeigten sich jedoch in Deutschland so bald noch nicht. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren Gewerbe und Handel noch sehr blühend, über den ganzen Boden unseres Vaterlandes hin hatten sich Behagen und Wohlhabenheit ausgebreitet *). Da indeß nachher schädliche Verhältnisse eintraten, da die Königin Elisabeth der Deutschen Hanse ihre Vorrechte in England bedeutend schmälerte und den Englischen Handel über den Deutschen erhob; da ferner, wegen der fortdauernden Niederländischen Unruhen, der Handel von Antwerpen, Gent und anderen reichen Städten plötzlich sank, so stockte der Absatz der Deutschen Fabrikwaaren dort so auffallend, daß man im ganzen Reiche viele Klagen über schlechte Zeiten hörte. Dazu kam noch ein anderes großes Uebel, die Verderbtheit des Münzwesens. Nicht alle Fürsten dachten in diesem Punkte so, wie Landgraf Philipp von Hessen, der es seinen Söhnen noch in seinem Testament einprägte, daß sie gute Münzen schlagen sollten; „denn ein Fürst werde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen, und Haltung seiner Zusage.“ Um mehr Stücke zu bekommen, schmolzen Viele das alte vollwichtige Silbergeld ein, versetzten es stark mit Kupfer, und verbreiteten dadurch eine Menge so gehaltloser Scheidemünze, daß man erstaunlich viel geben mußte, um nur wenig Waare zu erhalten. In einer Schrift vom Jahre 1621 wird darüber bittere Klage geführt. „Ein Malter Korn, heißt es, haben wir vor funfzehn Jahren mit 2 oder 3 Thalern bezahlt, jetzo ist das frische Korn schon um 14 Thaler verkauft. Eine Metze Hafer kostete vor diesem 16 Pfennige, jetzt 9 Groschen. Ein Hering damals 5 oder 3, itzo 18 Pf. Ein Pfund Butter 4 Albus, jetzo 20 bis 24, ein Pfund Käse 16 Pf., itzo bald

*) Ranke, Ueber die Zeiten Ferdinand's I. und Maximilian's II., in der histor. polit. Zeitschrift, Bd. I. S. 257 fg.

8 Gr. Ein Paar Schuhe 6, 12 oder 15 Gr., itzo 2, 3, auch 4 Gulden. Eine Elle Tuch vor einen Thaler kostet itzo 3, 4, 5 Thaler ꝛc." Das wenige gute Geld, das noch übrig war, ging zuletzt auch noch aus dem Lande für Ungerisches Rindvieh, von welchem seit der Reformation, welche die vielen Fasttage aufgehoben hatte, weit mehr als sonst gebraucht wurde.

Obschon die Einkünfte der Fürsten damals lange nicht so bedeutend waren, wie nach der Entstehung der künstlichen Finanzsysteme, so regte sich in Manchen von ihnen dennoch das unweise Verlangen, mit auswärtigen Königen im äußern Prunk zu wetteifern. Manchem kostete ein einziger Reichstag so viel, als ihm sein Land in mehreren Jahren einbrachte. Der Troß von Dienern, der den Fürsten auf solchen Reisen folgte, füllte die Stadt, wo ein Reichstag gehalten wurde, immer dergestalt, daß die Bürger sich schon lange vorher, wie zu einer Belagerung, mit Vorräthen versehen mußten, und daß dennoch zuletzt kaum für Geld Lebensmittel zu haben waren. Herzog Friedrich von Würtemberg erschien einmal allein mit einem Gefolge von siebenhundert Pferden. Eben so unbesonnen war auch daheim die Haushaltung der damaligen Fürsten eingerichtet. Man suchte eine Ehre darin, eine recht große Menge unnützer Hofbedienten zu haben, die nicht bloß ihren Sold bekamen, sondern auch an den fürstlichen Tafeln im Schlosse, nach den Abstufungen ihres Ranges, täglich gespeis't werden mußten. Dies verursachte, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, ganz ungeheure Ausgaben. Kurfürst Christian II. von Sachsen unterhielt auf dem Landtage zu Torgau, 1609, an siebenhundert Tafeln, die alle zugleich auf den Trompetenschall mit Speisen besetzt wurden. Er selber saß dabei sieben Stunden lang zu Tische, und wetteiferte mit seinen Gästen im Trinken. Welch ein Abstich gegen die Lebensart eines heutigen Fürsten! — Einer seiner Vorgänger, der Kurfürst Johann, hielt im Jahre 1500 gleichfalls zu Torgau sein Hochzeitsfest mit einer Mecklenburgischen Prinzessin Sophie. Dabei wurden acht Tage hinter einander täglich 11,000 Personen köstlich bewirthet, und 7,200 Pferde gefüttert. Bei der Vermählung Herzog Wilhelm's des Jüngern von Baiern, 1568, brachten die geladenen Gäste 3534 Pferde mit, die gleichfalls, so wie das ganze dazu gehörige Gefolge, von dem Gastgeber frei gehalten werden mußten. Von den Kosten des Hochzeitsschmauses eines der reichsten Böhmischen Edelleute, Wilhelm von Rosenberg, der sich sogar mit einer Markgräfin

von Baden vermählen durfte, haben wir noch eine Aufzählung übrig, die uns in Erstaunen setzt. Es wurden auf diesem Feste, welches vom 26. Januar bis zum 1. März 1578 währte, und zu welchem, außer vielen anderen vornehmen Gästen, der Markgraf von Baden und seine Gemahlin, zwei Herzoge von Baiern und der Erzbischof von Prag geladen waren, verzehrt: 40 Hirsche, 50 Damhirsche, 20 Rehe, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Hammel, 5313 Gänse, 3106 Kapaunen und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 5200 Schock Krebse, 7096 geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen, 675 Neunaugen, 780 Heringe, 4 Hausen, 30,947 Eier. An Ungerischen und Deutschen Weinen wurden vertrunken 1100 Eimer, an Spanischen Weinen (die damals nur noch als Apothekerwaaren verkauft wurden) 40 Tonnen, und von Böhmischem Biere 903 Fässer. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Hafer.

Die Speisen selber wurden in solchen Fällen nicht nur so schmackhaft als möglich zubereitet (wenn man die silbernen Deckel abnahm, mußte ein starker Duft der köstlichsten Gewürze *) aus den Schüsseln steigen), sondern auch dem Aeußern nach mit kostbaren Verzierungen bekleidet. Man sah vergoldete und versilberte Pasteten und Schaugerichte, die das Auge durch die künstlichste Erfindung ergötzten. Als 1603 der Herzog Friedrich von Würtemberg dem Englischen Gesandten, der ihm von seinem Herrn den Orden des Hosenbands überbrachte, ein Fest gab, ward eine eigene prächtige Tafel für den abwesenden König Jakob hingestellt, und nach und nach mit neunzig verschiedenen Speisen servirt, wovon eine immer an Kostbarkeit die

*) Wie kostbar es war, erhellet schon daraus, daß das berühmte Handlungshaus der Fugger in Augsburg fast ein Jahrhundert lang ein ausschließendes Privilegium über den Deutschen Gewürzhandel hatte, und mithin den Preis nach Belieben ansetzen konnte. Eine Unze Zimmt kostete damals in Deutschland zwei Ducaten. Die Fugger kamen durch dies Monopol zu mehr als königlichen Reichthümern. Einer derselben hatte Karln V. eine ansehnliche Summe gegen Verschreibung vorgestreckt. Als nun 1530 der Kaiser aus Italien nach Augsburg kam, und bei ihm einkehrte, entschuldigte er sich, daß es ihm noch nicht möglich sey, die Summe wiederzubezahlen. Obgleich man im Junius war, so war es doch kalte Witterung, und als dem Kaiser das Frühstück gebracht wurde, bemerkte er händereibend, daß er den Unterschied des Italienischen und Deutschen Klima doch ziemlich deutlich fühle. Fugger ließ auf der Stelle ein Kaminfeuer machen, legte einige Bündel Zimmtrinde auf das Holz, zog darauf des Kaisers Schuldverschreibung hervor, und zündete die dürren Rollen damit an.

andere übertraf. Die Tafelaufsätze, worunter ein Hercules, eine Minerva ꝛc. waren, hatten allegorische Beziehungen. Die mehr als sechzig Personen starke Kapelle des Herzogs wetteiferte mit den Englischen Musikern im Gefolge des Gesandten in lieblichen Concerten, mußte aber den Letzteren den Preis in der Kunst zugestehen. Nach der Abendtafel stellten die Engländer die Geschichte der Susanna pantomimisch vor, welches den Deutschen ein großes Vergnügen gewährte.

Der Aufwand im Essen und Trinken war auch selbst in reichen Manufactur- und Handelsstädten unter den Bürgern dergestalt eingerissen, daß demselben an vielen Orten durch obrigkeitliche Verordnungen gesteuert werden mußte. So heißt es in einer Polizeiverordnung von Minden: es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über vier und zwanzig Tische seyn, auf jeden Tisch zehn Personen gerechnet; bei einer kleinen nicht über vierzehn Tische, und das Essen sollte nicht über drei Stunden dauern. Es war gewöhnlich, daß sich alle Stadtarme bei einer solchen Gelegenheit vor dem Hochzeithause einfanden, und diese mußten dann Alle mitgespeiset und getränket werden. Auch in Berlin durfte man, einer Verordnung zufolge, eigentlich nicht länger als Mittags bis halb zwei, und Abends bis elf Uhr zu Tische sitzen. Der Anfang des Mittagsessens ward nämlich damals auch an den größten Tafeln um elf, und der Abendmahlzeit um fünf Uhr gemacht. Besonders war es der damalige Adel, dem so viele neuere Mittel, den Thätigkeitstrieb nützlich und angenehm zu befriedigen, fehlten, der einen großen Theil seiner Zeit am Tische tödtete, und seinen Geist durch den Becher*) betäubte. Daher noch immer die häufigen Klagen der damaligen Schriftsteller über das entsetzliche Trinken der Deutschen. Merkwürdig ist die Beschreibung, die der gelehrte Abt Trittheim 1505, in einem noch erhaltenen Briefe, von der Lebensart der damaligen Berliner macht. „Ich lebe hier, schrieb er, in großen Gnaden bei dem Kurfürsten, aber von allem gelehrten Umgange gänzlich verlassen. Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt; sie lieben mehr die Schmausereien und das Trinken, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der Bücher liebt, sondern aus Mangel guter Erziehung und Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, die Pokale und den Müßiggang vor."

*) Die metallenen Familienpokale und Humpen sind bekannt. Kaiser Maximilian II. bediente sich 1570 auf dem Reichstage zu Speier eines kristallenen Bechers, und seitdem kamen die Gläser beim Trinken auf.

Bei allen solchen Angaben muß man jedoch nicht vergessen, daß der Tadel doch immer nur einzelne Personen trifft, und zwar, wie schon gesagt, der Vorwurf der Schwelgerei mehr den Adel als den Bürgerstand, der zu sehr mit seiner Handtirung beschäftigt war, als daß er solchen Ausschweifungen viel hätte nachhangen können. Doch findet man, daß auch diese Classe sich am Feierabend oder des Sonntags in starkem Biere zu übernehmen pflegte. Zu dem Bier gesellte sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch der Branntwein, der am Anfange desselben als eine neue chemische Erfindung — man weiß nicht von wem — bekannt geworden, und zuerst nur als Arznei gebraucht worden war. Thee, Kaffee und Taback waren vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland noch nicht bekannt.

Zu den bisher beschriebenen Arten des Luxus kam noch eine unerhörte Sucht, ausländische Kleidermoden nachzuahmen, die sich bis in die niederen Bürgerclassen verbreitete. So wird den Doctorfrauen, die gar zu gern den Edelfrauen gleich gestellt seyn wollten, in mehreren Polizeiordnungen verboten, große Eisen und Wülste unter dem Rock zu tragen, die Hälse so weit zu entblößen, sich mit Perlenketten, Goldrosen und Kleinodien zu behängen, Schleier, Kopftücher und Schuhe mit Perlen oder Gold besetzt, desgleichen Aufschläge von Zobel oder Hermelin zu tragen, u. dgl. Nach Sammet und Seide, zwei damals noch sehr theuren Stoffen, waren die Weiber besonders lüstern. Seidene Strümpfe hatte die Englische Königin Elisabeth zuerst getragen, dreißig Jahre nachher stolzirten schon die Deutschen Amtmannsfrauen darin einher. An einem Manne aber schien im sechzehnten Jahrhundert noch ein seidener Strumpf ein so großer Aufwand, daß der Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin (gest. 1571) seinem geheimen Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentage in seidenen Strümpfen zu ihm kam, verweisend entgegen rief: „Ei, ei, Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonntags und Festtags.“

Die Beschäftigungen der Gelehrten in Deutschland erhielten durch die Reformation eine zu einseitige Richtung nach der Theologie hin. Doch wurden die übrigen Wissenschaften auch nicht vernachlässigt. Die Philologie ward besonders auf den gelehrten Schulen der Protestanten eifrig getrieben. Da die Fürsten anfingen, nach Art des Reichskammergerichts, in ihren Ländern eigene Hofgerichte zu bestellen, so brachte dies die Rechtsgelehrsamkeit immer mehr in Aufnahme. In

der Astronomie brachte Deutschland damals einen der ersten Geister aller Zeiten hervor, Johann Kepler aus dem Würtembergschen (geb. 1571, gest. 1630), welcher die Gesetze des Planetenlaufs entdeckte. Für die Naturgeschichte brach Conrad Gesner aus Zürch (gest. 1565), ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, mit großartigem Sinne und eifrigem, unermüdlichem Forschungsgeiste, die Bahn. In der Arzneikunde machte Theophrastus Paracelsus, gleichfalls aus der Schweiz (gest. 1541), Epoche, indem er die Chemie bearbeitete, und sie auf die Heilkunst anwenden lehrte. Schade, daß er durch die Zuversicht, auf diesem Wege in die Geheimnisse der Natur zu dringen, zum Schwärmer und Großsprecher ward. Ueberhaupt war das Zeitalter eifrig dem Bestreben zugethan, durch Alchymie, Magie und Astrologie die dem menschlichen Geiste gesetzten Schranken zu übersliegen. Melanchthon selber stellte Horoskope, und beging keine Handlung von einiger Erheblichkeit, ohne vorher die Planeten zu Rathe gezogen zu haben. Die Alchymisten, unter denen der genannte Theophrastus Paracelsus einer der berühmtesten war, hofften jetzt mehr als jemals, den Stein der Weisen zu finden, der nicht bloß die Anweisung, Gold zu machen, sondern auch eine andere, sich ewige Jugend und ein vielfach verlängertes Leben zu verschaffen, enthalten sollte. Eine der traurigsten Wirkungen des herrschenden Aberglaubens waren die vielen Hexenprocesse, die im sechzehnten Jahrhundert noch sehr häufig vorkamen. Im Braunschweigischen gingen die Hinrichtungen von 1590 bis 1600 so stark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf rothäugige Weiber verbrannt wurden, und daß, wie eine gleichzeitige Chronik erzählt, der Ort vor dem Lechelnholze in Wolfenbüttel, wohin die Hexen aus dem Kalenbergischen und Wolfenbüttelschen geliefert werden mußten, von den vielen Brandpfählen wie ein kleiner Wald anzusehen war.

Mit der Ausbildung der Deutschen Prosa für den schriftstellerischen Gebrauch waren bis auf Luther's Zeiten nur schwache, oder doch nur von geringem Erfolge begleitete Versuche gemacht worden. Da trat unsere Muttersprache in der Bibelübersetzung dieses außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Kraft und Mannichfaltigkeit hervor, und entfaltete eine Biegsamkeit und einen Wohllaut, die man bis dahin nicht geahnet hatte (Th. VII. S. 212). Was Luther hier geleistet, ist für alle folgende Zeiten Vorbild für die Sprache geblieben; als Bibelübersetzung steht sein Werk unübertroffen und unübertrefflich da. Einer solchen Erweckung hatte sich damals die Poesie nicht zu erfreuen.

Die Größe, welche diese in der Hohenstaufischen Zeit erreicht hatte, war vergessen und ungekannt; der Meistergesang (Th. V. S. 249.) war ganz matt und leer geworden, und zu einem handwerksmäßigen Reimen herabgesunken. Da erhob er sich noch einmal in einem Manne, den man den letzten Meistersänger und zugleich den einzigen Deutschen Dichter seines Zeitalters nennen kann.

Dies war der oft genannte poetische Schuster Hans Sachs, am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, schickte ihn in seinem siebenten Jahre in die Lateinische Schule, wo er bis zum funfzehnten blieb, und in den sieben freien Künsten schlecht genug unterrichtet wurde. Dann ward er zu einem Schuster in die Lehre gegeben, und während dieser Zeit erwachte in ihm die Neigung, auch von der Meistersängerei etwas zu lernen. Ein dortiges Mitglied dieser poetischen Zunft, Leonhard Nunnenbeck, ein Leineweber, nahm ihn gern auf, und unterrichtete ihn in den Feierabenden im Singen. Der junge Lehrbursche lernte hier eine Menge ernster und scherzhafter Gesänge sammt den Weisen, und als er im siebzehnten Jahre auf die Wanderschaft ging, ließ er sich damit überall hören, wo er in einer Stadt eine Sängerschule fand. An eigne Erfindungen ging er erst in seinem zwanzigsten Jahre, als er sich zu München aufhielt. Sein Ausdruck: „er habe es hier zuerst gewagt, mit Gottes Hülfe zu dichten," zeigt uns, daß er edel genug von seiner Kunst dachte, um sie, wie Homer, einer besondern Inspiration zuzuschreiben. Nachdem er das ganze Reich durchwandert hatte, kehrte er nach Nürnberg zurück, verheirathete sich, und trieb sein Gewerbe und seine Kunst mit gleichem Fleiße. Dabei war er einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, ja durch seine vielen geistlichen Lieder ihr großer Beförderer. Er starb im zwei und achtzigsten Lebensjahre, im Januar 1576, und hinterließ vier und dreißig Folianten voll Gedichte aller Art, die er mit eigener Hand zusammengeschrieben hatte. Es sind in Allem über sechstausend, darunter zweihundert und acht Tragödien, Komödien und Fastnachtspiele. Von dieser außerordentlichen Menge wählte er selbst die besten und anziehendsten für den Druck aus, und diese erschienen in fünf Folianten. Seine Poesie stammt aus einem kräftigen, mit Verstand, Witz und Schalkheit begabten Geiste, sie zeugt von einer klaren Lebensansicht und einem einfachen, rechtlichen und schlichten Sinne. Nur ist er sich nicht überall gleich geblieben. In mehreren

seiner Poesieen groß und erhebend, sinkt er in anderen zum Mittelmäßigen und Unbedeutenden herab *).

Unter den Deutschen Malern zeichneten sich zu Ende des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Albrecht Dürer (gest. 1528), Lucas Kranach (gest. 1553) und Hans Holbein (gest. 1554), als die vorzüglichsten aus. Jeder von diesen hat seine besonderen Verdienste, wenn schon der Zweite den anderen beiden um Vieles nachstehen muß. Dürer und Holbein waren auch im Auslande berühmt; der Letztere lebte eine Zeitlang am Hofe König Heinrich's VIII. von England, von dem er sehr geschätzt wurde. Dürer that sich vornehmlich als meisterhaft im Zeichnen und in geistreicher Composition der mannichfaltigsten Gegenstände hervor. Durch seine zahlreichen Kupferstiche trug er viel dazu bei, edlere Kunstwerke und den Geschmack daran allgemeiner zu verbreiten. Im wissenschaftlichen Theil der Kunst übte er durch seine Lehre von den Verhältnissen des menschlichen Körpers einen entschiedenen Einfluß aus. Er war endlich der einzige unter den Dreien, der tüchtige Schüler in größerer Anzahl bildete, welche die Kunst in Deutschland noch eine Zeitlang auf einer gewissen Höhe erhielten. Kranach's Verdienst ist hauptsächlich in seiner kräftigen und lebhaften Farbengebung und seiner sorgsamen Ausführung zu suchen; in Zeichnung und Composition war er minder stark. Holbein endlich zeichnete sich durch ein höchst feines Gefühl für Naturwahrheit aus, welche er in allen Theilen seiner Werke so ausgebildet wiederzugeben wußte, daß dieselben zu dem Vorzüglichsten gehören, was jemals in dieser Hinsicht gemacht worden. Hiermit verband er außerdem den Sinn für Schönheit und Anmuth in einem ungleich höheren Grade, als die beiden Anderen denselben besaßen.

Zum Schluß noch ein paar Worte von den Lustbarkeiten der Deutschen in diesem Zeitraum. Der Hauptzeitvertreib der Fürsten und Edelleute war noch immer die Jagd, und mehrere verwandten darauf so viel, daß sie, wie ein Schriftsteller jener Zeiten sagt, wie Actäon von ihren Hunden und Vögeln aufgefressen wurden. Ferdinand von Steiermark hielt sich ein ordentliches Tagebuch über das von ihm erlegte Wild, welches er am Ende des Jahres dem Kurfürsten von Sachsen mittheilte, um es mit dem seinigen zu vergleichen. Derselbe

*) „Da, wo er Meister ist und wirklich darstellt, ist seine Sprache unvergleichlich, vielseitig und gewandt, und keinem andern steht jene trockene, ehrbare Schalkheit so gut, die den Deutschen charakterisirt." Tieck Vorrede zum Deutschen Theater, Bd. I. S. XI.

hatte an seinem Hofe hundert und funfzig Jäger, und eine ungeheure Menge von Hunden. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts kamen die Feuerwerke auf, und wurden bei vielen Großen so zur Leidenschaft, daß sie alle ihre Einkünfte in Raketen und Feuerrädern verpufften, und sich in tiefe Schulden stürzten. Ferner war jene Periode das Zeitalter der Hofnarren, bezahlter Spaßmacher, die durch ihre witzigen und unwitzigen Possen den großen Herren die Zeit vertreiben mußten.

Die niederen Stände hatten noch immer ihre Volksfeste, ihre Schießübungen und ihre Tanzplätze, die Handwerker ihre vierteljährlichen Aufzüge mit dem Hanswurst, und andere Gebräuche, die auf die Erweckung und Erhaltung des Frohsinns berechnet waren. Einen lustigen Schwank erfanden die Schlächter einer Deutschen Stadt, der bald an mehreren Orten nachgeahmt wurde. Sie trugen nämlich eine Wurst von ungeheurer Größe in Procession umher, und verzehrten sie zuletzt auf der Herberge mit ihren Weibern und Töchtern. So ist uns noch eine Nachricht übrig, der zufolge 1583 die Schlächter in Königsberg eine Wurst aus vielen zusammengenähten Därmen verfertigten, welche 596 Ellen lang war, und 434 Pfund wog. Sie wurde von 91 Fleischerknechten unter freudigem Gesange auf hölzernen Gabeln durch die Straßen getragen. Achtzehn Jahre später erschien eben daselbst eine noch weit größere Wurst, 1005 Ellen lang und 900 Pfund schwer. Sie enthielt, außer vielen anderen Ingredienzien, 81 geräucherte Schinken, einen halben Scheffel Salz und 18¼ Pfund Pfeffer. Die Schlächter trugen dies ihr Meisterstück am Neujahrstage 1601 unter feierlicher Musik umher, und verschmauseten es alsdann in Gesellschaft der Bäcker, welche nicht ermangelten, stehenden Fußes Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Sie buken nämlich aus 12 Scheffeln Weizenmehl 8 große Strietzeln, jede fünf Ellen lang, und 6 nicht minder riesenhafte Brezeln, trugen dieselben am heil. Dreikönigstage eben so feierlich, wie die Schlächter ihre Wurst, durch die Stadt, und luden die Letzteren zur Dankbarkeit darauf zu Gaste. Ein lustiger Student, Namens Josua Neigshorn, hat diese seltsame Secularfeier in einem carmine heroico besungen, das sich noch erhalten hat.

Von einem ähnlichen Schlächterschwank, der etwas später in Nürnberg vollführt worden, hat man noch eine in Kupfer gestochene Abbildung, die mit dieser Umschrift versehen ist: „Eygentliche Abbildung der langen Bratwurst, welche von den Knechten des Metzger-Hand-

werks den 8. und 9. Februar dieses ablaufenden 1658sten Jahres ist in der Stadt von ihrer Zwölf umhergetragen worden; und war ihre Länge 658 Ellen, hat an Gewicht gehabt 514 Pfund, die Stangen, daran sie getragen worden, waren 49 Schuhe lang, u. s. w."

Ganz gewiß haben die ehrlichen Fleischhauer mit diesem scherzhaften Einfall ihren Mitbürgern Stoff zu recht herzlichem Lachen auf mehrere Tage gegeben, und man sieht, daß alle religiösen und politischen Händel den angebornen Sinn des Deutschen Volkes für fröhliche Lust und Schwänke nicht ganz zu unterdrücken vermochten.

X. Der Norden und Osten Europa's.

1. Skandinavien unter Johann I. und Christian II. (1481—1523.)

Die Calmarische Union, welche die drei Nordischen Reiche zu einem Ganzen hatte verschmelzen sollen, hatte ihren Zweck verfehlt, und in den Schweden war das Bestreben, ihre Selbständigkeit gegen die von Dänemark aus regierenden Unionskönige zu behaupten, stets herrschend geblieben. In diesem Kampfe verließen wir (Th. VI. S. 355) den Norden nach dem Tode Christian's I. (1481), dessen Sohn und Nachfolger Johann I. sich sogleich bemühte, die aufgelöst'te Vereinigung wiederherzustellen. In der That kam es 1483 zu einem Vertrage, der Calmarische Receß genannt, der die Erneuerung der Verbindung enthielt, aber unter Bedingungen, welche dem Zwecke derselben die größten Hindernisse in den Weg legten. So versprach Johann, Norwegen den Bahuser Zoll, den Schweden besaß, wieder zu verschaffen, in jedem der drei Reiche eine beständige Schatzkammer unter Aufsicht eines geistlichen und eines weltlichen Reichsraths anzulegen, in den Reichsrath Keinen aufzunehmen, der nicht von Adel sey, oder den übrigen Reichsräthen mißfiele, u. s. w. Trotz dieser Bedingungen herrschte in Schweden der Reichsvorsteher Sten Sture fast unumschränkt durch schlaue Gewandtheit und die Zuneigung des Volkes, denn der Adel beugte sich mit Unwillen vor einem Manne, der seines Gleichen war.

Und obgleich Johann, bei Gelegenheit eines ausgebrochenen Streites zwischen Sten Sture und einem andern Schwedischen Großen, Svante Sture, den Erstern mit Krieg überzog und ihn besiegte, so mußte er dennoch einen Vergleich mit ihm eingehen, wodurch Sten Sture das Reichshofmeisteramt und einige Provinzen zum Lehen erhielt. Johann griff hierauf das Völkchen der Dithmarsen zwischen der Elbe und Eider an, erlitt aber am 17. Febr. 1500 trotz seiner großen Uebermacht eine schwere Niederlage, und bald stand Sten Sture wieder auf. Er unterstützte zugleich die Norweger, die gleichfalls abgefallen waren, während Dänemark auch mit den Hansestädten in Krieg gerathen war. Das den Norwegern gesandte Hülfsheer wurde zwar geschlagen, und die Empörung dieses Volks durch Blutströme unterdrückt, aber Schweden setzte seinen Widerstand fort, auch nach Sten Sture's Tode (13. December 1503), unter der Führung des tapfern Svante Sture, der Jenem als Reichsverweser folgte. Die Hansestädte nahmen eine Zeitlang an diesem Kriege wider Dänemark von Neuem Theil, schlossen aber bald auch wieder Frieden, während das feindliche Verhältniß unter den Schweden und Dänen noch fortbestand, als Svante Sture (2. Jan. 1512) und Johann (21. Febr. 1513) starben.

Dem Letztern folgte sein Sohn Christian II., ein entschlossener, muthiger und geistvoller, zugleich aber wankelmüthiger, gewaltthätiger und rachsüchtiger Fürst, dessen Grausamkeit und Blutdurst sein Andenken geschändet haben. Seine vorzüglichsten Rathgeber waren aus niederem Stande, eine ehemalige Niederländische Aepfelhökerin Sigbrite (deren Tochter, die schöne Düveke, des Königs Beischläferin war), eine verschmitzte Frau von mancherlei Kenntnissen und einschmeichelnden Gaben, und einer ihrer Verwandten, Namens Slaghök. Es war Christian's Absicht, der Ludwig XI. Dänemark's zu werden, sich von der äußerst bindenden und beschränkenden Wahlcapitulation, die er hatte unterschreiben müssen, loszumachen, den Adel zu unterdrücken, und auf Sigbriten's Rath den eignen Handel seiner Reiche zu befördern, damit durch die Vermehrung des Nationalreichthums auch die königlichen Einkünfte wüchsen. Hier nun stand ihm die Hanse besonders im Wege, die den Verkehr in den Skandinavischen Reichen völlig in Händen hatte, und der aller Vortheil daraus zufloß. Die Maßregeln, welche Christian gegen diese hanseatische Handelsherrschaft ergriff, waren zweckmäßig. Auf ausländische Waaren wurden Zölle gelegt; aus den Niederlanden kamen Colonisten an, den Garten- und Ackerbau

zu verbessern; in Nowgorod trat, mit Genehmigung des Zars, an die Stelle der Deutschen Handelsniederlassung eine Dänische; allen Deutschen Kaufleuten ward verboten, an den Dänischen Küsten zu fischen, im Lande mit Waaren umherzuziehen und Ochsen aufzukaufen. Durch diese Einrichtungen wurde indeß nicht nur die Hanse verletzt, sondern auch in Dänemark zugleich die reichen Gutsbesitzer, die den Vortheil ihres Verkehrs theilten. Die Bischöfe dachte Christian durch Begünstigung der Reformation zu demüthigen. Aber auch unter den übrigen Ständen machte er sich durch willkürliche Anordnungen Feinde, besonders durch das Ausprägen geringhaltiger Münzen, welche bei Lebensstrafe nach dem alten Werthe angenommen werden mußten.

Schweden seiner Herrschaft zu unterwerfen, versuchte Christian vergeblich, so lange dort Svante Sture's Sohn, der tapfre und staatskluge Sten Sture II., an der Spitze der Angelegenheiten stand. Nachdem dieser aber in einem Treffen gegen die Dänen tödtlich verwundet, und bald darauf gestorben war (9. Febr. 1520), war Niemand, der die Fortsetzung des Kampfes gegen Christian unternehmen wollte oder konnte. Der Adel versammelte sich, und erkannte in einem Vertrage Christian als König an, unter der Bedingung, daß er nach Schweden's Gesetzen und dem Calmarischen Verein gemäß regieren, auch wegen des Vergangenen keine Rache üben solle. Christian bestätigte Alles, erneuerte seine Zusagen in Briefen an alle Landschaften, und bestätigte sie, als er im Herbste nach Schweden kam, nochmals durch Eidschwur und Genuß des Sacraments. Hierauf geschah am 4. November 1520 zu Stockholm die feierliche Krönung. Drei Tage lang ward herrlich geschmauset, um den betrogenen Adel recht sicher zu machen. Am dritten Tage wurde von dem Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, durch dessen Haus die Eroberung Schweden's den Dänen erleichtert, und der selbst lange Zeit von dem vorigen Reichsverweser gefangen gehalten worden war, dem Könige eine Klage gegen seine vorigen Feinde übergeben, worauf Alle, welche einen 1517 gegen Trolle gefaßten Reichstagsbeschluß unterzeichnet hatten, für vogelfrei erklärt wurden. Slaghök hatte dem nach dem Blute der vornehmsten Schweden begierigen Könige den Rath gegeben, die Miene anzunehmen, als vollziehe er nur einen, vom Papste gegen die Schweden schon früher erwirkten Bann, indem er strafe. Am folgenden Tage (8. Nov.) wurden früh die Thore von Stockholm geschlossen, alle Straßen und Plätze mit starken Wachen besetzt, und auf dem Markte Kanonen

aufgepflanzt. Durch einen Trompeter ward bekannt gemacht, daß sich bei Lebensstrafe Keiner unterstehen solle, an diesem Tage aus seinem Hause zu gehen. Am Mittage wurden die Verurtheilten in einen Kreis geführt, und nachdem ein Dänischer Reichsrath dem Volke versichert hatte, daß der König hier nur des Papstes Bann vollstrecke, begannen die Hinrichtungen. Zwei Bischöfe, und nach ihnen viele weltliche Reichsräthe, Ritter, Rathsglieder und Bürger Stockholm's, zusammen vier und neunzig Personen, fielen unter dem Beile des Henkers. Andere wurden gehängt, oder auf martervolle Weise umgebracht. Der Marktplatz wurde so mit Blut überschwemmt, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. An den beiden folgenden Tagen wurden die Hinrichtungen fortgesetzt. Drei Tage lang lagen die todten Körper auf dem Markte zur Schau, und zwar die der Geistlichen, Adeligen und Bürger in besonderen Haufen. In Finnland ward ein ähnliches Blutbad angerichtet, und Christian ließ sich öffentlich verlauten, er wolle alle Schwedische Männer noch so kirre machen, daß Keiner mehr einen Degen oder eine Armbrust solle tragen dürfen. Auf dem Wege, den er nach Dänemark zurückreisete, ward das Morden überall fortgesetzt. Zu Jönköping gab Christian eine furchtbare Probe seiner unmenschlichen Grausamkeit. Er ließ dort einen gewissen Lindorm Ribbing enthaupten, und nach ihm seine beiden Knaben, einen von acht und einen von fünf Jahren. Als der jüngere von dem Blute des ältern bespritzt wurde, sagte das unschuldige Kind zu dem Henker: „Lieber, besiecke meine Kleider nicht so, ich bekomme sonst Schelte von meiner Mutter!" Der rohe Henkersknecht ward gerührt, und warf das Schwert weg, aber der Tyrann blieb unbewegt; er ließ einen andern herbeirufen, welcher erst den Knaben, und dann den mitleidigen Henker enthaupten mußte *).

Als Christian nach Dänemark zurückgekommen war, dachte er ernstlich auf die Einführung der Reformation. Er bat den Kurfürsten von Sachsen, ihm Luthern selbst nach Dänemark zu schicken, und gab bald darauf ein sogenanntes geistliches Gesetz, in welchem unter Andern den Geistlichen der Ankauf unbeweglicher Güter untersagt wurde, außer in dem Fall, daß sie sich verehelichen würden. Wie der katholische Klerus durch diese Verordnung, so wurde der Adel durch die neuen Handels-, Polizei- und Strandverordnungen beleidigt, weil

*) Dalin Geschichte des Reiches Schweden, Deutsche Uebers. Th. II. S. 710.

sie seine Vorrechte beschränkten, obschon sie für das Wohl des Ganzen sehr zweckmäßig waren. Bald darauf unternahm Christian eine Reise nach den Niederlanden zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl V., um von diesem die Lehnshoheit über seinen Oheim, den Herzog Friedrich von Holstein (mit dem Christian's Vater Johann die Herzogthümer Schleswig und Holstein getheilt hatte), und über die Stadt Lübeck zu erhalten. Er konnte nur die Erfüllung der ersten Forderung bewirken, und machte sich dadurch den Herzog und die Lübecker zu Feinden. Nach seiner Rückkehr brach der Sturm los. Zuerst erhob sich in Schweden Gustav Wasa, wie bald umständlicher erzählt werden wird, mit Hülfe des gereizten Lübeck. Als nun der König die Jütländischen Stände berief, um zu seinem Zuge gegen Schweden Geld durch eine von ihnen zu bewilligende Kopfsteuer zu erlangen, und für den Fall der Weigerung Anstalten sie zu zwingen getroffen hatte, in denen man schon Vorbereitungen zu einem zweiten Stockholmer Blutbad sah, so erschien Niemand. Dagegen traten drei Bischöfe und sechs weltliche Reichsräthe zusammen, erklärten Christian für abgesetzt und wählten den Herzog Friedrich zum König, welcher die Krone annahm (Januar 1523). Eine von den Verbündeten veranstaltete Versammlung des Jütischen Adels trat den gefaßten Beschlüssen bei und erließ an Christian einen förmlichen Absagebrief. Dieser sah sich ohne Geld und ohne Truppen, denn die Reiterei des Reichs bestand fast ganz aus dem Adel, seine Gegner aber waren mit Allem versehen. Sie hatten die ganze Jütländische junge Mannschaft aufgeboten, Lübeck unterstützte sie mit Geld, Geschütz und Menschen, und der Herzog von Holstein besetzte mit seinen Truppen schon die festen Plätze. Da die Handlungsweise des Königs ihm alles Zutrauen geraubt hatte, so konnte die Gewalt der Waffen allein entscheiden; aber auf diese wollte oder konnte er es noch nicht ankommen lassen, sondern verließ, mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, der Sigbrite und seinen Schätzen, das Reich, um dessen Wiedereroberung durch auswärtige Hülfe zu versuchen. Dadurch fielen nun auch die Stände in Seeland, Fünen und Schonen von ihm ab; wo er viele und bedeutende Anhänger zählte, und wandten sich zu dem von den Jüten erhobenen König, der nun als Friedrich I. den Dänischen Thron bestieg.

Vor der Huldigung (26. März 1523) ließen die Stände den neuen König wieder eine sehr bindende Wahlcapitulation beschwören, in welcher dem Adel und der Geistlichkeit die Vorrechte zugestanden

wurden, welche Christian ihnen hatte nehmen wollen. Auch Norwegen erkannte Friedrich als König an. Mit dem nunmehrigen Könige von Schweden, Gustav I., schloß dieser im folgenden Jahre ein Bündniß, womit denn die völlige Trennung der beiden Reiche ausgesprochen war.

---

2. Dänemark nach der Auflösung der Calmarischen Union.

Christian war indessen nicht müßig gewesen, eine bewaffnete Macht zusammen zu bringen, um seine Ansprüche geltend zu machen, fand aber große Schwierigkeiten. Karl V., auf den er wol am meisten gerechnet hatte, wurde durch seine eigenen Verwicklungen gehindert, ihn thätig zu unterstützen, und je mehr Christian seine Hinneigung zur Lutherischen Religion an den Tag legte *), desto größer ward die Bedenklichkeit des Kaisers. Zwar hätte ihm dies nun von den Protestanten Hülfe verschaffen können, allein auch hier war die eigne Gefahr ein Hinderniß, und als er durch die Unterstützung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und der Herzoge von Braunschweig endlich ein ziemlich ansehnliches Heer zusammengebracht hatte, fehlte es ihm an Gelde zur Besoldung der Truppen, so daß diese wieder auseinander gingen, und Friedrich, der mit den Hansestädten verbunden war, wenig Mühe hatte, die Orte, welche sich noch in den Händen von Christian's Anhängern befanden, zu erobern. Da nun dieser von außen keinen Angriff machte, so blieben die inneren Bewegungen, welche die Schonischen Bauern zu seinen Gunsten erregten, ohne Erfolg. Auch errichtete Friedrich mit Zustimmung der Reichsstände eine stehende Miliz gegen künftige Angriffe, womit er sich selber zugleich schützte, als er die Lutherische Lehre annahm und dadurch die Geistlichkeit aufbrachte. Doch ging er bedächtig zu Werke, indem er nur ein Gesetz vorschlug, den Anhängern beider Bekenntnisse bis zum Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung Glaubensfreiheit zu

*) Christian hatte sich, als er in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen war, durch Luther und Melanchthon selbst in den Grundsätzen der neuen Lehre unterrichten lassen, und war bei allen religiösen Feierlichkeiten so fleißig zugegen, daß sich, wie zum Spott, überall das Gerücht verbreitete, daß er zu Wittenberg die Amtsverrichtung eines Diaconus, dessen Besoldung ihm der Kurfürst zum Unterhalt angewiesen, wirklich übernommen habe.

gestatten. Im Volke war eine große Neigung für die neue Lehre, und die mächtigsten Adeligen gewann Friedrich durch Einräumung von Klostergütern. Auf diese Weise hatte er nun Christian der Aussicht beraubt, sein verlornes Reich durch die Anhänger des Lutherthums wieder zu erwerben. Dieser aber, der seine Ueberzeugung seinen politischen Zwecken unterordnete, söhnte sich mit dem Kaiser und dem Papste aus, wodurch er die zahlreichen Anhänger des katholischen Glaubens in Norwegen gewann, die nun zu seiner Wiedereinsetzung Anstalten machten; die Bischöfe dieses Landes liehen ihm alles entbehrliche Kirchensilber. Mit Hülfe dieser und einer vom Kaiser erhaltenen Unterstützung landete er im November 1531 in Norwegen und nachdem er sich gegen die Bischöfe verpflichtet hatte, den katholischen Glauben gegen Luther's „verdammtes Werk" zu schützen, berief er eine Ständeversammlung. Diese kam zusammen und huldigte ihm, Norwegen schien ihm unterworfen. Aber er rückte nicht rasch genug vorwärts, und sah sich auch durch ein bedeutendes Schwedisches Heer gehemmt, welches dem König Friedrich zu Hülfe geschickt ward. Den Winter über schloß Christian sich in Opslo (die Altstadt des später erbauten Christiania) ein, und als er im Frühjahr 1532 wieder etwas unternehmen wollte, konnte er seiner Söldner nicht Herr werden, die schon seit acht Monaten keine Bezahlung mehr erhalten hatten. Als er nun von einem Dänischen Heere unter der Anführung Gyldenstern's, Bischofs von Odensee, angegriffen wurde, wollten die Bürger von Opslo seinetwegen ihre Stadt nicht beschießen lassen; er erbot sich daher zu einem gütlichen Vergleich. Nach verschiedenen Vorschlägen, die alle verworfen wurden, bat er den Bischof, ihm in dieser Sache als ein ehrlicher Mann zu rathen. Dieser, in der Hoffnung, König Friedrich werde mit einem Ohnmächtigen und mit einem Neffen so strenge nicht verfahren, rieth ihm, selbst mit nach Kopenhagen zu schiffen, und gab ihm freies Geleit, damit er, wenn die persönliche Unterredung mit Friedrich fruchtlos ausfallen sollte, nach Norwegen oder nach Deutschland zurückkehren könne. Als die Schiffe darauf (20. Juli) in Kopenhagen ankamen, überlegte Friedrich mit seinen Reichsräthen, was nun für Maßregeln zu ergreifen seyen, und diese so wie der ganze Dänische und Schleswigsche Adel, und die Abgeordneten von Schweden und Lübeck drangen so lange in den König, den Gefangenen nicht wieder frei zu lassen, bis er nachgab. Das Geleit des Bischofs ward darauf für nichtig erklärt, und der

betrogene Christian nach der Insel Alsen abgeführt, wo er in dem Schlosse Sonderburg mehr als sechzehn Jahre in einem finstern Thurme ohne andere Gesellschaft, als die eines Norwegischen Zwergs, zubrachte.

In dieser Gefangenschaft konnte Christian nichts weiter unternehmen, aber sein Name ward doch noch gebraucht, als nach Friedrich's I. bald nachher (10. April 1533) erfolgtem Tode neue Bewegungen ausbrachen. Da Friedrich's Sohn, Herzog Christian, ein eifriger Anhänger der Lutherischen Religion war, so widersetzten sich die katholische Geistlichkeit und die Reichsräthe dieses Glaubens seiner Thronbesteigung; die Wahl ward aufgeschoben und die Regierung dem Reichsrathe übergeben. Diese Maßregel konnte aber nicht von Dauer seyn. Der Lübecksche Bürgermeister Georg Wullenweber und der dortige Stadthauptmann Marcus Meier bauten auf diese Uneinigkeit den kühnen Plan, Dänemark für ihre Republik zu erobern und dem Niederländischen Handel die Ostsee gänzlich zu verschließen. Durch glänzende Versprechungen gewannen sie sogar Heinrich VIII. von England für ihre Absicht; auch trachteten sie, den Herzog Christian durch das Vorgeben, daß sie bloß zur Rettung der Lutherischen Religion Dänemark angriffen, auf ihre Seite zu ziehen, und ihn an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Da dieser aber, der ihre wahren Absichten merkte, sich weigerte, und sich mit dem Dänischen Reichsrathe und den bedroheten Niederländern verband, so machten die Lübecker den Grafen Christian von Oldenburg zum Anführer ihrer Truppen. Dieser fiel nun in Dänemark ein (1534), und begehrte die Huldigung im Namen Christian's II., indem er dadurch die Anhänger des gefangenen Königs für sich zu gewinnen hoffte. Wirklich fielen ihm Kopenhagen nebst mehreren anderen Orten auf Seeland zu, und in Fünen trugen die aufrührerischen Bürger und Bauern über Adel und Geistlichkeit Vortheile davon. Aber nun sah der Reichsrath die Nothwendigkeit ein, die religiöse Entzweiung fahren zu lassen, und Herzog Christian zum König zu wählen, der als Besitzer von Holstein die Lübecker vom Lande aus überfallen konnte. Der neue Herrscher, Christian III., erhielt einen Bundesgenossen an dem König Gustav von Schweden; der Kampf dauerte bis 1536, wo Christian Sieger blieb, nachdem Lübeck Friede geschlossen hatte und auch Kopenhagen an ihn übergegangen war.

So zum ruhigen Besitz des Thrones gelangt, befestigte sich Christian auf demselben, indem er alle Bischöfe an einem Tage (20. Aug. 1536) gefangen nehmen und nicht eher wieder frei ließ, als bis sie

versprochen hatten, auf ihre vorige Macht nie wieder Anspruch zu machen, und sich der Kirchenreformation nicht zu widersetzen. Dafür bekamen sie die ihnen erblich gehörigen Güter zurück, die übrigen fielen an die Krone. Ein im October zusammengetretener Reichstag bestätigte die Aufhebung der bischöflichen Gewalt; der Adel gewann durch Rücknahme früherer Schenkungen gleichfalls bei der Einziehung der Kirchengüter, und erhielt die Bestätigung seiner großen, die königliche Gewalt sehr beschränkenden Vorrechte. Der Sieg der evangelischen Lehre war nunmehr völlig entschieden, und durch den nach Dänemark berufenen Freund und Amtsgenossen Luther's, Johann Bugenhagen, ward eine neue Kirchenordnung zu Stande gebracht. Statt der katholischen Bischöfe weihte er evangelische Superintendenten, die aber nach dem Tode jener Vorgänger auch den bischöflichen Titel erhielten. Noch stand Karl V., der dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Schwiegersohne Christian's II., zur Dänischen Krone verhelfen wollte, als Christian's Feind da; aber auch mit diesem ward 1544 zu Speier Friede geschlossen, und der Kaiser forderte nur eine Milderung der Gefangenschaft für Christian II., und einen Brautschatz für dessen Töchter. Dagegen leistete dieser Verzicht auf seine Ansprüche, und erhielt 1549 das Schloß Kallundborg zu seinem Aufenthalte, mit erweiterter Freiheit. Hier starb er 1559; einige Wochen vor seinem Tode war auch Christian III. aus der Welt gegangen.

Der Sohn und Nachfolger des Letztern, Friedrich II. (1559—1588), mußte sich vom Adel noch mehr Einschränkungen gefallen lassen, als sein Vater. Trotz eines heftigen Krieges mit Schweden — erregt, weil Friedrich das Wappen dieses Landes wieder angenommen hatte — dem der Stettiner Friede (1570) ein Ende machte, kamen doch Handel und Finanzen unter seiner Regierung durch einen trefflichen Mann, den Reichsrath Peter Ore, sehr empor. Die Wissenschaften wurden beschützt und gefördert, Niederländische Flüchtlinge, die vor Alba's Tyrannei in Dänemark Schutz suchten, bereitwillig aufgenommen. — Christian IV., Friedrich's Sohn (1588—1648), regierte kräftiger und monarchischer, und errichtete 1615 aus fünftausend Kronbauern die erste stehende Armee in Dänemark. Um diese Zeit fingen die Dänen auch an, nach fernen Welttheilen zu schiffen, und sich in Ostindien niederzulassen, wo sie die Stadt Trankebar erbauten.

3. Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen.

Gustav Erichson, mit dem Beinamen Wasa, geboren, nach der gewöhnlichen Angabe, den 12. Mai 1490*), im Kirchspiel Orkestad, drei Meilen von Stockholm, war der Sohn eines Reichsraths, aus einem alten und verdienten Geschlechte. Sein mütterlicher Großoheim, der Reichsvorsteher Sten Sture der ältere, ließ ihn an seinem Hofe erziehen, und schon als Knabe zeigte Gustav so ausgezeichnete Gaben, so vielen Geist und Muth, daß man große Hoffnungen von ihm faßte. Auf den Lehranstalten zu Upsala sammelte er manche nützliche Kenntnisse. Vaterlandsliebe flößten ihm die achtungswerthen Edelleute ein, mit denen er umging, und Klugheit lehrten ihn die verwickelten Umstände, in denen sein Vaterland während Christian's II. Regierung sich befand. Ehe dieser Dänische Unionskönig zur Krönung in Schweden gelangte, mußte er, wie wir wissen, lange gegen den Reichsvorsteher kämpfen, und hier war es schon, wo Gustav Erichson als junger Kriegsmann sein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden vertheidigen half. Als Christian 1518, um Zeit zu gewinnen, Friedensunterhandlungen eröffnete, und sich erbot, deswegen selbst nach Stockholm zu kommen, wurde ihm, unter mehreren anderen Geiseln, auch der junge Erichson gesandt. Hinter diesem Vorschlage lag aber eine höchst treulose Politik verborgen. Der König ließ nämlich, anstatt selbst nach Stockholm hinüberzusegeln, die Schwedischen Geiseln verhaften und nach Dänemark bringen, mit der Drohung, sie Alle enthaupten zu lassen, wenn die Schweden nicht die Calmarische Union anerkennen und seinen Freund, den verjagten Erzbischof Trolle, wieder einsetzen würden.

In Dänemark nahm sich ein angesehener Edelmann, Namens Baner, des jungen Erichson an, der ihm verwandt war. Er stellte sechstausend Thaler zur Bürgschaft für ihn, und erhielt ihn dafür mit der Bedingung ausgeliefert, daß er ihn sorgfältig hüten, und sich für seine Flucht verantwortlich machen wolle. So verlebte der Gefangene eine Reihe von traurigen Monaten auf Baner's Schlosse, und dachte an nichts, als an sein Vaterland, das seiner so sehr bedurfte. Und als er nun vernahm, wie Christian von Neuem große Kriegsrüstungen betreibe, um die Schweden unter seine strenge Herrschaft zu beugen,

*) Geijer, Geschichte Schweden's, Bd. II. S. 3, hält 1496 für die richtigere Jahreszahl.

entfloh er in Bauernkleidern an einem Morgen in der Dämmerung aus dem Schlosse, und entging zwei Tage lang auf abgelegenen Wegen den Forschungen seiner Verfolger. In Flensburg schloß er sich an eine kleine Gesellschaft Deutscher Viehhändler an, die aus Jütland Ochsen geholt hatten und ihn auf sein Anerbieten als Viehhüter in ihre Dienste nahmen. Mit ihnen kam er nach Lübeck (im Sept. 1519), und hier begab er sich sofort auf das Stadthaus, nannte seinen Namen und bat um Schutz für sich, und um Beistand für sein Vaterland.

Lübeck, die mächtigste unter den Deutschen Hansestädten und von Christian vielfach beleidigt, bedurfte kaum der nachdrücklichen Vorstellungen von Seiten Wasa's, um überzeugt zu werden, wie nützlich für sie die Trennung Schwedens von Dänemark sey. Gustav erwarb sich so sehr das Zutrauen des Bürgermeisters, daß er ihn gegen Baner's Ansprüche in Schutz nahm, der ihm nachgeeilt war und ihn von den Lübeckern zurück verlangte. Nach sieben Monaten angestrengter Bemühung erhielt er nicht nur die Erlaubniß, abzureisen, sondern auch das Versprechen, daß man ihn künftig mit Geld und Soldaten unterstützen wolle, wenn die Umstände einen solchen Beistand nöthig machen sollten. Ein Kauffahrteischiff setzte ihn im Mai 1520 glücklich in Schweden ans Land.

Dort widerstanden um diese Zeit nur noch zwei Städte den Dänen, Calmar und Stockholm. Gustav begab sich in die erstere, aber die Bürgerschaft war muthlos, und die deutsche Besatzung des Schlosses bedrohte ihn bei seiner Ermahnung, sich tapfer zu vertheidigen, mit dem Tode, so daß er schnell in Bauerntracht weiter eilte. Nach Stockholm wagte er gar nicht zu gehen; er wanderte zunächst unter unzähligen Bemühen und Gefahren nach Smaland, dann nach Südermanland. Die Nächte brachte er bald im Korne, bald in den Wäldern zu. In Südermanland besuchte er seine Schwester, die mit dem Reichsrath Brahe vermählt war, und machte hier seinen Vorsatz kund, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und sich an dessen Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtsamen Verwandten erschraken über solch ein Wagestück, und wollten mit dem verwegenen Jüngling nichts zu thun haben. Seine Schwester bat ihn mit Thränen, doch nicht sich und sie alle in's Verderben zu stürzen. So ging er denn weiter und verbarg sich auf einem Gute seines Vaters, Namens Räfsnäs, indeß sein Schwager nach Stockholm reisete, dem Dänischen Könige zu huldigen.

Indem Gustav in Räfsnäs zwischen allerlei kühnen Entwürfen schwankte, ging zu Stockholm das fürchterliche Blutbad vor, dessen wir oben erwähnt haben. Das Gerücht drang auch zu ihm in seine Einsamkeit; er hörte, daß sein Vater und seine Vettern mit gefallen waren, und der Durst nach Rache verstärkte in ihm die längst gefaßten Entschlüsse. Aber woher sollte er die Macht nehmen, oder wohin sollte er fliehen, um nur seinen Verfolgern zu entrinnen? Denn Christian hatte seinen Aufenthalt in Südermanland erfahren, und schickte ihm überall Späher nach, ihn aufzusuchen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und wer ihn verbergen würde, ward mit dem Tode bedroht. Wohin er kam, verschloß man die Thüren vor ihm, selbst das Karthäuserkloster zu Gripsholm, das seine Vorfahren gestiftet hatten, verweigerte ihm eine Freistatt. Da floh er an die westliche Gränze Schwedens, in die Thäler an den Norwegischen Gebirgen, die von den Dalekarlen (Thalmännern) bewohnt werden, einem Stamme, der noch jetzt seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe, seine Ehrlichkeit und Gastfreiheit bewahrt. Diesen Männern wollte er sich zeigen, ihnen die Noth des Vaterlandes schildern, und wenn er sie zum Kriege begeistern könnte, sich an ihre Spitze stellen. Da er auf der Reise dorthin eben über den Kolsund (zwischen Süder- und Westmanland) setzen wollte, verließ ihn ein Diener, den er mitgenommen hatte, und wollte mit allem ihm anvertrauten Gepäcke davon gehen. Gustav aber setzte ihm nach, und zwang ihn, das Pferd nebst dem Raube zurückzulassen. Nachdem er einsam öde Steppen, starre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er in die Gegend von Falun, das durch seine Kupferbergwerke berühmt ist. Hier steckte er sich in grobe Knechtstracht, und verdung sich bei einem reichen Bergmann im Kirchspiel Wika, auf dessen Hofe er durch Dreschen und andere Handarbeit sein Brod verdiente. Aber auch hier war er nicht lange sicher. Seine Sitten fielen seinen Mitknechten auf, eine Magd bemerkte einen goldgestickten Hemdkragen unter dem wollnen Wamms, und endlich ließ der Herr ihn kommen, um ihn auszuforschen. Erichson erinnerte sich, mit diesem Manne in Upsala studirt zu haben; er entdeckte sich ihm daher, und forderte ihn zur Theilnahme an seinem großen Unternehmen auf, erregte aber, wie gewöhnlich, nichts als Erstaunen und feiges Schrecken; ja man rieth ihm, tiefer in's Gebirge zu flüchten und sich an keinem Orte lange aufzuhalten. So wanderte er denn weiter, ging über einen gefrornen See, brach ein, rettete sich

mit Lebensgefahr und erreichte einen Edelhof, dessen Besitzer, Arendt Persson, ihn sogleich erkannte und freundschaftlich aufnahm, aber nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz. Er berechnete schnell, welche Belohnung er von Christian erhalten könnte, wenn er diesen gefährlichen Gast auslieferte, und so setzte er sich, nachdem er ihn ganz ausgeforscht hatte, unter einem Vorwande schnell zu Pferde, um seinen Fang dem Dänischen Statthalter der Gegend, welcher sein Schwager war, anzuzeigen. Dieser folgte ihm sogleich mit zwanzig Mann, allein zum Glück fanden sie den Flüchtling nicht mehr. Persson's mitleidigere Gattin hatte ihm einen Wink von ihres Mannes Vorhaben gegeben, und ihm selbst ein Pferd und einen Schlitten zur Flucht geliehen. Damit kam er glücklich nach dem Dorfe Swärdsiö, wo ihn der redliche Pfarrer acht Tage lang in seinem Hause verborgen hielt, und ihn dann nach Isala zu einem Kronschützen, Namens Sven Elfsson, führte.

Aber auch hier suchten ihn die Dänischen Späher auf. Sie traten in Elfsson's Stube, als eben Erichson daselbst am Feuer stand. Nur die Geistesgegenwart der Frau konnte ihn retten. Während die Soldaten mit ihrem Manne sprachen, kam sie zornig herein, schimpfte auf den faulen Knecht, der sich nur immer wärmen wolle, gab ihm einen derben Schlag mit dem Spaten und jagte ihn zu den übrigen Arbeitern hinaus. Er beschloß hierauf, noch weiter zu fliehen, aber überall hörte man von den umherstreifenden Dänen. Da legte ihn sein Wirth auf einen Wagen, bepackte ihn mit Stroh und fuhr ihn so verborgen nach Rättwik. Aber auch auf diesem Wege begegnete ihm eine Dänische Streifwache, der Wagen ward angehalten und das Stroh an mehreren Stellen durchstochen. Ein Stich ging Gustaven tief in's Bein, aber er rührte sich nicht. Der Bauer, welcher beim Weiterfahren bemerkte, daß seine Wagenspur im Schnee von dem durchgetröpfelten Blute gefärbt war, gab sogleich seinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, um die Kundschafter abermals zu täuschen. So kamen sie glücklich in Rättwik an.

Hier nahm Erichson Gelegenheit, den Bauern die Gräuelthaten in Stockholm, von welchen in diese entlegenen Thäler noch wenige Kunde gekommen war, zu schildern; er ermahnte sie, sich wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren aufzumachen und das fremde Joch abzuwerfen. Die Bauern waren bewegt, wollten aber erst wissen, wie ihre Nachbarn gesonnen seyen. Erichson ging nun nach Mora, dem volk-

reichsten Kirchspiel in diesen Thälern, wo aber seine Beredtsamkeit noch geringern Erfolg hatte, so daß er seine Flucht fortsetzte. Als indeß gleich darauf eine Schaar von hundert Dänen erschien, die mit Ungestüm den Flüchtling suchten, erbitterte ihr hartes Verfahren das Landvolk; man zog die Sturmglocke, und in Kurzem waren gegen tausend bewaffnete Bauern beisammen, die sogleich auf die Dänen losgingen, und sie sicher alle getödtet haben würden, wenn diese nicht versprochen hätten, Erichson kein Leid zuzufügen. Einige Tage nachher fand sich ein beherzter Schwedischer Kriegsmann, Lars Olofsson, der unter Sten Sture dem Jüngern gedient, in Mora ein. Er verbreitete das Gerücht, der König werde nächstens eine Blutreise durch ganz Schweden vornehmen, auf jedem Lehnhofe sollten Galgen errichtet werden, eine große Schatzung sey bereits ausgeschrieben, und um aller Empörung zuvor zu kommen, solle jedem Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Die Dalekarlen, vor Schrecken und Wuth außer sich, bereueten nichts mehr, als daß sie ihren Gast hatten ziehen lassen, und Olofsson hörte nicht sobald, daß Erichson hier gewesen, als er den Bauern freudig bewies, dieser sey der einzige Mann in Schweden, der sie und das Reich retten könne. Seine Reden wurden durch einen Edelmann, Namens Michelsson, bestätigt, der auch um diese Zeit dort ankam, das Blutbad in Stockholm mit angesehen hatte und die Wuth des Königs nicht fürchterlich genug schildern konnte. Jetzt wurden die Dalekarlen zur Rache fortgerissen; einige eilten Gustaven auf Schlittschuhen nach, trafen ihn, als er eben im Begriff stand, sich über das Gebirge einen Weg nach Norwegen zu suchen, und brachten ihn im Triumph nach Mora zurück. Dort ernannten ihn die angesehensten Bauern der Thallande zu ihrem und des Schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann *). Zweihundert Mann erboten sich, ihm zu folgen. Mit diesen wandte er sich nach Fahlun (Febr. 1521), griff den Bergvogt an, nahm ihn und mehrere Anhänger Christian's gefangen, und ließ die dortigen Buden Dänischer Kaufleute plündern. Der glückliche Erfolg und die reiche Beute lockten bald mehr Bauern zur Nachfolge an, und während er selbst sich nach Gestrikland wandte, errangen die Seinen einen Sieg über sechstausend Mann, welche Gustav Trolle und einige andere Anhänger Christian's zusammengebracht hatten. Als Erichson zurückkam, lehrte er seine Leute bessere

*) Geijer a. a. O. S. 17.

Waffen schmieden, und in geschlossenen Gliedern fechten. Auch zwang er sie zu einer strengen Mannszucht, und bestrafte jeden groben Ungehorsam mit dem Tode. Zu Hedemora, wo lange sein Hauptquartier war, ließ er Münzen aus Kupfer mit einer geringen Beimischung von Silber schlagen. Im Mai 1521 erklärte er dem Tyrannen durch eine öffentliche Kundmachung förmlich den Krieg, eroberte Westerás nach einem gewonnenen Treffen, und sammelte unter seine Fahnen viele Schwedische Officiere, die von des Königs Heer mit Freuden zu ihm übergingen. Seine Macht ward allmählig so stark, daß er sie theilen und an mehreren Orten zugleich damit wirken konnte. Ja als er sich von gedienten Soldaten hinreichend unterstützt sah, dankte er von den Bauern viele ab, die nun nach Hause gehen und ihre Ernte besorgen konnten. Bald ward Upsala erobert. Von da gings auf die Hauptstadt los. Der Dänen waren zu wenige in der Stadt, als daß sie ihm hätten entgegen gehen können, aber doch auch noch zu viel, um von den Einwohnern aufgerieben zu werden, und da Gustav keine Flotte hatte, so konnte Christian von der Seeseite noch so viel Truppen und Vorrath hineinbringen, als er wollte. Dazu kam, daß die Dänen noch viele Anhänger hatten, und namentlich die Geistlichkeit auf ihrer Seite war. Gustav forderte daher die Stände auf, sich im August auf einem Reichstage in Wadstena einzufinden. Zu seinem Vergnügen erblickte er hier viele Schwedische Edelleute, so wie Männer aus andern Ständen; er redete sie ernst und freundlich an, schilderte ihnen den Zustand des Reichs, und forderte sie zur thätigen Hülfe auf. Alle Anwesende wurden von seiner edlen Gesinnung gerührt, und versprachen, ihm bis in den Tod zu folgen; sie baten ihn zugleich, ihr König zu seyn und eine Krone anzunehmen, die er so wohl verdient, und die Christian verwirkt habe. Er aber sah, daß es dazu noch zu früh sey. Laßt uns erst, sprach er, die Dänen stürzen; wenn uns das gelungen ist, können wir einen würdigen Beherrscher wählen. Es wurde ihm daher nur als Reichsverweser Treue und Gehorsam gelobt.

Hierauf setzte Gustav die Belagerung der Hauptstadt, welche volle zwei Jahre dauerte, mit Eifer fort. Er sandte zu den Lübeckern und bat sie um die versprochene Hülfe. Sie schickten ihm zehn wohlausgerüstete Schiffe und neunhundert Mann Landtruppen, zu denen sich mehrere Deutsche Ritter gesellten, die Erichson's nun schon im Auslande bekannter großer Heldenruf dorthin lockte. Christian's Dänische

Händel und sein Geldmangel hinderten ihn, seine Truppen in Schweden gehörig zu unterstützen, und diesem Umstande verdankte Gustav zuletzt vorzüglich die Erreichung seines Zweckes. Denn die Lübecker hatten durch ihre Flotte mehr ihre Handelsvortheile, als seinen Nutzen zu befördern gesucht. Als die Dänische Besatzung in Stockholm hörte, daß auch in Dänemark eine Empörung ausgebrochen sey, und daß der König Kopenhagen als ein Flüchtling verlassen habe, so willigte sie endlich unter vielerlei Bedingungen, die man gern zugestand, in die Uebergabe (21. Jun. 1523). Die Empfindungen des Volks waren dennoch getheilt, denn man kannte Gustaven hier wenig, der Neid der Großen trieb sein gewöhnliches Spiel, und die Geistlichkeit, welche Gustav's Liebe zum Lutherthum kannte, versäumte nichts, das Volk unruhig und mißtrauisch gegen den neuen Herrn zu machen.

Mit wie vielen Schwierigkeiten Gustav zu kämpfen hatte, kann man daraus schließen, daß er, außer Stande den Lübeckern ihre Forderung von 68,681 Mark Lübisch für Kriegsbedürfnisse und 8689 Mark für baare Vorschüsse zu bezahlen, folgende Bedingungen gegen sie eingehen mußte: den Hanseſtädten im Nothfall mit Schiffen und Truppen beizustehen; ohne den Willen der Lübecker mit Dänemark keinen Vertrag zu schließen; den Schaden zu ersetzen, den Christian etwa aus Rachsucht den Lübeckern oder Danzigern anthun möchte; den Hanseſtädten die ausschließliche Handelsfreiheit in ganz Schweden ohne Zoll und andere Abgaben, auch Stapelgerechtigkeit und Niederlagen in allen Seehäfen zu bewilligen; keinen fremden Kaufleuten irgend eine Niederlassung in Schweden zu gestatten, ja sogar den Schweden selbst jeden andern Handel als mit den Hanseſtädten zu untersagen. Einen solchen Sclavenzwang mußte sich das Königreich Schweden von einer einzelnen Deutschen Handelsstadt auflegen lassen!

Diese Verhandlungen waren auf einem Reichstage zu Strengnäs gepflogen worden, der noch vor der Uebergabe Stockholm's gehalten wurde, um über die Reichsregierung zu entscheiden. Man kam hier bald aufs Reine, indem alle Stimmen sich dahin vereinigten, daß das Reich eines Königs bedürfe, und daß Niemand der Krone würdiger sey, als Gustav Erichson, der Retter des Vaterlandes. Aber die nähere Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mit der Einrichtung des Reiches, mit der Bekämpfung der Geistlichkeit und des Adels, und mit der Behauptung einer an Hülfsmitteln so armen

Krone verbunden seyn mußten, brachten ihn zu dem Entschlusse, die dargebotene Königswürde abzulehnen. Die Stände brachen in Thränen aus, Mehrere fielen auf die Knie und beschworen ihn, doch jetzt seine Hand nicht vom Vaterlande abzuziehen. Der päpstliche Legat selber ermahnte sie, mit Bitten nicht abzulassen, und so gab Gustav endlich nach. Voller Freude leisteten nun Alle dem neuen Könige den Eid der Treue, und er schwur ihnen dagegen, nach den Schwedischen Gesetzen regieren zu wollen (7. Juni 1523). Gustav unterließ nicht, sich jetzt gegen Die, welche ihm auf seiner Flucht mit eigner Lebensgefahr beigestanden hatten, dankbar zu erweisen. Keiner von ihnen blieb unbelohnt, und da jener Pfarrer, der ihn einmal acht Tage beherbergt hatte, nicht mehr lebte, so ließ der König wenigstens zum Zeichen seiner dankbaren Erinnerung eine vergoldete Krone auf den Kirchthurm des Dorfes setzen.

Ein so armes Land wie Schweden, damals noch ohne eignen Handel und ohne Manufacturen, konnte freilich dem König nur wenig einbringen, der auch keinen Reichthum an liegenden Gründen besaß. Diesem Uebel mußte zuerst abgeholfen werden, und dazu zeigte sich kein anderes ausreichendes Mittel, als Einziehung der reichen Güter der katholischen Geistlichkeit. Gustav, der die Lutherische Lehre bei seinem Aufenthalt in Lübeck schon um ihrer selbst willen lieb gewonnen hatte, war nun also um so eifriger darauf bedacht, sie in Schweden einzuführen. Zwei junge Schweden, Olaus und Lorenz Petri, Söhne eines Schmidts zu Oerebro, die Luther's Zuhörer in Wittenberg gewesen waren, hatten bei der Rückkehr in ihr Vaterland schon angefangen, gegen Mißbräuche und Ablaß zu predigen, und zwar mit solchem Eifer, daß der König ihnen Behutsamkeit anrieth. Da sie ihm indeß von Luther empfohlen wurden, gab er ihnen Aemter. Doch Viele im Volke waren mit dem Predigen der neuen Lehre unzufrieden, dazu kamen die Steuerforderungen, zu welchen Gustav sich genöthigt sah, und eine schwere Hungersnoth, welche die Priester nicht ermangelten als Strafe des Himmels wegen des ketzerischen Königs darzustellen. Der Erzbischof that die Brüder Petri in den Bann, und die Thalmänner, von denen Gustav's Erhebung ausgegangen war, wurden zu einem Aufstande wider ihn gereizt. Diese Dinge vermochten den König im Juni 1527 einen Reichstag zu Westerås zu versammeln, und als er auf seine dort gemachten Anträge eine unerwünschte Antwort erhielt, sprach er: „Wir können uns nicht wundern, daß das

gemeine Volk uns allen Ungehorsam und Verdruß erzeigt, da es solche Anstifter hat. Wer wollte unter solchem Beding Euer König seyn. Nicht der Schlimmste in der Hölle, viel weniger ein Mensch. Seid daher bedacht, wie ihr mich redlich aus dem Regiment entlasset und mir dasjenige erstatten möget, was ich von meinem Eignen für das Allgemeine ausgegeben; dann werde ich hinwegziehen und mein undankbares Vaterland nie wiedersehen." Bei diesen Worten brach er in Thränen aus, und verließ den Saal. Alles war bestürzt, und am folgenden Tage ging von den unteren Ständen eine Bewegung aus, der auch die Gegenpartei nachgeben mußte. Drei mal wurde Gustav die Bitte vorgetragen, er möge die Regierung fortführen, endlich mit Fußfall und Thränen bis er sich bewegen ließ. Seine Anträge wurden nun bewilligt. Die geringen Einkünfte der Krone sollten mit den Gütern der Bischöfe, Domkirchen und Klöster vermehrt werden; der Adel das Recht haben, diejenigen Güter zurückzufordern, die von seinem Eigenthum seit 1454 an die Kirche gekommen; alle Schweden „das reine Wort Gottes, wie es von den evangelischen Predigern gelehrt würde, werth achten." Damit war denn der Grund zur Kirchenreformation gelegt. Allmählig ging man weiter und schaffte die übrigen Römisch-katholischen Gebräuche völlig ab.

An den Reichsversammlungen nahmen jetzt auch Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes Theil. Auf einem Reichstage zu Westeräs ward 1544 von allen Ständen eine schon früher gemachte Verordnung bekräftigt, vermöge deren Schweden aufhören sollte, ein Wahlreich zu seyn, und die Krone in Gustav's Familie für erblich erklärt wurde. Von so vieler Zuneigung des Volkes zu seinem Könige dies auch zeugt, so hatte der edle Gustav doch seine ganze fast vierzigjährige Regierung hindurch mit Mühseligkeiten, Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen. Trotz dieser Schwierigkeiten erwarb er sich um die Bildung und den Wohlstand seines Volkes unendliche Verdienste. Er zwang die Hanse, ihren großen Freiheiten zu entsagen, und entfesselte dadurch den Schwedischen Handel, wobei er sein Reich mit Israel verglich, das nun von einer Aegyptischen Sclaverei befreit wäre; er gab den Schweden Handel, Schifffahrt, einige Künste und gute Gesetze, erhöhte die Einkünfte der Krone außerordentlich, machte den Anfang zu einem stehenden Heere und verschaffte dem Schwedischen Namen zuerst Ehre und Vortheile im Auslande. Zuletzt beging dieser treffliche König nur den Fehler, daß er seinen drei Söhnen

zweiter Ehe, Johann, Magnus und Karl, ganze Fürstenthümer einräumte, die sie unter der Oberhoheit ihres ältesten Bruders besitzen sollten, wodurch der Grund zu verderblichen Verwirrungen gelegt ward. Er starb am 29. September 1560.

Sein ältester Sohn und Nachfolger, Erich XIV., führte mit Rußland und Polen Krieg wegen Esthland, welches zuletzt in seinen Händen blieb, und mit Dänemark wegen der neuen Anmaßung Friedrich's II., wie schon oben erwähnt ist. Er war von einer so leidenschaftlichen Heftigkeit, daß die Ausbrüche derselben zuweilen Geistesabwesenheit zu verrathen schienen; zuletzt kam es dahin, daß er in solchen Anfällen die willkürlichsten Handlungen verübte, Staatsgefangene hinrichten ließ und dann die bitterste Reue darüber bezeigte. Man hielt ihn nun für völlig wahnsinnig; sein Bruder Johann, den er früher wegen einer Staatsverrätherei hatte gefangen setzen lassen, vereinigte sich mit dem jüngsten, Karl, wider ihn; er ward 1568 des Reichs entsetzt und kam in lebenslängliche Gefangenschaft, wo er mit außerordentlicher Härte behandelt wurde, selbst körperliche Mißhandlungen ausstehen mußte. — Sein Nachfolger, Johann III. (1568—1592) schloß mit Dänemark den schon erwähnten Stettiner Frieden, gerieth aber mit Rußland wegen der Ostseeprovinzen in einen neuen Krieg. Er war ein Mann von schwankendem Charakter; durch seine Gemahlin, eine Polnische Prinzessin, ließ er sich zur Begünstigung des Katholicismus verleiten, dem er durch schrittweise Annäherungen in gottesdienstlichen Gebräuchen allmählig wieder zur Herrschaft in Schweden verhelfen wollte. Dadurch machte er sich heftige Feinde, und aus Furcht, daß sein Bruder Erich sich an die Spitze der Mißvergnügten stellen möchte, ließ er diesen im Gefängnisse vergiften. Heimliche Jesuiten, die er in's Reich aufgenommen hatte, leiteten seine Schritte, und Gregor XIII. glaubte sich ebenfalls keines besseren Unterhändlers bedienen zu können, als eines Jesuiten, um Johann ganz an Rom zu fesseln. Dies war der schlaue Possevino, ein eifriger Ketzerbekehrer. Unter dem Namen eines Gesandten der Wittwe Kaiser Maximilian's II. erschien er 1578 in Stockholm, und seine Bemühungen hatten so guten Fortgang, daß der König schon nach wenigen Monaten die evangelische Religion in seine Hände abschwor. Johann's Sohn Siegmund ward zum eifrigen Katholiken erzogen. Aber es dauerte nicht lange, so ergriff den König die Reue, und da er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin ein Schwedisches Fräulein heirathete, so vermochte ihn diese, dem katholischen

Glauben wieder zu entsagen; doch quälte er sich sein übriges Leben hindurch mit Zweifeln und Gewissensunruhe.

Siegmund war schon 1587 durch Wahl König von Polen geworden. Da er nun seinem Vater auch in Schweden folgen sollte, beschlossen die Stände noch vor seiner Ankunft, daß im Lande keine andere Lehre vorgetragen werden solle, als die rein evangelische. Erst nachdem Siegmund dies bestätigt hatte, wurde er gekrönt, kehrte aber dann sogleich nach Polen zurück. Die dadurch erbitterten Stände ernannten nun für die Zeit seiner Abwesenheit den Bruder des verstorbenen Königs, den Herzog Karl von Südermanland, zum Reichsvorsteher. Dies gab dem Letztern Muth, nach der Krone selbst zu streben, da das Volk ihm anhing und den katholischen König haßte. Siegmund erklärte die letzten Reichstagsbeschlüsse für Aufruhr, und kam mit einem Polnischen Heere in's Land, aber Herzog Karl schlug ihn am 25. September 1598 bei Stangebro, und in dem darauf geschlossenen Frieden ward von beiden Seiten Entlassung der Truppen und Entscheidung des Streits auf einem Reichstage versprochen. Aber Siegmund glaubte dem herrschsüchtigen Oheim nicht trauen zu dürfen, und anstatt nach Stockholm zu gehen, kehrte er nach Polen zurück. Dies brachte ihn vollends um seine Krone. Die Stände versammelten sich im Anfange des Jahres 1599 zu Jönköping, und ließen an ihn die Forderung ergehen, entweder die päpstliche Lehre fahren zu lassen, und sein Erbreich in Person zu regieren, oder, falls er dies nicht wolle, seinen vierjährigen Sohn Wladislav nach Schweden zu schicken, damit derselbe unter des Herzogs Augen erzogen, und in der Landesreligion unterrichtet werden könne. Im Juli desselben Jahres sagten sie ihm auf einem neuen Reichstage zu Stockholm Treue und Gehorsam auf, und wenn er den Prinzen Wladislav nicht binnen sechs Monaten in das Land schicke, sollten auch seine Nachkommen ihr Erbrecht an die Schwedische Krone verlieren. Der Herzog Karl wurde unter dem Namen eines regierenden Erbfürsten zum Reichsvorsteher ernannt. Nach Siegmund's Entweichung entstand eine allgemeine Verfolgung gegen seine Partei. Viele wurden ihrer Freiheit und ihres Eigenthums beraubt, und als die Regierung an den Herzog übertragen war, ward die Rache nur um so wirksamer in der Hand eines Einzigen; er strafte seine eignen Feinde als Verräther des Reichs *). Auf dem Reichstage

*) Geijer a. a. O. S. 312.

zu Linköping (März 1600) klagte er dreizehn Anhänger Siegmund's, acht Reichsräthe und fünf andere Edelleute, an, und ein Gericht von 153 Personen, Edelleute, Officiere, Beamte, Bürger und Bauern, verdammten sie, mit Ausnahme derer, die sich schuldig bekannten und Gnade begehrten, zum Tode. Fünf wurden hingerichtet. Diesen Schritten seines kraftvollen Widersachers gegenüber zeigte der lässige Siegmund nur Zaudern und Unentschlossenheit; auch unterstützten ihn die Polen viel zu schlecht. Der Krieg zwischen beiden Reichen ward planlos geführt, und 1604 nahm der Herzog auf einem Reichstage zu Norköping auf wiederholtes Begehren der Stände unter dem Namen Karl IX. den Königstitel an. Seine Nachkommen sollten nach ihm die Krone besitzen. Außer der Fortsetzung des Polnischen Kampfes führte er auch mit den Dänen Krieg, und mischte sich in innere Händel Rußland's. Keiner dieser Kämpfe war beendet, als Karl, der jüngste und fähigste unter Gustav Wasa's Söhnen, am 30. October 1611 starb. Für die Fortschritte des Handels und Gewerbfleißes und für gute Gesetze hatte er eifrig gesorgt, und der niederen Stände sich so angenommen, daß ihn die Vornehmen nur den Bauernkönig nannten.

---

4. Polen und Preußen.

Der siegreiche Krieg der Polen gegen den Deutschen Ritterorden, den wir in der Geschichte des Mittelalters als eine für den letztern so entscheidende Begebenheit kennen gelernt haben (Th. VI. S. 348.), hatte auch in Polen die aristokratisch-republicanische Form dieses Staates vorzüglich ausbilden helfen. Der Adel war im alleinigen Besitz der politischen Rechte; weil aber jener Krieg häufigere Zusammenkünfte nöthig machte, und es den Edelleuten beschwerlich fiel, sich auf allen Reichstagen persönlich einzufinden, so erwählten die einzelnen Districte (Woiwodschaften) auf ihren Provincialversammlungen bald mehr, bald weniger Deputirte oder Landboten, die in ihrer aller Namen zum Reichstage gehen, dort Steuern bewilligen oder verweigern, und auch in anderen Angelegenheiten die Rathgeber des Königs sein sollten. Außer dieser Abgeordnetenversammlung bestand ein Senat, zu dem sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden und königliche Minister gehörten. Von den Städten war wenig oder gar nicht die Rede, der Adel war Alles, die Macht des Königs sehr beschränkt, und der

Regierung fehlte alle Festigkeit, während der Staat an den Russen, Türken und Tartaren mächtige Feinde hatte. Die Uebermacht derselben lernte schon Johann I. Albrecht (1492—1501), des im sechsten Bande zuletzt erwähnten Kasimir III. Nachfolger und zweiter Sohn, zu seinem Schaden kennen. Als die Polen nach Johann's Tode dessen Bruder, den bisherigen Großherzog von Lithauen Alexander, zum Könige wählten, so wurden zwar Polen und Lithauen von nun an Ein Staat, aber ohne daß sich darum eine größere Kraftentwickelung zeigte. Alexander starb schon 1506. Länger und bedeutender war die Regierung des vierten Bruders, Sigismund's I. (1506—1548), der Einsicht in die Mängel des Staats hatte, durch welche dieser so oft den äußeren Feinden unterlag, und ob er gleich bei den inneren Parteiungen fast nichts vollständig durchsetzen konnte, war er doch glücklicher als seine Vorgänger. Unter seiner Regierung starb der Piastische Stamm der Herzoge von Masovien aus, deren Land nun mit Polen vereinigt ward; und er war es, dessen Mäßigung 1525 den Krakauer Frieden herbeiführte, durch welchen der zum Lutherthum übergegangene Markgraf Albrecht erblicher Herzog von Preußen ward (Th. VII. S. 212). Unter Siegmund's Sohne, Siegmund II. August (1548—1572), folgte der Heermeister des Schwertbrüderordens, Gotthard Kettler, dem Beispiele Albrecht's. Da er sich nämlich gegen die unaufhörlichen Einfälle der Russen nicht halten konnte, so überließ er Livland dem Könige von Polen, und behielt dafür Curland und Semgallen für sich und seine männlichen Erben unter Polnischer Lehnshoheit als weltliches Herzogthum (1561). Darüber hatte Siegmund einen Kampf mit Rußland zu bestehen, und einen schon oben erwähnten mit Schweden, an welche Krone sich nämlich das früher mit Livland verbundene Esthland ergab. Esthland blieb bei Schweden, die Insel Oesel kam an Dänemark.

Auch in Polen selbst drang die Reformation ein, und Siegmund II. schien die neuen Meinungen zu begünstigen, ohne sich doch zu ihnen zu bekennen; dagegen wurden sie bald von einem großen Theile der Senatoren und Landboten angenommen, und da sich eine allgemeine Gewissensfreiheit bildete, so strömten fast alle Secten nach Polen, auch solche, welche an anderen Orten nicht geduldet wurden, wie z. B. die Socinianer*). Aber diese unter ihnen selbst herrschende Ent-

*) So genannt von Lälius Socinus und seinem Brudersohne Faustus, aus Siena. Diese beiden Männer, und besonders der letztere, haben das System der Antitrinitarier

zweiung, da vorzüglich die Socinianer von Lutheranern und Reformirten verabscheut wurden, schwächte die Nichtkatholiken, und da das Volk zu sehr unter dem Drucke war, so wurde die Reformation hier nicht Quelle einer höhern Cultur. Nur ein großer Anlaß von Streitigkeiten unter dem Adel ward sie, und auf den Landtagen entstanden darüber heftige Bewegungen. Vielleicht würden die Könige, wenn sie diese Bewegungen zu leiten gewußt hätten, hier einen Punkt haben finden können, von dem aus sie die Adelsaristokratie schwächen und Polen größere Festigkeit und eine ganz andere Gestalt geben konnten. Da dies aber nicht der Fall war, so blieb die alte Staatsverfassung, und mit ihr auch die höchst unzweckmäßige Art der Landesvertheidigung, welche bloß Sache des Adels war, der erst die Waffen ergriff, wenn die Feinde schon im Lande waren. Als nun endlich bei den unaufhörlichen Verwüstungen des Landes von Tartaren oder Russen die Nothwendigkeit, die Gränzen des Reichs durch einen stehenden Truppencordon zu decken, gefühlt, und die Ausführung beschlossen ward (1562), wollten Adel und Geistlichkeit nichts zur Erhaltung dieser Maßregel beitragen, und der König sah sich genöthigt, den vierten Theil der Einkünfte aus seinen Domainen dazu zu bestimmen.

Mit Siegmund II. starb der Jagellonische Mannsstamm aus, und nun wurde das Wahlrecht, welches der Adel bis jetzt auf beschränkte Weise ausgeübt hatte, da sich die Gewählten immer zugleich Erben des Königreichs schrieben, auch durch Abschaffung dieses Titels förmlich bestätiget, und damit zugleich eine neue Ursache zur Verwirrung des Reichs gegeben, indem fast keine Thronerledigung ohne Zwist und Parteiung abging. Gleich die erste Wahl gab davon ein Beispiel. Der Papst und die Türken, Schweden und Oesterreich, Frankreich und Spanien begünstigten Thronbewerber, und brauchten Geld und List, ihrer Partei unter dem Adel das Uebergewicht zu verschaffen. Keiner aber verstand die Kunst der Unterhandlung besser, als der Französische Gesandte, der, obgleich vor der Wahl eine völlige Freiheit und Sicherheit der Religion für alle Parteien des christlichen Glaubens beschlossen worden war, mit einem Prinzen durchdrang, der als Haupturheber der Bartholomäusnacht eben ein schreckliches Beispiel seines religiösen Verfolgungsgeistes gegeben hatte. Dies war Heinrich, der Bruder König Karl's IX. von Frankreich, wie oben (S. 111.) schon erwähnt

oder Unitarier, welche die ursprüngliche Gottheit Christi und die Dreieinigkeit läugnen, am meisten ausgebildet.

ist. Heinrich beschwor den Polnischen Gesandten, die nach Paris gingen, ihm seine Erhebung anzukündigen, die erste Wahlcapitulation (pacta conventa), in welcher er die Religionsfreiheit und die Rechte des Adels bestätigte, eine Flotte zur Beschützung der Polnischen Häfen, viertausend Gascogner gegen Rußland auf eigne Kosten zu halten, eine halbe Million Polnischer Gulden zum Vortheil Polens zu verwenden, und die unter der vorigen Regierung gemachten Schulden des Reiches zu bezahlen versprach. Diese Vortheile bestimmten die Wahl eines Prinzen, dessen Bildungsart, Lebensweise und Sitten wol am wenigsten für eine solche Nation und einen solchen Adel paßten. Aeußerte sich nun schon im ersten Vierteljahre lautes Murren über den König, so empfand dieser eben so sehr Sehnsucht nach seinem Vaterlande, und bei der Nachricht von seines Bruders Tode eilte er, wie gleichfalls oben schon erzählt ist, heimlich aus dem Lande.

Die neue Wahl traf einen Würdigern, den Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathory, der sich mit der zwei und funfzigjährigen Prinzessin Anna, des letzten Jagellonischen Königs Schwester, vermählen, und ähnliche Bedingungen beschwören mußte, wie Heinrich von Valois (1575). Noch immer wurde mit den Russen über den Besitz von Livland gekämpft; Stephan drang siegreich in Rußland ein, und brachte einen ruhmvollen Waffenstillstand zu Wege (1582). Gegen die Eroberungen, welche er in Rußland gemacht, gab der Zar Alles, was er in Livland besetzt hielt, zurück. So kräftig wirkte dieser tapfre, weise und gelehrte Fürst auch im Innern. Er sorgte für die Handhabung der Gerechtigkeit, gab den Kosaken, die gegen die Tartaren als Gränzsoldaten sehr nützlich waren, eine zweckmäßige Einrichtung, und wenn der Verdacht, der gegen ihn erregt ward, gegründet ist, daß er nämlich gestrebt habe, die Wahlfreiheit zu beschränken, so hat er das Beste des Staats sehr wohl erkannt. Aber er hatte auch mit großen inneren Entzweiungen zu kämpfen, in denen er doch vielleicht die Oberhand behalten haben würde, wenn ihn nicht schon 1586 der Tod hinweggerafft hätte, als er eben im Begriff war, den Schweden Esthland zu nehmen, und Rußland von Neuem zu bekriegen.

Die folgenden Ereignisse machten den frühzeitigen Tod dieses Fürsten nur noch schmerzlicher. Die zwischen einem Oesterreichischen und einem Schwedischen Prinzen zwiespältige Wahl wurde erst durch Waffengewalt zum Vortheil des Schwedischen Siegmund, aber nicht des Reichs, entschieden. Denn dieses wurde von ihm in die Händel ver-

wickelt, in welche er mit den Schwedischen Ständen und seinem Oheim Karl gerieth, als er den heimischen Thron bestiegen hatte, aber, wie in der Schwedischen Geschichte schon berichtet ist, nicht lange behauptete. Livland und Esthland wurden der Schauplatz, wo Polen und Schweden die Ansprüche ihrer Könige vertheidigten, aber nicht mit sonderlichem Nachdrucke von Seiten Polen's. Denn auch hier war es wegen Siegmund's Anhänglichkeit an den Katholicismus und an die Jesuiten, so wie an das Oesterreichische Haus, aus welchem er nach einander zwei Schwestern heirathete, zum förmlichen Aufstand gekommen, unter Anführung des Fürsten Johann Radzivil. Die Mißvergnügten schrieben schon einen Reichstag aus zur Wahl eines neuen Königs, aber eine große Niederlage, die sie bei Radom erlitten (1607), brachte die Aussöhnung zu Stande; bald darauf schloß Siegmund einen Waffenstillstand mit Schweden (1609). Beide Parteien kämpften aber noch mit ihren Ränken gegen einander in Rußland, wo durch Thronstreitigkeiten eine völlige Anarchie entstanden war. Da ein Polnisches Heer siegreich in Rußland vordrang, glaubten die Russischen Großen diese Gefahr am besten abzuwenden, wenn sie den oben schon erwähnten Prinzen Wladislav, Siegmund's Sohn, zum Zar erwählten (1610). Siegmund aber nahm die Wahl nicht an, theils weil er aus Anhänglichkeit an den Römischen Katholicismus nicht zugeben wollte, daß der Prinz zur Griechischen Kirche übertrete, theils weil er den besten Theil Rußland's seinem eignen Zepter zu unterwerfen gedachte. Die Polen bemächtigten sich zwar Moskau's, erregten aber durch ein furchtbares Blutbad, welches sie dort anrichteten, Haß und Abscheu, die Russen gaben sich einen einheimischen Herrscher, und als Wladislav nachher sein Recht geltend machen wollte, war es zu spät. Der Kampf dauerte bis 1618, da wurde ein vierzehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, in welchem Siegmund die Provinzen Smolensk, Severien und Tschernigow für das Polnische Reich erhielt. Was aber der Staat hier gewann, verlor er in Livland gegen Schweden, indem Siegmund seine Ansprüche auf die Krone dieses Reiches nicht aufgeben wollte und daher den Krieg von Neuem begonnen hatte. Auch ein Türkenkrieg brach aus, wo die Tartaren das Reich auf eine furchtbare Weise verheerten. Wie hätte nun wol bei so vielen Kriegen und unter den Aufständen des Adels die Cultur gedeihen und der innere Zustand des Staats verbessert werden können! Und zum

größten Unglück dauerte diese elende Regierung fast ein halbes Jahrhundert, denn Siegmund starb erst 1632.

Ungleich besser war der Zustand Preußens, weil die Lage dieses Landes an der See einen größern Verkehr mit Fremden veranlaßte, weil es als ein seiner Sprache nach Deutsches Land an Deutscher Bildung Theil nahm, und weil eben durch diese geistige Verbindung die Lutherische Lehre hier bald die herrschende wurde, und nicht nur die Anlegung von mehreren Schulen, sondern auch die Stiftung der Universität zu Königsberg (1546) bewirkte. Doch fehlte es darum an inneren Reibungen und Störungen keinesweges. Die Adelsaristokratie nahm auch hier so schnell überhand, daß der Herzog nur sehr wenig vermochte, und sie erreichte die größte Höhe, als der zweite Regent, Herzog Albrecht Friedrich (1568—1618), blödsinnig wurde. Polen übertrug nun die Verwaltung 1577 dem nächsten Lehnsvetter, Markgrafen George Friedrich von Anspach, aber dieser wurde bald des steten Haders mit dem herrschsüchtigen Adel so müde, daß er nach Franken zurückging, in siebzehn Jahren nicht wieder nach Preußen kam und das Land von Anspach aus regierte. Da mit diesem Fürsten 1603 die ältere Brandenburgisch-Fränkische Linie erlosch, so wurde nun der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg Verweser, und dessen Sohn Johann Siegmund, nach dem Tode des blödsinnigen Albrecht Friedrich, der keine Söhne hinterließ, 1618 wirklicher Herzog von Preußen. Denn die Polen hatten dem Brandenburgischen Kurhause auf diesen Fall schon früher die Mitbelehnung und Anwartschaft auf Preußen ertheilt, und mußten es sich gefallen lassen, als die Aussicht nun in Erfüllung ging, obschon sie es sehr ungern sahen und das ihnen so wohlgelegene Land viel lieber mit ihrem Reiche vereinigt hätten.

5. Nicolaus Copernicus.

(Geb. 1473, gest. 1543.)

Preußen hat den Ruhm, in diesem Manne einen der größten wissenschaftlichen Entdecker hervorgebracht zu haben. Sein Vater war ein zu Thorn ansässiger Edelmann aus Krakau, und seine Mutter die Tochter des Bischofs von Ermeland. Nachdem der Knabe auf der Schule zu Thorn einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt

hatte, ward er nach Krakau geschickt, um dort Medicin zu studiren. Er that dies mit der Gewissenhaftigkeit, die in seinem Charakter lag, und erlangte auch die Doctorwürde in dieser Facultät; allein seitdem er den Mathematiker Albert von Brudzewsky gehört hatte, ward dessen Wissenschaft auch sein Lieblingsstudium. Besonders begeisterten ihn die mathematischen Schriften Purbach's und des Regiomontanus*), zweier Deutschen, die durch ihren Scharfsinn und ihre Entdeckungen sogar in Italien die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen hatten. In der Absicht, die Bahn dieser Männer zu verfolgen, ging Copernicus nach Italien, und schloß sich (1496) an die größten Lehrer der Mathematik in Bologna an; dann reis'te er (1500) nach Rom, und sah sich hier schon so gekannt, daß man ihn nicht geringer als Regiomontanus schätzte. Er wurde daselbst zum Lehrer der Mathematik ernannt, und seine Vorlesungen wurden von Vornehmen und Künstlern aller Art zahlreich besucht. Endlich kehrte er aber doch — man weiß nicht, wann — in sein Vaterland zurück, und erhielt daselbst von seinem Oheim, dem Bischof von Ermeland, ein Canonicat am Dome zu Frauenburg, einer kleinen Stadt am frischen Haff. Hier brütete er im Stillen über dem großen Werke, das ihn unsterblich machen sollte. Nachdem er in den Schriften der alten Philosophen und Naturkundigen geforscht, und zu seiner Freude gefunden hatte, daß die gemeine Meinung, die Erde stehe unbeweglich im Mittelpunkte des Weltalls, im Alterthume schon nicht durchgängig angenommen worden sey, untersuchte er nun die auch ihm schon langs zweifelhafte Behauptung selber. Man hatte nämlich nach diesem alten Systeme den Lauf der Sonne und der Planeten nicht ohne die allerseltsamsten Hypothesen erklären können, und war mit mancher Erscheinung bei allem Erklären dennoch nicht im Reinen. Die wahre Beschaffenheit des Planetensystems zu finden, war auch wahrlich sehr schwer, da der sinnliche Schein dem

*) Dieser hieß eigentlich Johann Müller, und nannte sich nur so nach dem kleinen Städtchen Königsberg, im Stifte Würzburg, wo er 1436 geboren war. Er war ein so frühzeitiges Genie, daß man ihn schon in seinem zwölften Jahre für reif erklärte, die Universität zu Leipzig zu beziehen. Diese verließ er im funfzehnten Jahre, um zu Wien den großen Astronomen Purbach zu hören, der schon in seinem sechs und dreißigsten Jahre starb. Er kam bald seinem Lehrer gleich, und sein Ruhm erscholl so weit umher, daß er nach Rom gerufen ward, um zur Verbesserung des Kalenders seinen Rath zu ertheilen, wofür er vom Papste mit Versprechungen überhäuft und vorläufig zum Bischof von Regensburg ernannt ward. Er starb schon in seinem vierzigsten Jahre, und liegt zu Rom im Pantheon begraben.

allen Glauben so sehr das Wort sprach, und da wir die Bewegungen der Planeten nur immer von der Seite beobachten können, und in jedem Augenblicke einen andern Standpunkt haben. Bewundernswürdig ist also der Mann, der trotz dieser Verwirrung mit dem klarsten Bewußtseyn das Wort aussprach: die Sonne ruht im Mittelpunkte des Planetensystems, und hat keine andere Bewegung als um ihre Axe; die Planeten aber ziehen ihre Kreise in abgemessenen Entfernungen höchst regelmäßig um sie her; der Mond endlich ist blos der Erde zum Trabanten gegeben. Und diese große Entdeckung, die Frucht eines fast sechs und dreißigjährigen Forschens, hielt er mit außerordentlicher Bescheidenheit so lange zurück, daß die Welt, die er dadurch erleuchtet hat, sie erst in demselben Jahre erfuhr, da sie ihn selbst verlor.

6. Die Russen.

Von der neuen Gestalt, welche die politischen Verhältnisse Rußland's durch den kühnen Iwan III. Wassiliewitsch erhielten, welcher der Zertheilung des Staats ein Ende machte, und ihn vom tatarischen Joche befreite, ist im sechsten Bande (S. 356) die Rede gewesen. Sein Nachfolger, Wassilij IV. Iwanowitsch (1505—1534), hatte einen neuen Krieg mit Kasan zu bestehen. Zugleich suchten die Polen, während sie den Großfürsten dort beschäftigt sahen, von ihrer Seite aus Eroberungen zu machen, und hetzten die Krimischen Tataren auf, den Russen in's Land zu fallen, das heißt, es zu verheeren. Dagegen waren dann zu anderer Zeit dieselben Tataren bereit, den Polen das Gleiche zu thun. Wassilij vermehrte seine Macht durch die Unterwerfung Pleskow's, welches, wie Nowgorod, ein demokratischer, durch den Handel mächtiger Freistaat war; auch Sewerien, das letzte selbständige Fürstenthum, fiel an die Krone. Iwan IV. Wassiliewitsch (1534 bis 1584), der wegen seiner Strenge den Beinamen der Grausame erhielt, eroberte endlich Kasan, und machte das Land zu einer Russischen Provinz (1553). Durch Unterdrückung des Islam und Einführung des Christenthums befestigte er sich in dem Besitz dieses Landes. Hierauf erfolgte auch die Einverleibung des minder mächtigen Astrachan. Bald nachher gerieth er mit Schweden und Polen in Krieg. Livland war, wie schon erwähnt ist, der Zankapfel der nordischen Mächte. Zur

bessern Führung dieser Kämpfe und zur Sicherung seiner Eroberungen im Osten hatte Iwan schon früher eine ungefähr 12,000 Mann starke Schaar mit Feuergewehr bewaffneter und regelmäßig besoldeter Schützen (Strelzi, Strelitzen) gebildet und dadurch den Grund zu einem stehenden Heere gelegt. Daneben bemühte er sich, zur Verbesserung des Staats- und Kriegswesens, zu einiger Beförderung der Künste u. s. w., Deutsche in sein Reich und an seinen Hof zu ziehen; auch kamen die Engländer 1553 nach dem weißen Meere, indem sie einen nordischen Weg nach China und Indien suchten. Diese nahm der Zar *) ebenfalls gern auf, indem er so Gelegenheit erhielt, unmittelbare Verbindungen mit dem Europäischen Westen anzuknüpfen, woran ihn die Eifersucht der Schweden und der Hanse immer verhindert hatte, und gestattete ihnen viele Handelsfreiheiten. Dazu gewann er an Narva einen neuen trefflichen Handelsplatz, und durch die Kabardei erweiterte er sein Reich nach Süden. In seinen letzten Jahren verließ ihn aber in den Kriegen gegen Schweden und Polen das Glück. Um nun von Stephan Bathory günstige Bedingungen zu erhalten, wandte sich der Zar an den Papst, und bat ihn, er möchte Jenen doch zu einem billigen Frieden vermögen. Da er zugleich von fern einige Hoffnung blicken ließ, mit seinem Volke zur Römischen Kirche überzutreten, so schickte Gregor XIII. den Jesuiten Possevino, dessen wir schon in der Schwedischen Geschichte erwähnten, den Frieden zwischen beiden Staaten zu vermitteln. So kam ein zehnjähriger Waffenstillstand, dessen Bedingungen schon bei Polen (oben S. 270) bemerkt sind, zu Stande; aber des Papstes Erwartungen wurden getäuscht. Auch den Schweden mußte Iwan Ingermanland lassen.

Dagegen wurde unter seiner Regierung der Grund zur Eroberung Sibirien's gelegt. Ein Haufe von sechstausend Kosaken, von ihrem Hetmann Jermak geführt, flüchtete vor den Russen, die sie für ihre vielen Räubereien bekriegen wollten, nach Sibirien zu (1577). Jermak zog durch wilde, öde Steppen, unter beständigen Kämpfen mit den Tataren, und besiegte unüberwindlich scheinende Hindernisse der Natur. Nur noch sechzehnhundert Mann stark, lieferte er dem Chan Kutschum ein Haupttreffen, dessen siegreicher Ausgang ihn zum Meister alles Landes bis an den Irtisch machte. Nun sandte er einen

*) Diesen höchsten Ehrennamen, welchen die Russen ehemals dem Byzantinischen Kaiser und dann dem Mongolischen Chan beizulegen pflegten, hatten die Großfürsten jetzt angenommen.

Unterbefehlshaber an den Zar, mit der Bitte, das Land in Besitz zu nehmen, ihm aber die frühere Schuld zu verzeihen. Iwan war erfreut, und sandte fünfhundert Mann zur Befestigung des Eroberten. Nach und nach drangen die Russen weiter vor und unterwarfen das ganze unwirthbare Land bis nach Kamtschatka hin ihrer Botmäßigkeit.

Mit Iwan's Sohn, Feodor I., der das Erworbene mühsam zusammenhielt, erlosch 1598 der Rurikſche Mannsstamm. Die Großen wählten seinen Schwager Boriß Godunow, einen kräftigen, aber ruchlosen Menschen, der schon den verstorbenen Zar völlig geleitet und sich durch eine Reihe von Verbrechen den Weg zum Throne bereitet hatte. So hatte er auch Feodor's Bruder Dimitrij (Demetrius) heimlich ermorden lassen. Unter der Maske dieses Prinzen standen mehrere Betrüger auf, um die Herrschaft an sich zu reißen. Der erste dieser falschen Dimitrij, ein junger Mönch, Namens Grigorei Otrepiew, jagte dem Zar Boriß ein solches Schrecken ein, daß er zu früh die Hoffnung aufgab, und sich selbst vergiftete (1605). Darauf ward der Betrüger wirklich als Zar anerkannt, und behauptete ein Jahr lang den Thron. Da erst standen die Großen und das Volk in Moskau auf, tödteten ihn und wählten den Russischen Fürsten Wassilij Schuiskoi. Aber auch dieser konnte sich nicht lange behaupten; furchtbare Gährungen verwüsteten mehrere Jahre das Reich; die Könige von Polen und Schweden mischten sich in diese Händel, und schickten Truppen in das Land. Aber die Russen ermannten sich endlich, nöthigten 1612 die Polen zum Rückzuge, und wählten dann den achtzehnjährigen, mütterlicher Seits von dem Rurikſchen Hause abstammenden Michael Feodorowitsch Romanow zum Zar (1613), dessen Nachkommen in weiblicher Linie noch heut zu Tage den Russischen Scepter führen. Des Waffenstillstandes mit Polen, den er nach einigen Jahren schloß, ist schon erwähnt; mit Schweden war bereits früher (1617) ein Friede zu Stande gekommen, der gleichfalls Opfer kostete. Aber Rußland bedurfte vor Allem der Ruhe, und diese wurde ihm durch die geschlossenen Verträge zu Theil.

7. Die Türken.

Welchen Gipfel der Macht die Osmanischen Türken unter Soliman II. (1519—1566), Karl's V. bekanntem Feinde, erstiegen, wie Soliman Rhodus eroberte, wie sich sein Einfluß durch die Errichtung der Raubstaaten in Nordafrica ausbreitete, wie er sich einen großen Theil von Ungern unterwarf, und welche Gefahren er Oesterreich bereitete, ist im siebenten Bande an verschiedenen Orten erzählt, so wie das Ende, welches er während eines Krieges gegen Kaiser Maximilian II. fand, oben (S. 210) berichtet. Auch als Gesetzgeber ist Soliman in den Jahrbüchern seines Volkes berühmt. Trotz dieser und anderer sehr glänzender Seiten seiner Regierung, sucht doch sogar ein Türkischer Schriftsteller in derselben schon die Keime des nachmaligen tiefen Herabsinkens der Osmanischen Kraft und Furchtbarkeit *).

Diesen Verfall hielt unter Soliman's Sohne und unwürdigem Nachfolger, Selim II. (1566—1574), noch ein tüchtiger Großwesir, Mohammed Sokolli, auf. Cypern und Jemen wurde erobert, der große von den Christen erfochtene Seesieg, die oben (S. 8) erwähnte Schlacht bei Lepanto, so viel als möglich unschädlich gemacht. Nach Sokolli's Zeiten aber wurde der Verfall desto entschiedener, obschon die christlichen Reiche Europa's den Anfang nicht gewahrten, dann, wegen der Zwistigkeiten unter ihnen selbst und den Unruhen in ihrem Innern, nicht benutzen konnten und in der Folge nicht benutzen wollten. Die Geistes- und Willensstärke, welche die meisten Osmanischen Herrscher vom Stifter ihrer Dynastie bis auf Soliman ausgezeichnet hatte, nahm mit diesem kräftigen Fürsten ein Ende. Seine Nachfolger, mit sehr wenigen Ausnahmen, waren üppige und schlaffe Regenten. Schon Selim II. war ein Trunkenbold und schändlicher Wüstling, und dessen Nachfolger Murad III. (1574—1595) durch unmäßigen Genuß der Freuden des Harems früh entnervt und ganz stumpf geworden. Wenn in jedem unumschränkt monarchisch regierten Staate vor allem Andern ein kräftiger Herrscher Noth thut, so ist dies besonders in einem, wie der Osmanische, ganz auf Krieg gebauten der Fall, dessen Schwung sich mit der Begeisterung und dem Talent für den Krieg erhält und mit ihnen sinkt, daher diese Richtung in dem Monarchen selbst ihren Mittelpunkt finden muß. Seit dem bezeichneten Wen-

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. III. S. 489.

depunkte in der Osmanischen Geschichte aber wurden die Thronfolger nicht mehr im Feldlager, sondern im Harem erzogen, und was der Sinnenrausch, in den sie dort eingewiegt wurden, nicht that, das verdarb an ihnen vollends die Vorstellung ihrer unbegränzten Herrschermacht, die zu ihrer Ausübung gar keiner eignen Geistesanstrengung bedurfte. Die Großwesire konnten auch nicht mehr seyn, was sie früher gewesen, seitdem der Weg zu dieser hohen Würde nicht mehr bloß dem Verdienste, sondern, durch die Ränke des Harems, auch unwürdigen Günstlingen eröffnet war. Sodann verdarben die Krieger schon durch die Enthaltung der Sultane von eigener Heerführung, und noch andere Ursachen trugen zu ihrer Entartung bei. Daß man den Janitscharen erlaubte zu heirathen, war der erste Keim ihres Verfalls, hierauf ertrotzten sie die Aufnahme ihrer Söhne in die Schaaren, und dann gestattete man den Eintritt in dieselben auch anderen gebornen Türken und Leuten aus verschiedenen moslemischen Völkern *). Damit wurde die Grundlage der Janitscharenstärke, die strenge, von allem Einflusse der Aeltern und Verwandten entfernte, nur auf das Kriegswesen gerichtete Erziehung und frühe Einübung, untergraben. Von der Zeit an wuchs, mit der Abnahme ihrer Kraft gegen den Feind, ihr Trotz wider den eigenen Herrn. Zucht und Gehorsam schwanden dahin, ein unerträglicher Uebermuth, ein unheilschwangerer Geist des Aufruhrs traten an ihre Stelle. Die übrigen Milizen wurden von ähnlicher Verderbniß ergriffen. Unter den Richtern und Wesiren riß Bestechlichkeit ein, der Druck der Auflagen und Erpressungen wuchs, die Provinzen wurden entvölkert **). Das Volk büßte durch orientalische Weichlichkeit und entkräftenden Sinnengenuß seine frühere Kraft ein, und eine Religion, welche unverständigen Hochmuth, beschränkte Selbstgenügsamkeit und dumpfe Geistesträgheit befördert, verhinderte wahre und befruchtende Fortschritte der Geistesbildung und somit auch jede Entwickelung eines echten politischen Lebens.

*) Ranke Fürsten und Völker von Südeuropa, Bd. I. S. 63.
**) v. Hammer, Bd. IV. S. 594.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Vom Beginne des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts.
1612—1700.

Einleitung.

Wir haben im vorigen Zeitraum die Entstehung und schnelle Verbreitung des Protestantismus in allen Ländern Europa's verfolgt, wir haben die Kämpfe betrachtet, welche der im ersten Anlauf fast überwundene Katholicismus durch innere Erfrischung und neue Zusammenfassung seiner Kräfte den Anhängern Luther's und Calvin's bereitete. Dieser vorwiegend religiöse Charakter geht auch auf das siebzehnte Jahrhundert über, welches mit neuen Erfolgen der katholischen Reaction beginnt. In Deutschland, wo er geboren ist, soll das Schicksal des Protestantismus entschieden werden; Lauheit und Zwiespalt seiner Bekenner, Unfähigkeit der Fürsten, welche die gereinigte Kirchenlehre vertreten sollen, bringen sie nach zehnjährigem Kampfe in die höchste Gefahr; England und Frankreich, das erstere aus religiösen und politischen, das letztere nur aus Gründen der letztern Art bisher Verbündete der Deutschen Protestanten, verlassen diese in ihrer Bedrängniß oder unterstützen sie lässig und erfolglos, und im Jahre 1630 scheint die Habsburgische Macht in Deutschland wie in Europa das Uebergewicht für alle Zeit erstritten zu haben. Bereits sind auch die Reformirten in Frankreich entwaffnet, katholische Interessen finden Eingang und Pflege in dem streng neugläubigen England. Da erscheinen den Bedrängten in Deutschland neue, bisher unbekannte Helfer aus den Germanischen Staaten des Nordens; nachdem Dänemark zurückgeschlagen ist, tritt Schweden mit einem Helden an seiner Spitze auf, der die Heere des Kaisers und der Liga zertrümmert. Der Protestantismus ist gerettet, Frankreich nimmt die Politik Heinrichs IV. wieder auf, wenn auch England durch innere Stürme so beschäftigt ist, daß es weder Zeit, noch Kräfte nach Außen übrig behält, und der dreißigjährige Krieg schließt mit der Anerkennung des Pro-

testantismus, aber zugleich mit der Festsetzung Schwedens und Frankreichs auf dem Boden des heiligen Römischen Reiches, und mit der definitiven Abreißung der Schweizerischen und Niederländischen Bundesländer. Schon in den letzten Jahren jenes Kampfes, des langwierigsten und ausgedehntesten, dessen die Weltgeschichte gedenkt, beginnt eine Wendung der geistigen Richtung der Zeit von den religiösen auf die politischen Interessen, welche im Verlauf weniger Decennien zu den bedeutendsten Veränderungen der gegenseitigen Verhältnisse der Europäischen Staaten führt. Selbst der heilige Stuhl, die Spitze und die Zusammenfassung der katholischen Kirche, erkaltet allgemach in seinem Eifer und versenkt sich von Neuem in die weltlichen Bestrebungen, welche bereits im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert seine Thätigkeit ausmachten. Ein junger geist- und talentvoller Herrscher Frankreichs nimmt die Kräfte dieses Staates zusammen, nachdem die letzten Versuche des Adels und der Prinzen des Hauses den Herrscherwillen zu beschränken vereitelt sind, und richtet sie gegen die Nachbarn, denen sich diese bald nicht mehr gewachsen zeigen. Ludwig XIV. erntet die Früchte der Anstrengungen, welche seine Vorgänger seit den Zeiten des heiligen Ludwig gemacht haben, vornehmlich Ludwig XI.; nachdem auch die religiöse Entzweiung des sechszehnten Jahrhunderts für Frankreich durch Richelieu und die Eroberung von Rochelle beendigt ist. Spanien, bereits erschöpft durch Philipp's II. Politik und den Krieg gegen die Niederlande, eilt durch neue, ebenso langwierige als erfolglose Anstrengungen nach Außen, durch Hemmungen des geistigen, mercantilen und gewerblichen Lebens in seinem Innern, seinem Verfalle unrettbar entgegen; England, obwol durch eine tief eingreifende Revolution die politischen und religiösen Rechte seiner Bürger und Stände erhaltend und sichernd, bleibt unter einem unfähigen und vergnügungssüchtigen Fürsten unthätig gegen Frankreichs Umsichgreifen, bis ein letzter Versuch der Herstellung des Katholicismus die Stuart's für immer von dem Throne dieses Reiches ausschließt, den ein Mann besteigt, welcher durch seine Stellung in den Niederlanden zum Mittelpunkt der Opposition gegen Frankreichs Uebermacht bestimmt ist, der sich selbst, obschon sie wesentlich von den protestantischen Staaten ausgeht, das katholische Oesterreich nicht entziehen kann. Für die Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands, für die Beschützung der protestantischen Richtung und der durch diese gegebenen freien Entwickelung aller geistigen Interessen, für welche sich die Mittel und

Kräfte sowol Sachsens als der Pfalz unvermögend erwiesen haben, wird im Norden ein neuer Staat durch Friedrich Wilhelm von Brandenburg gegründet, der zunächst die Einflüsse Schwedens und Polens zurückweiset und sich dann sogleich der gegen Frankreich gerichteten Verbindung anschließt. Das Uebergewicht Schwedens über Dänemark und Polen, welches Gustav Adolph gegründet hat, sucht sein Nachfolger Karl Gustav noch zu verstärken; aber schon ist diesem Staate ein höchst gefährlicher Nebenbuhler bereitet, wenn auch die nähere Verbindung der nordischen Reiche mit den übrigen Mächten für immer gesichert bleibt; ein Fürst von großer Kraft und Einsicht bemüht sich mit Erfolg, dem Russischen Zarenthum seinen orientalisch-barbarischen Charakter zu nehmen und sein Volk in die Reihe der Europäischen Staaten einzuführen.

Im Innern der Staaten war die fürstliche Macht seit den Zeiten der Reformation im Steigen, indem die höhere Stellung, welche die protestantischen Fürsten gegen ihre Geistlichkeit einnahmen, und das Reformationsrecht, welches sie gegen ihre Unterthanen übten, fast in demselben Maaße von den katholischen ausgeübt wurde, ohne daß der heilige Stuhl diesen Anmaßungen kräftigen Widerstand hätte leisten können oder wollen; er bedurfte die Geneigtheit der Herrscher allzusehr, um die Fortschritte der Protestanten zu hemmen. Aber nicht bloß in kirchlichen Angelegenheiten, nicht bloß über den Stand der Geistlichkeit erlangten die Herrscher größere Gewalt, auch der Adel und die Städte, die Berechtigungen der provinziellen und landschaftlichen Verbindungen begannen ihnen mehr und mehr zu unterliegen. In Spanien hatte man die Behauptung der Glaubenseinheit benutzt, um alle Schranken der Herrschergewalt zu brechen, und nachdem der Aufstand Cataloniens unterdrückt ist, findet sich fortan kein Widerstand, gegen welchen Befehl des Hofes es auch sei. Frankreich wurde zum Vorbilde der übrigen, namentlich der Deutschen Fürsten, und Ludwig sprach das Bewußtseyn von seiner Stellung zu seinen Unterthanen und seiner Herrschergewalt in den merkwürdigen Worten aus: „der Staat bin ich". In Dänemark übergab das Volk dem Könige Friedrich III. die unumschränkte Gewalt, weil es des Adels und seiner Vorrechte überdrüssig war; in Schweden beschlossen die Reichsstände in den letzten Jahrzehenden unseres Zeitraums, alle Einschränkungen der Thronrechte aufzuheben, und der Adel verarmte durch die Wiedereinziehung der seit hundert Jahren veräußerten Krongüter. Schonender

verfuhr Oesterreich gegen die ständischen Gerechtsame; Adel und Geistlichkeit behielten großen Einfluß, obgleich die Unterdrückung des Protestantismus auch hier viel Gelegenheit gegeben hatte, störende und zu stark hervortretende Berechtigungen bei Seite zu schaffen. Nur Polen verschmähte es, der Entwickelung der europäischen Staaten zu folgen, und bewahrte seine ursprüngliche und ungeordnete Aristokratie, an welcher es spätethin untergegangen ist; und Englands Nationalinstitutionen traten gesichert und befestigt aus dem Kampfe, welchen die Herrschergewalt gegen sie begonnen hatte, hervor. Die Mittel, auf welche sich in den übrigen Staaten der Absolutismus stützte, waren zahlreiche stehende Heere, eine übereinstimmende, für alle Landestheile und Provinzen geordnete Verwaltung, die Entstehung und Ausbildung der Finanzkunst, welche die für Hof, Heer und Regierung nöthigen Geldsummen herbeischaffte, und die alle Thaten und Aeußerungen der Unterthanen beaufsichtigende Polizei.

I. Deutschland vom Tode Rudolf's II. bis zum Westphälischen Frieden.

1. Matthias.

(Reg. 1612—1619.)

Als die Restauration des Katholicismus gegen das Ende des sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland immer größere Fortschritte machte, als nicht mehr blos in den geistlichen Ländern und in einzelnen Reichsstädten in diesem Sinne reformirt wurde, sondern auch die bedeutendsten weltlichen Fürsten aus dem baierischen und österreichischen Hause, ja Kaiser Rudolf II. selbst die Wiedereinführung der allgemeinen Kirche auch mit Gewalt durchzusetzen suchten und in einzelnen Landschaften diesen Endzweck vollständig erreichten, als die Sprüche des Reichskammergerichts und des Reichshofraths immer parteiischer ausfielen, und das Oberhaupt des Reiches im Jahre 1608 auf der Regensburger Versammlung die Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens verweigerte, hatten die protestantischen Fürsten zur Aufrechthaltung ihres Bekennt-

nisses die Union abgeschlossen. Es war seit langer Zeit der erste entschiedene Schritt, welcher gegen den Katholicismus geschah, dem man bisher nur einen passiven Widerstand entgegengesetzt hatte. Bereits hatten sich die bedrängten österreichischen und ungerischen Stände an den mit seinem Bruder zerfallenen Erzherzog Matthias angeschlossen; ihre Unterstützung verschaffte diesem damals Ungern, Mähren und Oesterreich; er mußte sich entschließen, ihre Dienste mit der Anerkennung freier Religionsübung zu belohnen (S. 226). Um sich einiger Maßen gegen Matthias aufstrebende Macht halten zu können, sah sich nun auch anderer Seits der Kaiser genöthigt, den Böhmen, welchen er früher sogar die alten utraquistischen Privilegien hatte entreißen wollen, diese nicht bloß zu bestätigen, sondern sogar zu vermehren. Die Schlesier erhielten noch vortheilhaftere Zugeständnisse. Indeß war die Gegenpartei nicht müßig geblieben. Einen Tag vor der Ausstellung des böhmischen Majestätsbriefes schloß Maximilian von Baiern, das Haupt und die Stütze der Katholiken in Deutschland, mit sieben geistlichen Herren die heilige Liga, welcher bald darauf auch die drei geistlichen Kurfürsten beitraten. So standen sich die Deutschen Fürsten und Stände zum Kriege gerüstet einander gegenüber, und der erste Anlaß schien einen Ausbruch herbeiführen zu müssen. Ueber die Wahl eines Nachfolgers hatte man sich bei Rudolf's Lebzeiten nicht vereinigen können, auch nach seinem Tode vergingen noch fünf Monate mit fruchtlosen Unterhandlungen. Protestantischer Seits wurde gefordert, daß der Reichshofrath aus beiden Confessionen gleichmäßig besetzt werde; endlich gab der Kurfürst Johann Georg von Sachsen nach, dessen Haus sich schon seit längerer Zeit den Interessen Oesterreichs genähert hatte, und das bisherige Verhältniß der evangelischen Fürsten zu Matthias vereinigte zuletzt alle Stimmen für diesen. Die Krönung wurde am 24. Juni mit großem Gepränge vollzogen; mit einem Gefolge von dreitausend Personen, zweitausend Pferden und mit hundert Kutschen war Matthias in Frankfurt erschienen. Alle Kurfürsten waren selbst zugegen, bis auf den Brandenburgischen, der durch seinen Sohn vertreten wurde, ebenso verherrlichten viele andere Fürsten und Grafen diese glänzende Feier. Obgleich nicht mehr jung und von nicht allzu fester Gesundheit, nahm der neue Herrscher doch am Tanze und Ringelrennen Theil und gab dadurch zu der spöttischen Bemerkung des Fürsten Christian von Anhalt Veranlassung, diese Majestät werde wol keine großen Sprünge machen, wenn es zum rechten Tanze kommen

sollte. Man war sonst nicht ohne Hoffnungen und Erwartungen von Matthias, aber schon auf seinem ersten Reichstage, der im folgenden Jahre zu Regensburg gehalten wurde, zeigte es sich, daß er nicht im Stande sey, die streitenden Parteien zu zügeln oder zu versöhnen.

Unterdeß hatte die gemeinschaftliche Verwaltung der Jülich-Cleviſchen Erbschaft, wie sie durch den Vertrag von Dortmund bestimmt war, zu neuen Zwistigkeiten unter den possidirenden Fürsten, Johann Siegmund von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, geführt. Am Pfalzgräflichen Hofe kam man endlich auf den Gedanken, durch die Vermählung Wolfgang Wilhelm's (S. 228) mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg Anna Sophie die Ansprüche beider Häuser zu vereinigen. Johann Siegmund sollte seine Rechte und Forderungen seiner Tochter als Mitgift schenken. Zunächst sagte der Kurfürst wirklich dem Pfalzgrafen die Verwaltung des Brandenburgischen Besitzes auf Lebenszeit, mit einer besondern Begünstigung bei der Landestheilung, zu; als aber Wolfgang Wilhelm darauf in einer persönlichen Zusammenkunft, welche zu Düsseldorf statt fand, bei Tafel mit dem Verlangen vollständiger Abtretung der Brandenburgischen Ansprüche hervortrat, soll es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen beiden Herren gekommen seyn, und der Kurfürst den Prinzen in's Gesicht geschlagen haben. Gewiß ist, daß Wolfgang Wilhelm sich nach Baiern wandte, in Geheim zum katholischen Glauben übertrat, und am 11. Nov. 1615 zu München seine Vermählung mit der Schwester Herzog Maximilian's Magdalena feierte. Durch diese Schritte, welche dem Pfalzgrafen im Nothfall die Unterstützung der Liga so wie der ganzen katholischen Partei und der spanischen Streitkräfte in den Niederlanden verschafften, wurde auch Johann Siegmund gezwungen, sich nach fremder Hülfe umzusehen. Obwohl einem Fürstenhause angehörig, welches seit mehr als funfzig Jahren neben Sachsen für die Hauptstütze des lutherischen Kirchenthums galt, trotz der strengen Ergebenheit seiner Unterthanen gegen die Lehren des sächsischen Reformators, empfing er am 25. December 1616 in der Schloßkirche zu Berlin das Abendmahl auf reformirte Weise. Schon längst in seiner religiösen Ueberzeugung den Ansichten Calvin's geneigt, bewegten den Kurfürsten wahrscheinlich politische Gründe, gerade jetzt mit dieser Entschließung hervorzutreten. Wie Wolfgang Wilhelm die Liga, mußte er die Union zu gewinnen suchen. An der Spitze dieser Verbindung aber stand Kurpfalz, dessen Fürsten dem reformirten Glauben zugethan waren, so wie dieses Bekenntniß

zugleich die Mittel einer näheren Verbindung mit den Holländern darzubieten versprach. In der That verweigerten die Generalstaaten die nachgesuchte Hülfe nicht, und holländische Truppen eilten zur Verstärkung der Brandenburgischen Besatzung in Jülich herbei. Dagegen ging Spinola, der bereits seit zehn Jahren den Oberbefehl über die spanischen Truppen in den Niederlanden führte und durch die Eroberung Ostendes großen Ruhm erworben hatte (oben S. 37), im Sommer des Jahres 1614 mit 20,000 Mann über die Maas, nahm Wesel für Pfalz-Neuburg weg so daß Moritz von Nassau, obwohl ihm der Kurprinz von Brandenburg siebentausend Mann zuführte, nur die der Provinz Geldern zunächst gelegenen Orte besetzen konnte. Beide Heerführer, Spinola so wie Moritz, trugen indeß Bedenken, den im Jahre 1608 von den Generalstaaten und Philipp III. von Spanien geschlossenen Waffenstillstand zu verletzen. Auch mußten die streitenden Fürsten bald zu der Einsicht gelangen, daß die zahlreichen fremden Kriegsvölker den Ruin ihrer Länder herbeiführten, und so kam denn noch zu Ende desselben Jahres ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen die streitige Erbschaft einstweilen so getheilt wurde, daß Pfalz-Neuburg Jülich und Berg, Brandenburg aber Kleve mit Mark, Ravensberg und Ravenstein erhielt. Da sich aber Spinola weigerte Wesel zu räumen, behielten auch die Holländer Besatzungen in den von ihnen occupirten Städten; der Vergleich konnte nur theilweise vollzogen werden, und der Ablauf des Waffenstillstandes zwischen den Spaniern und den Holländern machte dann später auch diese Landschaften zum Schauplatz eines ihnen ganz fremden Krieges.

Als der Uebertritt des Prinzen Wolfgang Wilhelm bekannt wurde, erregte derselbe allgemeine Bestürzung unter den Lutherischen; sein Vater, ein eifriger Bekenner dieser Lehre, war voll Zorn und Entsetzen und starb in kurzer Zeit. Beim Regierungsantritte erklärte der junge Pfalzgraf indeß, die Gewissen der Unterthanen nicht beschweren zu wollen, zugleich hob er aber auch das bisherige Verbot des katholischen Cultus in seinen Ländern auf. Noch größeres Schrecken folgte dem Bekenntnisse des Kurfürsten von Brandenburg zur reformirten Lehre, Furcht und Haß führten trotz aller Mäßigung Johann Sigmund's zu unruhigen Auftritten unter seinen Unterthanen. Auch er hatte verkünden lassen, daß Niemand zur reformirten Lehre gezwungen werden solle. Dennoch ertönten alle Kanzeln von Schmähungen des Calvinismus, die Landstände der Marken ersuchten den Kurfürsten, der Religion

seines Vaters treu zu bleiben, und verlangten, daß nur Lutherische kirchliche Aemter und Würden erhalten, und Johann Siegmund sich des Patronatrechts seiner Pfarrstellen ganz begeben möge. Sie wurden abschläglich beschieden: „da der Kurfürst die nicht zurücksetzen und verfolgen lassen könne, die mit ihm gleichen Glaubens seyen.“ Der Berliner Pöbel, durch wüthende Prediger, besonders durch den Diakonus Stuler von der Petrikirche aufgeregt, erhob einen Aufruhr, bei welchem die Häuser der beiden reformirten Hofprediger Füssel und Fink erstürmt und geplündert wurden, und der Statthalter der Mark, Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, der vom Schlosse zur Stillung des Aufruhrs herbeieilte, in der Brüderstraße durch einen Steinwurf verwundet ward. Doch gelang es bald, Alles wieder beizulegen. Dieselbe Widerspenstigkeit zeigten die Lutheraner im Herzogthum Preußen, in welchem Johann Siegmund die Vormundschaft für den unfähigen und geistesschwachen Albrecht Friedrich führte.

Herzog Albrecht, aus der Fränkischen Linie des Hohenzollernschen Geschlechts, der Westpreußen in ein weltliches Herzogthum verwandelt und das Lutherische Kirchenthum eingeführt hatte (Th. VII. S. 212), war nämlich nach einer langen und unglücklichen Regierung im Jahre 1568 gestorben. Da er nur einen funfzehnjährigen Sohn, Friedrich Albert, hinterließ, und der Fränkische Zweig des Kurhauses außer ihm nur noch auf dem Markgrafen Georg Friedrich, Herzog von Jägerndorf, beruhte, hatte schon Joachim II. von Brandenburg die Mitbelehnung für die Brandenburgische Linie bei den Königen Sigismund und Sigismund August von Polen nachgesucht und von dem Letzteren erhalten. Für den jungen Herzog führten zunächst die von seinem Vater bestallten Regierungsräthe die Vormundschaft; als sich indeß bei diesem ein zerrütteter geistiger Zustand immer deutlicher zeigte, erhielt Markgraf Georg Friedrich die Regentschaft vom König Stephan (1577) und nach jenes Tode (1603) Kurfürst Joachim Friedrich, der dieselbe 1608 auf seinen Sohn Johann Siegmund vererbte. Erst nach vielen Bemühungen, langen Unterhandlungen und unter drückenden Bedingungen — der Gestattung von Appellationen in allen irgend bedeutenderen Sachen, der Erlaubniß des katholischen Gottesdienstes und jährlicher hoher Zahlungen — hatte der Kurfürst im Jahre 1611 die Belehnung von dem eifrig für die Römische Kirche besorgten König Sigismund III. erhalten können. Jetzt wandten sich die Preußischen Stände an diesen als den obersten Lehnsherrn, und erwirkten von ihm einen Befehl, welcher

alle der calviniſchen Religion Verdächtige von jeglicher Amtsführung ausſchloß und die bereits Angeſtellten ihrer Würden entſetzte. Hierdurch ermuthigt, faßten die Stände des Herzogthums im Jahre 1617 eine Reihe von Beſchlüſſen, welche dem Kurfürſten nur noch den Schatten einer fürſtlichen Gewalt übrig ließen und von dem Herrſcher Polens, dem dieſe Schwächung ſeines Lehnsträgers erwünſcht und willkommen ſeyn mußte, ſogleich beſtätigt wurden. Zu derſelben Zeit ſtarb der unglückliche Friedrich Albert, ohne daß hierdurch eine Aenderung im Zuſtande des Herzogthums eingetreten wäre.

Johann Siegmunds Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen confessio fidei Joh. Sigismundi durch den Druck bekannt gemacht wurde, iſt in wiſſenſchaftlicher wie in religiöſer Beziehung gleich ausgezeichnet; die ſtreitigen Lehren vom Abendmahl und der Prädeſtination ſind tief und eindringend erfaßt. Noch größer aber iſt das Verdienſt des Kurfürſten, welches er mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm theilt, der ſich indeß ſpäterhin dennoch zu gewaltſamen Schritten hinreißen ließ, daß er darauf verzichtete, ſeinen Glauben auch zu dem ſeines Landes und ſeiner Unterthanen zu machen. Katholiſche, calviniſtiſche und lutheriſche Fürſten hatten ſich bisher niemals, von der erſten Reformation in Sachſen an, geſcheut, ſelbſt durch Gewaltmittel ihre Ueberzeugung den Andersdenkenden aufzudringen, und das reformirte, ſo wie das Lutheriſche Kirchenthum waren dadurch für den Augenblick zu nicht minder drückenden Geiſtesfeſſeln geworden als die Römiſche Hierarchie *).

2. Die Böhmiſchen Unruhen.

(1618.)

Der Kaiſer Matthias war kinderlos, wie ſeine beiden Brüder Maximilian und Albrecht; wollte man nicht bei dem Ableben des erſteren die Nachfolge in Ungern und Böhmen durch die Wahlberechtigung der Stände ganz dem Zufall anheimſtellen, ſo mußte man ſich jetzt ihrer Stimmen für einen Oeſterreichiſchen Fürſten zu bemächtigen ſuchen. Maximilian und Albrecht, Beide bejahrt und frei von Herrſchſucht, traten ihre Rechte ihrem Vetter Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain ab, der

*) Menzel, neuere Geſchichte der Deutſchen, Bd. VI. p. 85.

in seinen Ländern den Protestantismus ausgerottet hatte; auch Matthias gab seine Zustimmung. Die katholische Partei versprach sich das Beste von Ferdinands Einsicht, Entschlossenheit und Religiosität, er selber brannte vor Eifer, das dem Reiche zu werden, was er bisher seinen Herzogthümern gewesen war. Da die Verhältnisse in Böhmen am bedenklichsten schienen, so machte man mit diesem Lande den Anfang, die Thronfolge Ferdinand's durchzusetzen. Der Vorschlag ward ohne erhebliche Schwierigkeiten am 9. Juni 1617 von den Ständen angenommen, Ferdinand zum künftigen König von Böhmen ausgerufen, und drei Wochen darauf mit großer Pracht gekrönt, nachdem er den Majestätsbrief Kaiser Rudolfs beschworen und sich verpflichtet hatte, die Freiheiten der böhmischen Nation in ihrem ganzen Umfange zu bestätigen. So lange Matthias lebte, sollte er sich indeß nicht mit der Regierung des Landes befassen.

Die Leichtigkeit, mit welcher diese wichtige Angelegenheit durchgesetzt worden war, erfüllte die katholische Partei in Böhmen und Schlesien mit glänzenden Hoffnungen für die Zukunft und reizte sie zu erhöhter Thätigkeit an. Schon seit einigen Jahren beklagten sich die Lutheraner in dem letzten Lande über zunehmende Beeinträchtigungen und Gewaltsamkeiten von Seiten der Katholischen, trotz ihres Majestätsbriefes; aber sie fanden den Kaiser Matthias, der die Protestanten früherhin nur aus politischen Rücksichten begünstigt hatte, wenig geneigt, diesen Uebelständen abzuhelfen; in Böhmen erhoben sich Streitigkeiten, ob den Unterthanen geistlicher Stände die freie Religionsübung zustehe. Die protestantischen Bewohner von Braunau, einem Städtchen, welches der Abtei gleiches Namens zugehörte, und die von Kloster Grab bei Teplitz, einer Besitzung des Erzbisthums Prag, hatten schon vor längerer Zeit den Bau zweier Kirchen angefangen, worin sie durch den damaligen Abt Salender von Prossowitz und den Erzbischof Johann Lohelius gehindert wurden. Die Katholiken erklärten, der Majestätsbrief Kaiser Rudolfs sichere nur dem Herren- und Ritterstande, so wie den königlichen Städten und Territorien die freie Religion zu, wie dies auch der wörtliche Inhalt besagte; dagegen machten die Evangelischen bemerklich, daß die Geistlichen in Böhmen keinen besonderen Stand bildeten und die Güter der Kirche stets mit zu den königlichen Besitzungen gerechnet würden. Dessen ungeachtet sprach sich Matthias für die Katholiken aus, und als er im December des Jahres 1617 Prag verließ, um auch in Ungern die Wahl König Ferdinands zu bewirken,

wurde die unterdeß trotz mehrfacher Verbote von Seiten des Kaisers vollendete Kirche zu Kloster Grab auf den Befehl des Erzbischofs geschlossen und zerstört; und da sich die Braunauer weigerten, die Schlüssel ihres ebenfalls fertig gewordenen Gotteshauses dem Abte auszuliefern, erschien eine kaiserliche Commission, welche die Uebergabe durchsetzte und mehrere widerspenstige Bürger ins Gefängniß werfen ließ.

Kaiser Rudolf hatte den evangelischen Ständen von Böhmen das Recht ertheilt, zur Verwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten und zur Wahrnehmung ihrer Interessen Defensoren aus ihrer Mitte zu wählen und an ihre Spitze zu stellen. Als diese Kunde von den Vorfällen zu Kloster Grab und Braunau erhielten, beriefen sie aus jedem Kreise sechs Abgeordnete ihrer Partei nach Prag zur Versammlung, auf den 6. März 1618. Hier wurde sogleich eine Vorstellung gegen das Verfahren in jenen Orten abgefaßt, dem Kaiser übersandt und eine neue Zusammenkunft auf den 21. Mai verabredet, auf der man die indessen wahrscheinlich eingelaufene Antwort in Ueberlegung nehmen wollte. Die Regierung von Böhmen hatte Matthias in seiner Abwesenheit zehn Statthaltern anvertraut, von denen sieben sich zur katholischen, drei zur evangelischen Religion bekannten. An diese erließ der Kaiser unter dem 21. März ein Rescript, worin er sich mißfällig über die Versammlung so wie über den Inhalt der ständischen Vorstellung äußerte, und neue Zusammenkünfte bis auf weitere Verordnung untersagte. Diese Antwort erregte außerordentliche Bestürzung unter den Defensoren, die Aufregung wurde durch vorlaute und prahlerische Reden eifriger Katholiken gesteigert und erreichte den höchsten Grad, als den Deputirten der zur bestimmten Zeit wieder zusammengetretenen Stände ein zweites Schreiben des Kaisers mitgetheilt wurde. Es enthielt keine Antwort auf ihre Beschwerden, vielmehr den Befehl an die Statthalter, die Auflösung der Versammlung zu bewerkstelligen. Bald verbreitete sich das Gerücht, dem indeß nichts als eine Vermuthung zu Grunde lag, daß dieser Bescheid in Prag von den Statthaltern verfaßt sey, und man beschloß sie hierüber gemeinsam zur Rede zu stellen.

Von den Statthaltern waren besonders der oberste Landrichter Wilhelm von Slawata und Jaroslav Graf von Martinitz den evangelischen Ständen schon lange verhaßt. Beide Männer hatten sich sowohl der Ausfertigung des Majestätsbriefes, als nach derselben der Bewilligung einer Amnestie für alle bei den vorhergegangenen Unruhen

Betheiligten hartnäckig widersetzt; ihre protestantischen Unterthanen sollten sie mit Hunden in die Messe hetzen lassen. Unglücklicher Weise befanden sich diese beiden mit dem Oberst Burggrafen Adam von Sternberg und Dippold von Lobkowitz, zwei andern katholischen Mitgliedern des Collegiums der Statthalter, auf dem Schlosse, als die utraquistischen Stände am 23. Mai gegen Mittag, fast alle bewaffnet und mit einem zahlreichen Gefolge von Knechten umringt, daselbst erschienen. An ihrer Spitze war Heinrich Matthias Graf von Thurn, durch Tapferkeit, Freimüthigkeit und Herablassung im Besitz des Vertrauens seiner Glaubensgenossen, welches ihm auch eine Stelle unter den Defensoren verschafft hatte. Außer durch die allgemeine Gefahr seines Bekenntnisses, war er persönlich vom Kaiser gereizt durch die Entziehung des Burggrafthums Karlstein, welches er bis vor einiger Zeit verwaltet hatte. Paul von Rziczan führte nach der Verabredung für die Evangelischen das Wort und stellte die Frage: ob das beschwerliche Schreiben des Kaisers auf der Statthalter Anrathen oder mit ihrer Billigung verfaßt sey? Sollte in Folge desselben jemand Unrecht oder Gewalt erleiden, so würden sie alle für einen Mann stehen. Der Oberst Burggraf antwortete: solches Begehren sey unerhört und könne nicht erfüllt werden, da ihr Eid sie, die Statthalter und Räthe verpflichte, nichts von Allem, was im Rathe verhandelt und beschlossen werde, zu offenbaren; sie möchten sich deshalb an den Kaiser selbst wenden. Als darauf ein verworrenes Geschrei erfolgte und viele Stimmen riefen, sie sollten ja oder nein sagen, verlangte der Burggraf Aufschub, weil man sich über eine so wichtige Sache nothwendig mit den abwesenden Statthaltern besprechen müsse. Der Streit wurde heftiger, Schmähungen und Vorwürfe wurden über Martinitz und Slawata ergossen, bis Thurn, Colonna von Fels und Wilhelm von Lobkowitz erklärten: zur Sicherung ihres Glaubens, ihres Leibes und Lebens bleibe nichts übrig, als sich dieser Feinde für immer zu entledigen. Sie führten darauf den Burggrafen und Dippold von Lobkowitz in ein anderes Zimmer, während Wenzel von Raupora zu Martinitz und Slawata gewendet ausrief: „werft sie nach altböhmischem Brauch zum Fenster hinunter." Zurückkehrend umschlang Wilhelm von Lobkowitz den Grafen Martinitz von hinten und drängte ihn mit Rziczan, Ulrich Kinsky, Kaplicz und Smirziczisky gegen das offene Fenster. Vergebens flehte der Unglückliche um Frist zur Todesbereitung; er wurde hinabgestürzt. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, Thäter und Zuschauer

waren gleich erschrocken, bis Thurn, auf Slawata zeigend, rief: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern.“ Da packten sie auch diesen und warfen ihn hinunter. In der Todesangst klammerte er sich an das Eisen der Fensterbrüstung, aber er ward so lange in die Hand gehauen, bis er losließ. Darnach erfuhr der Geheimschreiber Philipp Fabricius Platter dasselbe Schicksal. Ungeachtet die Höhe vom trockenen Schloßgraben bis zum Fenster an sechzig Fuß betragen mochte, blieben doch alle Drei am Leben; auch die Schüsse, welche ihnen von oben her nachgeschickt wurden, gingen fehl. Fabricius und Martinitz entkamen glücklich aus der Stadt und aus dem Lande. Slawata, der am Kopf schwer verwundet war, wurde in das Haus des Kanzlers von Lobkowitz gebracht, und erhielt, nachdem er hier geheilt war, die Erlaubniß Böhmen zu verlassen.

Nach dieser raschen That ritt der Graf Thurn durch die Straßen und ermahnte das Volk zur Ruhe. In größter Eile erließen die Stände eine Apologie ihres Verfahrens, zogen die kaiserlichen Einkünfte und Güter an sich und nahmen die Beamten auf ihren Namen in Eid und Pflicht. Darauf mußten die Jesuiten das Land verlassen, zur Verwaltung der Geschäfte wurde ein Ausschuß von dreißig Directoren niedergesetzt, und der Graf Thurn ward unter dem Titel eines obersten Generallieutenants zum Anführer der anzuwerbenden Kriegsmacht bestellt. Mit wenigen Ausnahmen traten auch die katholischen Stände diesen Maßregeln bei. Betrübniß und Schrecken erfüllten die Seele des Kaisers, als die Nachricht von diesen Vorfällen nach Wien kam. Mußte er nicht von den dem Böhmischen Reiche einverleibten Ländern, Schlesien, Mähren und der Lausitz, fürchten, daß sie dem gegebenen Beispiele folgen würden? Hatten nicht auch in Ungern und Oesterreich die Protestanten das Uebergewicht? Er selber war abgelebt und kränklich, ohne bereite Heeresmacht, ohne zureichende Geldmittel. Daher neigte er sich zur Nachgiebigkeit; aber Ferdinand, unterstützt vom Erzherzog Maximilian, war der entgegengesetzten Ansicht. Von Gott gesandt sey diese Gelegenheit, meinte er, eine Schickung zum Verderben der Ketzer, zur Unterdrückung alles Widerstrebens und aller Rebellion, welche, seit die neue Lehre verbreitet worden, in allen Ländern des Oesterreichischen Hauses überhand genommen habe. Mit aller Kraft müsse man sich bewaffnen, mit dem größten Nachdruck auftreten. Und da die Häupter der Böhmen für die Mandate und Unterhandlungsversuche des Kaisers taub blieben, weil sie ihm nicht trauten,

drang Ferdinands Meinung um so leichter durch. Der Spanische Hof wurde um Hülfe angegangen, in Oesterreich und den Niederlanden Werbeplätze eröffnet. Dabei blieben aber Ferdinand und Maximilian nicht stehen. Nachdem der Erstere in Ungern (1. Juli 1618) zum König gewählt und gekrönt war, entrissen sie dem Kaiser gewaltsam seinen einzigen Vertrauten, den Cardinal Klesel, weil sich dieser allen kriegerischen Maßregeln widersetzte und ließen ihn gefangen nach Tyrol führen. Es war ein harter Schlag und ein großer Schimpf für den kranken Kaiser, über den nun die Vergeltung für das, was er an Rudolf gethan, kam. Die Rüstungen gegen die Rebellen in Böhmen wurden darauf mit Eifer fortgesetzt; und schon im August desselben Jahres rückte der Graf von Dampierre, ein Lothringer von Geburt, mit einem kaiserlichen Heerhaufen zum Entsatz von Budweis vor, welches Thurn belagerte, weil es dem Kaiser treu geblieben war. Thurn eilte ihm entgegen, und schlug ihn bei Czaslau und Lomnicz. Darauf erhielten die Protestanten noch Verstärkung, die Schlesier so wie die Lausitzer schlossen eine Conföderation mit den Böhmen zur Herstellung und Aufrechthaltung freier Religionsübung an allen Orten und sandten den Markgrafen Johann George von Jägerndorf *) mit dreitausend Mann den Böhmen zu Hülfe, viertausend Mann führte ihnen Graf Ernst von Mansfeld zu, die er für den Herzog von Savoien gegen die Spanier in Mailand geworben hatte, während die evangelischen Stände von Ober- und Unteroesterreich dem Kaiser jede Hülfe versagten und der Graf Karl Longueval Boucquoi, der aus den Niederlanden zur Führung des kaiserlichen Heeres berufen war, sich ebenfalls mit Verlust aus Böhmen zurückziehen mußte. Der Winter verging mit fruchtlosen Verhandlungen, und im folgenden Frühjahr starb Kaiser Matthias (20. Mai 1619) am Schlagflusse im zwei und sechzigsten Jahre, nachdem er sich dem Parteienkampfe seiner Zeit gegenüber durchaus ohnmächtig gezeigt hatte.

*) Das Schlesische Herzogthum Jägerndorf war früher von der Fränkischen Linie des Brandenburgischen Hauses erkauft worden, und dann an diesen Fürsten, einen Bruder des Kurfürsten Johann Siegmund, übergegangen.

3. Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

König Ferdinand, auf dem die Erhaltung der Oesterreichischen Macht und des Katholicismus in Deutschland beruhte, befand sich nach dem Tode des Kaisers in der schwierigsten Lage. Zu den früheren Uebelständen gesellten sich die Beschwerden der Oesterreichischen Stände, welche dem neuen Herrscher die Huldigung verweigerten, bis der Bedrückung ihrer Religion abgeholfen und das gegen Böhmen angeworbene Kriegsvolk, welches das Land zu Grunde richte, entlassen sey. Während hierüber zu Wien vergebliche Unterhandlungen gepflogen wurden, eröffnete Thurn im April den diesjährigen Feldzug, indem er mit sechszehntausend Mann nach Mähren vordrang, während Ernst von Mansfeld mit einem anderen Heerhaufen die kaiserlichen Feldherren Boucquoi und Dampierre beschäftigen sollte. Thurn's Ankunft zu Brünn, wo die Mährischen Stände versammelt waren, entschied deren Union mit Böhmen, die Ernennung eines selbständigen Directoriums und die Vertreibung der Jesuiten. Fast unaufgehalten zog der Graf weiter nach Oesterreich, um ähnliche Beschlüsse auch bei den protestantischen Ständen dieser Provinzen durchzusetzen, und so den König aller Mittel und aller Macht zu berauben. Am 5. Juni schlug er sein Lager vor den Thoren Wiens auf. Der katholische Theil der Einwohner war im höchsten Schrecken, in der Hofburg befand sich Ferdinand ohne Geld und ohne Soldaten. Dennoch beschloß er, wie einst sein Ahnherr Friedrich III. an derselben Stelle, mit rühmlicher Standhaftigkeit keinen Fuß breit zu weichen; seine Flucht, das verkannte er nicht, hätte den Fall Wiens, vielleicht den Verlust des ganzen Erblandes nach sich gezogen. Das Verfahren Thurn's erleichterte ihm die Durchführung dieses Vorhabens. Statt in diesem großen Augenblicke, wo das Schicksal des Hauses Oesterreich, das Schicksal Deutschlands und Europas in seiner Hand lag, die Stadt durch einen raschen Angriff zu nehmen, begnügte sich der Graf unbegreiflicher Weise, durch Unterhandlungen den Anschluß der Oesterreichischen Stände an Böhmen einzuleiten, wozu sich die Protestanten bereit zeigten. Am 11. Juni schickten sie eine Deputation von sechszehn Edelleuten auf die Burg zum Könige, die in der entschlossensten Sprache seine Einwilligung in ihre Bewaffnung und in ihren Beitritt zu dem Böhmischen Bunde verlangten. Einer dieser Verwegenen, ein Herr von Obergassing, soll ihn sogar bei den Knöpfen seines Wamses gefaßt, und

mit drohender Stimme gefragt haben: ob er bald unterschreiben werde. Da schmetterten plötzlich Trompeten; der Oberst St. Hilaire sprengte mit fünfhundert Cürassieren in den Burghof. Von Dampierre abgesendet, war er zur glücklichsten Stunde eingetroffen und durch das unbesetzte Wasserthor in die Stadt gekommen. Die Ankunft dieser Truppen ermuthigte die Studenten und die katholischen Bürger von Wien, sich für Ferdinand zu bewaffnen, während die Stände eilfertig aus den Thoren flüchteten. Jetzt erst, da es zu spät war, begann Thurn die Belagerung, welche er indeß bald wieder aufheben mußte, da Boucquoi und Dampierre am 10. Juni den Grafen von Mansfeld in der Gegend von Budweis überfallen und geschlagen hatten und nun ihrer Seits gegen Prag vordrangen. Es gelang ihm dann, die kaiserlichen Feldherren wieder bis auf die Grenzen Böhmens zurückzutreiben.

Indeß begab sich Ferdinand, der nächsten Gefahr glücklich entgangen, auf den Wahltag nach Frankfurt. Ungeachtet Pfalz, Sachsen und Brandenburg der neuen Lehre zugethan waren und die Böhmischen Directoren die Stimme ihres Landes zu führen behaupteten, wurde Ferdinand dennoch am 28. August von den übrigen sechs Kurfürsten einhellig gewählt, nachdem die Böhmischen Gesandten zurückgewiesen worden waren. Auch den protestantischen Fürsten schien ein katholisches Oberhaupt dem Römischen Reiche unerläßlich, um den Fortbestand seiner alten Verfassung, welche eng mit dem Kirchenthume und den drei geistlichen Kurfürstenthümern zusammenhing, zu sichern. Die Krönung geschah am 9. September 1619.

Die Böhmen waren zu weit gegangen, um jetzt nicht auch den äußersten Schritt zu thun. Noch vor dem Abschluß der Kaiserwahl erklärten die in Prag versammelten Stände von Böhmen, Schlesien und Mähren feierlich, daß Ferdinand, der Erbfeind des evangelischen Glaubens, der Sklave Spaniens und der Jesuiten, welcher die Böhmische Krone durch verwerfliche Kunstgriffe erschlichen habe, aller Ansprüche auf ihren Thron verlustig sey, weil er sich gegen sein Versprechen noch zu Matthias Zeiten in die Regierung gemischt und fremdes Kriegsvolk gegen seine Unterthanen abgesandt habe. Sie bezogen sich dabei auf das freie Wahlrecht der Böhmischen Nation, welches der Oesterreichische Hof verwarf. Von beiden Seiten konnte man sich auf die Geschichte berufen, da die Böhmische Thronfolge immer in einer gewissen Mitte zwischen Erb- und Wahlrecht gestanden hatte. Doch ohne weitere Rücksicht auf diesen Streit schritten die Böhmen am

19. August 1619 zur Wahl eines neuen Herrschers. Unter mehreren dazu in Vorschlag gebrachten Häuptern erhielt die meisten Stimmen Friedrich V., der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz. Er galt für einen edlen und freigebigen Fürsten; sein Sinn strebte hoch; in viele weit aussehende Verbindungen hatte er sich eingelassen. Ueberdieß gränzte die Oberpfalz an Böhmen; und wie Friedrichs Haus schon lange die Stütze der Deutschen Protestanten gewesen war, leitete er auch jetzt die Union; seine Gemahlin war die Tochter König Jakobs von England, die Nichte des Königs von Dänemark; sein Oheim war Moritz von Oranien. So schienen alle Interessen der neuen Lehre in ihm vereinigt. Friedrich schwankte einige Zeit, ob er die dargebotene Krone annehmen sollte. Obwol er sich schon länger mit diesem Gedanken beschäftigt hatte, zauderte er doch — mehr eitel als wahrhaft groß gesinnt, und geschickter, Pläne zu fassen als sie auszuführen — den entscheidenden Schritt zu thun. Der Herzog von Baiern, alle Kurfürsten mahnten ab; auch Jakob von England ließ sich ausweichend vernehmen. Dagegen drang der Hauptfeind Spaniens, Moritz von Oranien, auf die Besteigung des erledigten Thrones. Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, ein umsichtiger und thatkräftiger Mann, der Ferdinand II. dasselbe Schicksal bereiten wollte, wie Johann Zapolya Ferdinand I., versprach Bündniß und Hülfe. Insbesondere soll Friedrichs Hofprediger, Abraham Scultetus, ihm die Annahme der Krone als eine Pflicht gegen seine Glaubensgenossen eindringlich vorgestellt haben. So erschien denn der Kurfürst am 24. October auf der Böhmischen Gränze und ward am 29. November 1619 zu Prag gekrönt, worauf auch Mähren und Schlesien ihm huldigten.

Unermeßlich mußten die Folgen seyn, wenn es gelang, Oesterreich für immer von Böhmen auszuschließen; das Uebergewicht dieses Hauses im östlichen Europa wäre gebrochen, der Katholicismus für immer aus Deutschland verdrängt worden. Diese Lage der Dinge verkannte die Gegenpartei nicht.

Der neue Kaiser sprach auf seinem Rückwege von Frankfurt bei seinem Jugendfreunde, dem Herzoge Maximilian von Baiern, in München ein, und schloß mit ihm einen Vertrag, in welchem dieser umsichtige und kraftvolle Fürst, unter der Bedingung unumschränkter Leitung der Liga, alle seine Macht zur Rettung des Kaiserhauses und der katholischen Kirche aufzubieten versprach. Bald zeigte sich, was der Kaiser an diesem Bundesgenossen gewonnen. Zu Würzburg, wo

sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Weisheit und Geschicklichkeit, alle Schwierigkeiten, welche Selbstsucht und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen Deutschen Weise, auch hier dem Gesammtvortheil in den Weg stellten, zu überwinden und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr für den katholischen Glauben vorhanden seyn würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont werden und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschlands erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich, bald nach seiner Thronbesteigung, die Fürsten der Union auf einem Tage zu Nürnberg zu ähnlichen Schritten zu seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Außer hergebrachter Engherzigkeit und Lauheit wirkte die Trennung der Protestanten in Calvinisten und Lutheraner höchst verderblich. Auch in Böhmen, wo sich bei weitem die Mehrzahl zum lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, daß der neue König die Domkirche von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfremdete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen seyn würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sey, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den Sächsischen Hof wie Scultetus am Pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrichs Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad, o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und

den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidensten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrichs Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungern eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den Böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem zurückkehrenden feindlichen Heere auf dem Fuße, und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde dieser bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand zu Anfang November, zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619), vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge. Im folgenden Sommer schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, welche unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als durch Vermittelung des Französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren dürften, mehr fürchten zu müssen glaubte als die Befestigung der Oesterreichischen Macht, am 3. Juli 1620 zu Ulm ein Vergleich zu Stande kam. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug Spanischer Truppen aus den Niederlanden und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz so wie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen der Union und Liga bestehen, kein Theil sollte dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern;

die Böhmischen Angelegenheiten aber sollten bei diesem Vergleiche gänzlich ausgeschlossen seyn.

Maximilian hatte den Abschluß dieses Vertrages betrieben, um die Herrschaft des Kaisers vor dem Beginn eines größeren Krieges nach Außen in den Erblanden befestigen zu können. Deshalb führte er jetzt das ligistische Heer, welches 26,000 Fußgänger und 3000 Reiter zählte, nach Oberösterreich, dessen Stände dem Kaiser noch immer nicht gehuldigt, vielmehr sich mit den Böhmen verbunden und ihnen einige Truppen zu Hülfe gesendet hatten. Keines Einbruchs gewärtig, fand der Herzog wenig Widerstand; in Linz mußten der Adel und die Städte ihm als Stellvertreter des Kaisers huldigen, auf den Bund mit Böhmen verzichten, und ihre Truppen zu dem ligistischen Heere stellen. Danach vereinigte sich Maximilian mit Boucquoi, welcher Dampierre gegen den Fürsten von Siebenbürgen zurückgelassen hatte, und beide Heere rückten vereinigt gegen Böhmen vor. Die ligistischen Truppen befehligte unter dem Herzoge der Niederländer Johann Tscherklas *) Freiherr von Tilly, der in seinem Vaterlande wie in Ungern auf vielen Feldzügen Erfahrungen gesammelt und Kriegsruhm geerndtet hatte. Schon im Jahre 1609 war er in Baierische Dienste getreten. Nicht minder als Tapferkeit zeichnete ihn große Frömmigkeit und sittliche Strenge aus. Um dieselbe Zeit brach der Kurfürst von Sachsen als Kaiserlicher Commissarius mit funfzehntausend Mann von Norden her ein, und besetzte nach kurzem Kampfe die ganze Lausitz, wodurch den Böhmen auch die Hülfe, welche diese Provinz so wie Schlesien zugesagt hatte, größten Theils entzogen wurde. Auch die Spanischen Feldherren Spinola und Cordova zogen ungehindert mit 26,000 Fußgängern und 4000 Reitern aus den Niederlanden gegen die Rheinischen Erblande des Böhmenkönigs. In diesen Tagen der Gefahr fand Friedrich bei dem Volke, das ihn auf den Thron erhoben hatte, die Willenskraft und Entschlossenheit nicht, die nöthig gewesen wären, ihn darauf zu erhalten, und die man von einer für ihren Glauben und ihre politische Gesinnung begeisterten Partei hätte erwarten dürfen; aber er selbst hatte sich bei den Böhmen um Ansehen und Liebe gebracht. Sein Hang zum Wohlleben, seine Sorglosigkeit, seine Zurücksetzung inländischer Feldherren und Rathgeber, sein unklug vertheidigter Calvinismus hatten ihm die Gemüther mehr und mehr entfremdet; die

*) Tscherklas ist wahrscheinlich zusammengezogen aus Herr Nicolaus (Klas).

Truppen, die nicht besoldet wurden, hatten schon seit einem Jahre das Volk gedrückt und ausgesogen, und die Landleute, aus welchen die Kriegsmacht zum Theil hervorgehen sollte, sogar in Waffen wider sich gebracht. Auch von den Herren und Rittern fanden sich nur wenige beim Heere des Königs ein. Diese Stimmung des Landes mußte den einsichtigen und entschlossenen Gegnern leichtes Spiel machen.

Als die Vereinigung Maximilian's und Boucquoi's geschehen war, hatte sich der Böhmische Heerhaufe, der noch in Oesterreich stand, nach Mähren gezogen, und der bedächtige Boucquoi wollte ihm dahin folgen. Maximilian hingegen drang auf eine entscheidende Unternehmung. „Der Plan der Böhmen, sagte er, ist, uns durch Hin- und Herziehen aufzureiben. Mangel und Hunger drohen uns, und schon herrschen Krankheiten unter unsern Truppen. Gehen wir daher auf Prag los! Prag ist das Herz Böhmens; erobern wir dieses, so haben wir Böhmen erobert" *). Seine Meinung drang durch, und dies entschied den Feldzug. Friedrich erwartete den Feind bei Pilsen. Unentschlossen wie immer, begehrte er zu unterhandeln, als die Verbündeten heran kamen, und zog sich näher gegen Prag. Maximilian wies alle Vorschläge von der Hand, falls er nicht die Krone niederlege, und suchte ihn von seiner Hauptstadt abzuschneiden, welche Absicht die Böhmen zuletzt nur durch einen höchst angestrengten und erschöpfenden Marsch verhindern konnten, der sie in der Nacht des siebenten zum achten November auf den weißen Berg dicht vor Prag brachte. Hier stellte ihr Anführer, Fürst Christian von Anhalt, am folgenden Morgen die ermüdeten und durch den Rückzug entmuthigten Truppen in Schlachtordnung. Kaum ein und zwanzig tausend Mann waren sie stark, während ihre Feinde noch einmal so viel Truppen zählten; doch würde die treffliche Stellung auf der Höhe für die geringere Menge ein Ersatz gewesen seyn, wenn nicht bei der Mehrzahl des Böhmischen Heeres Selbstvertrauen, Ordnung, Einigkeit und Gehorsam gefehlt hätten. Wiederum waren die Feldherren der Katholischen getheilter Meinung, Boucquoi wollte die Stellung des Feindes umgehen und Prag von der andern Seite angreifen, Maximilian und Tilly drangen auf unmittelbaren Angriff. Da trat der Pater Dominicus de Jesu Maria, ein Spanischer Carmelitermönch, der im Rufe eines heiligen Wunderthäters stand, und das Heer begleitete, um den Muth

*) Wolf's Geschichte Maximilians I., fortgef. von Breyer, Bd. IV. S. 428.

der Streiter zu beleben, unter die Hadernden. „Söhne der Kirche, sprach er, ist es jetzt Zeit zu zweifeln, zu zaudern? Jetzt, da der Herr seine und eure Feinde in eure Hände gegeben hat, sollten wir sie nicht angreifen?" Seine Rede gab den Ausschlag, um zwölf Uhr Mittags führten Tilly und Tiefenbach das erste Treffen den Berg hinauf. Von lebhaftem Geschützfeuer empfangen, beginnen die Kaiserlichen zu wanken, Christian von Anhalt formirt eine Colonne, um den günstigen Augenblick seiner Seits zum Angriff zu benutzen, als das Thurnsche Regiment, von panischem Schrecken ergriffen, plötzlich die Flucht nimmt. Dennoch stürmt der junge Fürst von Anhalt, des Feldherrn Sohn, mit einigen Reiterhaufen wie Blitz und Donner in den Feind. Nun wandten hier die Regimenter Tiefenbach und Breuner den Rücken, aber Maximilian und Boucquoi halten die Fliehenden mit gezogenen Degen auf, Tilly führt Baiersche Reiter vom linken Flügel herbei, welche die schwachen Schaaren Anhalt's in der Flanke fassen. Sie werden geworfen, der Führer gefangen, und nun können die Schlesier und Mähren den mit allen Kräften rasch vordringenden Feind nicht mehr aufhalten, da alles übrige Kriegsvolk meist ohne zum Gefecht zu kommen sich in wilde Flucht ergießt. Die Bitten, Drohungen und Ermahnungen der Führer, die auf beiden Seiten ihre Schuldigkeit thaten, sind vergebens. Und wären Alexander Magnus, Julius Cäsar und Carolus Magnus dabei gewesen, heißt es in dem Bericht des Fürsten Christian von Anhalt, sie hätten dieses Volk nicht zum Stehen bringen können. Eine Stunde hatte das Schicksal Böhmens und Friedrichs entschieden. Viertausend Mann seines Heeres blieben auf dem Platze; zehn Stücke Geschütz nebst hundert Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Es war gerade an einem Sonntage, und zwar durch ein seltsames Zusammentreffen an dem, an welchem in den Kirchen über die Worte: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, gepredigt wird.

König Friedrich, der die Nacht im Prager Schlosse zugebracht, hatte eben an der Tafel gesessen, als die Nachricht von dem Beginn der Schlacht gekommen war. Er war sogleich auf den Wall geeilt, und hatte von dort die Verwirrung und Flucht der Seinen gesehen. Maximilian forderte ihn auf, sich binnen acht Stunden zu erklären, ob er auf seine angemaßte Würde Verzicht thun wolle. Obgleich Friedrichs Heer nicht vernichtet, sondern nur zerstreut, ja sogar größten Theils in der Stadt war, obgleich Mansfeld noch mit zwölftausend Mann

Pilsen und andere feste Plätze besetzt hielt, obgleich 8000 Ungern, von Bethlen Gabor zu Hülfe gesendet, nur vier Meilen von Prag standen, die Bürgerschaft der Stadt sich zur Vertheidigung der Mauern erbot, und die Belagerung jeden Falls in der späten Jahreszeit nicht lange und kräftig hätte fortgesetzt werden können, entfloh Friedrich dennoch statt aller Antwort am folgenden Morgen mit den Grafen von Anhalt, von Hohenlohe und Thurn nach Breslau, und noch an demselben Tage hielt Maximilian seinen Einzug in Prag. Friedrichs Begleiter beschworen ihn, noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, sondern sich in Schlesien neu zu bewaffnen und zu halten: vergebens; der erste Schlag hatte dem König so sehr alle Besonnenheit und Selbständigkeit geraubt, daß er sich lieber dem unsichersten und schimpflichsten Schicksale Preis geben als männlichen Widerstand wagen wollte. Umsonst erboten sich die schlesischen Stände zu den größten Opfern; umsonst drang Bethlen Gabor bis an die Mährische Grenze vor; Friedrich entwich auch aus Breslau und floh nach Berlin. Von dort wandte er sich nach Holland, wo er auf seines Schwiegervaters Kosten lebte. Der Kaiser sandte ihm eine Achtserklärung nach (22. Jan. 1621), in welche auch Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn, und der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf mit einbegriffen waren, welcher Letztere die Lausitz gegen den vordringenden Kurfürsten von Sachsen einige Wochen vertheidigt hatte.'

Die ganze katholische Christenheit vernahm die Nachricht von der Prager Schlacht mit lautem Jubel. Unmittelbar nach der höchsten Gefahr hatte der Kaiser in allen seinen Ländern eine Macht erlangt, wie nie einer seiner Vorgänger besessen. Mähren und Schlesien unterwarfen sich nach der Flucht Friedrichs wie Böhmen. Mansfeld zog sich nach der Oberpfalz; nach seiner Entfernung übergab die Besatzung von Pilsen diese Stadt an Tilly für eine Geldsumme. Zu derselben Zeit hatte Boucquoi Mähren durchzogen, den Fürsten von Siebenbürgen zurückgedrängt, und eroberte Presburg am 2. Mai 1621. Die Union sah unthätig zu, wie Spinola die Unterpfalz bis auf einige Festungen besetzte, und löf'te sich nach kurzer Zeit ganz auf; Johann Georg wich vor den Sachsen, mit denen sich kaiserliche Truppen vereinigt hatten, nach Glatz, mußte aber endlich, nachdem seine Schaaren im Herzogthume Teschen zersprengt worden waren, zu Bethlen Gabor entfliehen (1622), wo er im folgenden Jahre starb. Sein Herzogthum erhielt der Fürst Karl von Liechtenstein.

Mit derselben Entschlossenheit, welche alle diese glänzenden Siege herbeigeführt hatte, wurden ihre Folgen benutzt, um die Herstellung des Katholicismus im ganzen Umfange der Oesterreichischen Staaten auf das schnellste und durchgreifendste zu bewerkstelligen. Papst Gregor XV. sandte den Cardinal Caraffa, den Eifer des Kaisers zu erhöhen und zu unterstützen. Länger als drei Monate nach der Schlacht am weißen Berge war in Böhmen Alles ruhig geblieben, weil man Mansfelds und Johann Georgs Truppen in der Oberpfalz und Schlesien noch gefürchtet hatte, und schon überließen sich viele völliger Sorglosigkeit über die Folgen der verunglückten Erhebung, als plötzlich acht und vierzig der vornehmsten Häupter des Aufstandes in's Gefängniß geworfen wurden. Man machte ihnen einen höchst summarischen Proceß, und sieben und zwanzig derselben, die zu den kräftigsten und talentvollsten Männern gehörten, wurden öffentlich hingerichtet; viele andere entflohen geächtet. Alle zeigten Muth und Standhaftigkeit. „Zerreißet diesen Leib in tausend Stücke, sagte Graf Andreas Schlick, durchwühlet meine Eingeweide, ihr werdet nichts Anderes finden, als was wir in der Apologie bekannt gemacht haben. Die Liebe zur Freiheit und zur Religion hat uns das Schwert in die Hand gegeben; weil aber Gott dem Kaiser Sieg verliehen, so geschehe des Herrn Wille." Hierauf wurden alle Landsassen aufgefordert, sich selbst anzuklagen, wenn sie Verzeihung erhalten wollten. Fast der ganze Adel des Landes, siebenhundert und acht und zwanzig Barone und Ritter erschienen auf dieses Wort, und wurden dafür entweder ihres ganzen Vermögens oder doch eines bedeutenden Theiles desselben beraubt. Am 13. September 1621 mußten alle Prediger der neuen Lehre das Land räumen; an ihre Stelle traten Dominicaner, Franciscaner und Carmeliter in großer Anzahl; aller Orten wurde die Messe wieder nach römischer Weise gehalten. In allen königlichen Städten mußten die Protestanten den Rath verlassen; das confiscirte Eigenthum der Rebellen wurde zum größten Theil der Kirche überwiesen, und den Bürgern, welche nicht gutwillig katholisch werden wollten, wurden zwanzig bis dreißig Soldaten in's Haus gelegt, damit, wie der Cardinal Caraffa sagte, ihre Drangsale ihnen Einsicht verschaffen möchten *). In der That machte die Bekehrung unglaubliche Fortschritte. Die Jesuiten, welche triumphirend zurückkehrten und mit Gütern überhäuft wurden, führten all-

*) Ranke, Päpste. Bd. II. S. 463.

jährlich viele Tausende in den Schoß der Kirche zurück. Anderen aber ging der Glaube über Vaterland und Besitz; an dreißigtausend Familien verließen Böhmen, unter ihnen hundert fünf und achtzig alte Geschlechter. Nachdem die Rechte der Böhmischen Nation auf diese Weise der That nach vernichtet waren, zerriß der Kaiser auch die Urkunden und Zeugnisse derselben; mit eigner Hand löste er das große Siegel vom Majestätsbriefe ab, und zerschnitt die Unterschriften. So ging auf immer verloren, was Johann Huß vor zweihundert Jahren begründet, was durch einen langen und blutigen Krieg befestigt, was durch Luthers Auftreten neu geboren und umgestaltet worden war. Der Trotz der Böhmen war gebrochen, aber auch ihr emporstrebender Sinn gelähmt; der freien Entfaltung und den geistigen Fortschritten des Landes war von dem eignen Herrscher eine tiefe Wunde geschlagen. Kaiser Ferdinand ist über dieses Verfahren namentlich von protestantischen Schriftstellern hart getadelt worden, doch hätten evangelische Fürsten unbedenklich im ähnlichen Fall ähnlich gehandelt, wie dieß unzählige Beispiele aus der Reformationsgeschichte beweisen. Wie in Böhmen ging es auch in Mähren; in Oberösterreich, wo alle Bekehrungsversuche bisher vergeblich geblieben waren, mußten die Protestanten allmählig das Land verlassen.

---

4. Ausbreitung des Krieges in Deutschland. (1621—1624.)

Wenn Kaiser Ferdinand seine Feinde streng und rücksichtslos bestrafte, so wußte er auch die Unterstützung seiner Freunde zu belohnen. Der Kurfürst von Sachsen erhielt die Lausitz, Maximilian von Baiern die Oberpfalz, aus welcher Tilly die Mansfeldischen Schaaren verdrängt hatte, vorläufig unter dem Titel von Unterpfändern für ihre Kriegskosten. Nicht bloß die Besitzungen des geächteten Kurfürsten Friedrich, auch seine Rechte wollte der Kaiser einziehen und anderweitig vergeben. Damals als er mit Maximilian von Baiern auf der Rückreise von Frankfurt jenes Bündniß geschlossen, dem er Rettung und Sieg verdankte, hatte er ihm das Versprechen gegeben, seinem Hause die pfälzische Kurwürde zu verschaffen, wodurch die katholischen Interessen das Uebergewicht im Rathe der Kurfürsten mit vier Stimmen gegen zwei erhalten mußten. Dieser Uebertragung, welche auf einem Tage zu Regens-

burg zu Anfang des Jahres 1623 vollzogen werden sollte, widersprachen Sachsen und Brandenburg, weil sie die gegen Friedrich von der Pfalz gesprochene Acht, welche ohne Fürstengericht durch einen Machtspruch des Kaisers erfolgt war, für unrechtmäßig erklärten. Dennoch belehnte der Kaiser den Herzog Maximilian am 25. Februar mit der Kurwürde, aber, wie es die Majorität der Fürsten wollte, nur auf Lebenszeit und mit Vorbehalt der Rechte der Nachkommen und Verwandten Friedrichs von der Pfalz. Dieß Ereigniß mußte als ein neuer bedeutender Sieg des Katholicismus betrachtet werden. Außerdem reformirte Maximilian bereits die Oberpfalz, und untersagte die Uebung des evangelischen Gottesdienstes; in der Unterpfalz wurde in gleichem Sinn verfahren; überall hatte die Restauration frischen Antrieb und größere Wirkungskreise erhalten.

Die Sache des Protestantismus beruhte für den Augenblick einzig und allein auf den Schaaren des Grafen Ernst von Mansfeld, welchen König Friedrich zu seinem Feldherrn ernannt hatte. Aus der Oberpfalz vertrieben zog er nach Franken, und drückte die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt mit schrecklichen Brandschatzungen. Mansfelds kräftige Natur, sein Heerführertalent, der Ruf seiner Freigebigkeit verschafften ihm starken Zulauf kriegs- und beutelustigen Volkes. Nachdem er zunächst um Zeit zu gewinnen mit Tilly, welcher ihn mit dem ligistischen Heere verfolgte, unterhandelt hatte, eilte er nach dem Rhein, und schlug seine Quartiere in der Unterpfalz, in Speier, Mainz und den Bisthümern am Rhein auf, die er mit unbarmherziger Härte drückte. Auch dorthin von Tilly, der sich hier mit den Spanischen Truppen vereinigte, verfolgt, warf er sich mit seinem bereits auf 20,000 Mann angewachsenen Heere nach dem Elsaß, um sich Geld und Unterhalt zu verschaffen. Der Stadt Hagenau allein preßte er hunderttausend Gulden ab. Hierauf wandte er sich gegen Elsaß-Zabern, der Hauptstadt des Bisthums Strasburg, in dessen Besitz damals der Erzherzog Leopold, der uns aus der Geschichte Rudolfs II. schon bekannte Bruder des Kaisers Ferdinand, war. Doch die Besatzung vertheidigte sich so tapfer, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Dagegen kamen das platte Land und die Klöster desto schlimmer weg. Dem Pfalzgrafen wuchs allmählig wieder der Muth, so daß er den Haag verließ, und verkleidet in dem Lager des Grafen erschien. Mansfeld ging mit ihm bei Germersheim über

den Rhein, und schlug Tilly durch rasche Benutzung der Umstände in einem Treffen bei Wisloch (29. April 1622).

Der Verdruß über die Auflösung der Union und die Theilnahme, welche Friedrichs Schicksal erregte, erweckten dem unglücklichen Pfalzgrafen noch zwei andere Vertheidiger. Zuerst fühlte Markgraf George Friedrich von Baden-Durlach die Begierde, unter den freiwilligen Verfechtern Friedrichs genannt zu werden und es dem Grafen von Mansfeld an kriegerischem Ruhme gleich zu thun. Lange schon hatte er im Stillen eine Summe Geldes zu solcher Unternehmung gesammelt, Geschütz gießen lassen, und Kriegsvorräthe aller Art aufgekauft. Jetzt durch Mansfelds Fortschritte ermuthigt, warb er rasch ein Heer, unter dem Vorwande die Grenzen seines Landes gegen jedermann zu vertheidigen, rief seine Stände zusammen, trat sein Land zu Karlsburg feierlich seinem Sohne ab, und brach dann nach der Pfalz auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Ueberall schöpfte man neue Hoffnungen, Alles erwartete, daß die beiden Heere den bestürzten und bereits geschlagenen Feind vernichten und das südliche Deutschland von den Spanischen und ligistischen Schaaren befreien würde. Tilly wich vor den Verbündeten bis nach Heilbronn zurück, das ihm nicht einmal die Thore öffnete, als Mansfeld und der Markgraf sich plötzlich wieder trennten. Entweder nämlich hatten die beiden Feldherren nicht in Einem Kriegsrathe, oder die beiden Räuberschaaren nicht auf Einem Boden Raum. Der Markgraf wandte sich gegen Wimpfen, und hier erreichte ihn Tilly mit seiner gesammten Macht (6. Mai 1622). Einige auffliegende Pulverkarren, welche Feuer gefangen hatten, verbreiteten Verwirrung im Badenschen Heere, und so erlitt der Markgraf nach verzweifelter Gegenwehr eine vollständige Niederlage. Mit zwölf Wunden fiel der junge Herzog Magnus von Wirtemberg an der Spitze seines Regiments und nur die heldenmüthige Aufopferung von dreihundert Pforzheimer Bürgern, die unter ihrem Bürgermeister Deimling um den Markgrafen fochten, bis der letzte Mann gefallen war, konnte diesen selbst vor Gefangenschaft retten.

Unterdeß hatte schon ein dritter Kämpfer für Friedrichs Sache das Schwert erhoben. Es war der Herzog Christian, Administrator des Bisthums Halberstadt, des regierenden Herzogs von Braunschweig Friedrich Ulrich Bruder, ein junger Mann von Mansfelds Kraft und Feldherrngaben. Er hatte vorher als Rittmeister in Holländischen Diensten gestanden und dort den flüchtigen Pfalzgrafen kennen gelernt.

Man sagt, ein persönliches Interesse für dessen Gemahlin Elisabeth habe ihn zunächst zu dem kühnen Entschlusse begeistert, sich, wie Mansfeld, von freien Stücken zum offenen Feind des Kaisers aufzuwerfen. Nach Rittersitte steckte er Elisabeths Handschuh auf den Hut, und schwur ihn nicht abzunehmen, bis er den Pfalzgrafen wieder in seine Länder und Ehren eingesetzt habe. Seine Fahnen führten die Inschrift: Tout pour dieu et pour elle. Im Besitz der reichen Einkünfte seines Bisthums und mehrerer anderer Pfründen warb er Truppen, wobei ihn die Stimmung der Protestanten im nördlichen Deutschland unterstützte; für ihren Unterhalt mußten zunächst die Stifter und Klöster Westphalens sorgen. Dann setzte er sich mit Mansfeld in Verbindung und drang ins Hessische vor, um seine Vereinigung mit diesem zu bewirken. Als er bis nach Amöneburg gekommen, hinderten Baiersche Truppen den weiteren Marsch, und Christian mußte, um sich zu verstärken, nach Westphalen zurückgehen (December 1621), wo er die Bisthümer und Kirchengüter von Neuem brandschatzte. In der Hauptkirche zu Paderborn fand er unter andern die Bildsäulen der zwölf Apostel von gediegenem Silber, die er mit der scherzhaften Erinnerung, daß ihr Auftrag nicht sey, still zu stehen, sondern in alle Welt zu gehen, in die Münze schickte. Den daraus geprägten Thalern ließ er die Inschrift geben: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. So gestärkt versuchte er, nachdem seine Schaaren beinahe auf 20,000 Mann angewachsen waren, auf die Nachricht, daß Mansfelds Waffen glücklichen Fortgang hätten und Darmstadt erobert worden sey, zum zweiten Male einen Durchbruch in die Pfalz. Tilly stand in den Maingegenden, um die Vereinigung der beiden Kriegsfürsten zu hindern, mit weit überlegenen Streitkräften. Dennoch erwartete der Herzog nach seiner ritterlichen Sinnesart den Angriff bei Höchst (10. Juni 1622), der mit der Vernichtung seines Fußvolks endete. Nur mit der Reiterei entkam er, und langte glücklich bei Mansfeld an. Da Pfalzgraf Friedrich, der sich noch beim Heere Mansfelds befand, ihrer Absicht, den ligistischen Truppen noch ein Treffen zu liefern, widersprach, so gingen sie wieder auf das linke Rheinufer zurück, um den Elsaß zum zweiten Male zu verheeren. England, Dänemark und Sachsen unterhandelten damals über die Restitution Friedrichs in seine Erblande mit dem Kaiser, und da dieser vor allem Andern die Abdankung jener beiden Landverwüster forderte, so erklärte Friedrich, welcher thöricht und zaghaft genug eher von ihren

Bemühungen als von seiner Thätigkeit und den Waffen-Erfolge erwartete, daß er ihrer Dienste nicht mehr bedürfe (13. Juli 1622), und ging nach Holland zurück. Unbekümmert hierüber schalteten Mansfeld und Christian am Rheine nach wie vor, wandten sich dann nach Lothringen und an die Französischen Gränzen, und verbreiteten Schrecken bis nach Paris hin. Zuerst wollten sie den Hugenotten, die damals von Ludwig XIII. bedrängt wurden, zu Hülfe ziehen, dann nahmen sie das Anerbieten der Holländer an, auf einige Monate in ihre Dienste zu treten. Sie nahmen ihren Weg zunächst durch die Spanischen Niederlande, um sich bei Breda mit den Truppen des Prinzen Moritz zu vereinigen. Bei Fleurus stellte sich ihnen ein Spanisches Heer unter Cordova entgegen. Christian entschied durch einen kühnen Reiterangriff die Schlacht zu ihren Gunsten, worauf sie Bergen op Zoom entsetzten. Indeß unterwarf Tilly die verlassene Pfalz, Heidelberg und Mannheim wurden erstürmt und geplündert; im nächsten Frühjahr fiel Frankenthal, der letzte Ort, welcher sich für Friedrich von der Pfalz vertheidigte. Tillys Scharen erhielten darauf Standquartiere in diesen Ländern, die man bereits als das Eigenthum der Eroberer betrachtete. Die berühmte Heidelbergische Bibliothek, welche größtentheils aus den seltensten Handschriften bestand, schenkte Herzog Maximilian dem Papst Gregor XV., der dieselbe der großen Vaticanischen Sammlung einverleibte. Erst in unseren Tagen hat Heidelberg einen Theil dieser Schätze zurückerhalten. Auch die den Pfälzischen Besitzungen benachbarten Stände und Städte mußten es sich gefallen lassen, die Verpflegung ligistischer Truppen zu übernehmen, selbst Wirtemberg verstand sich, einige tausend Mann aufzunehmen, „weil man es nicht ohne Gefahr abschlagen könne.“

Bald darauf gaben neue Bewegungen der Kriegshaufen Mansfelds und Christians von Braunschweig von den Niederlanden her dem Kaiser und den verbündeten katholischen Fürsten Gelegenheit, die begonnene Besetzung und Unterdrückung Deutschlands immer weiter auszudehnen. Jene beiden Heerführer nämlich, aus dem Holländischen Dienste entlassen, brachen in Westphalen ein. Mansfeld richtete seinen Marsch über Osnabrück nach Ostfriesland, Christian zog nach Niedersachsen, wo er auf Betrieb seines Bruders von den Ständen dieses Kreises als Kreisgeneral in Dienst genommen wurde. Die immer drohender um sich greifende Macht des Katholicismus hatte nämlich die Fürsten und Städte dieser Länder bewogen,

einige Rüstungen zu veranstalten und Vorbereitungen zu ihrer Sicherheit zu treffen; leider fehlte auch hier, wie früher in der Union, Einigkeit und Neigung, für das gemeinsame Wohl Anstrengungen zu machen. Deshalb legte Christian schon nach vier Wochen sein neues Amt nieder, um seine eigenen Plane zu verfolgen. Er wollte gerades Weges in Böhmen eindringen, sich vor den Thoren Prags mit Bethlen Gabor, mit dem er in Unterhandlung getreten war, vereinigen, und den Pfalzgrafen Friedrich wieder auf den Thron setzen. Dagegen hatte Tilly bereits auf dem Reichstage zu Regensburg vom Kaiser Befehl erhalten, durch Bairische Truppen verstärkt, durch Hessen gegen die Weser vorzurücken. Bei der Annäherung dieser ihm weit überlegenen Truppen beschloß Christian, da der Kurfürst von Sachsen ihm den Durchzug durch seine Länder verweigerte, zuerst nach Westphalen zurückzugehen und sich mit Mansfeld zu vereinigen. Allein er kam nicht weit; Tilly erreichte ihn am 6. August 1623 bei Stadtlon im Münsterschen, zwang ihn zum Stehen, und zerstreute nach einer dreitägigen mörderischen Schlacht sein Heer völlig. Mansfeld, der nur schwach war, und selbst auf Christians Hülfe gerechnet hatte, getraute sich nun nicht länger, gegen den immer weiter vorrückenden Tilly das Feld zu halten; er entließ seine Soldaten, beschied einige mit Laufpässen an andere Sammelplätze, und rieth Anderen, in den Niederlanden Dienste zu suchen. Er selbst begab sich hierauf an den Hof zu London, und Christian ging nach Paris, um sich hier Beistand zu verschaffen. Inzwischen war Bethlen Gabor mit einem großen Heere bis an die Mährische Grenze vorgedrungen, da er aber von seinem Bundesgenossen keine Kunde vernahm, ging er zurück, und ließ sich im folgenden Jahre zu einem Frieden mit dem Kaiser bewegen.

---

5. Dänemarks Einmischung und Wallensteins Auftreten.
(1625—1627.)

So gab es keinen Feind mehr in Deutschland. Die drei Kriegsfürsten, welche nach der Weise Italienischer Condottieren früherer Zeiten gegen den Kaiser gekämpft hatten, waren vom Boden des Reiches vertrieben, und die Schaaren Tillys besetzten und bedrohten die bis dahin unberührten Länder der nördlichen Kreise. Durch diese Erhebung Oesterreichs hatte auch Spanien neue Hoffnungen gefaßt; war der

Kaiser, von Spanischen Truppen unterstützt, überall siegreich gewesen, so konnten nun auch kaiserliche Heere die Wiedereroberung der Niederlande herbeiführen. Bereits hatte hier der Krieg nach Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes wieder begonnen. Indeß mußte das hergestellt Uebergewicht des Katholicismus, welches zwei seiner Hauptmächte Spanien und Oesterreich zu Stande gebracht hatten, aus politischen Rücksichten eine Spaltung im Inneren desselben von Seiten der dritten Macht, von Frankreich, hervorrufen. Als hier der Cardinal Richelieu um diese Zeit die Leitung der politischen Angelegenheiten (s. II. Absch. 8) erhielt, nahm er jene Richtung wieder auf, welche Franz I., Heinrich II. und Heinrich IV. zu Verbündeten der Deutschen Protestanten gemacht hatte, wie sehr auch die beiden ersteren die Reformirten in ihrem Reiche verfolgen mochten. Richelieu's Plane waren großartiger und umfassender. Am 10. Januar 1624 streckte er den Holländern große Geldsummen zur Kriegführung vor, dem Grafen von Mansfeld wurden bedeutende monatliche Zahlungen zu neuen Rüstungen gegen den Kaiser geleistet, und noch im November desselben Jahres gelang es ihm, der schon vorbereiteten Annäherung Frankreichs und Englands durch die Vermählung des Prinzen von Wales, Karl, mit der Schwester Ludwigs XIII. Henriette zu befestigen. Er selbst beschloß, die Spanier aus dem Veltlin, dessen sie sich von Mailand aus bemächtigt hatten, um stets einen freien Eingang in Deutschland offen zu haben, zu vertreiben. Alles dies konnte um so bedeutender werden, als Jakob sich endlich entschlossen hatte, nachdrücklicher für seinen Schwiegersohn aufzutreten, als er deshalb ein Bündniß mit Holland schloß, als englische Gesandte sich bemühten, die Türken gegen den Kaiser unter die Waffen zu bringen, und Mansfeld so wie Christian zu Werbungen von Jakob bevollmächtigt und mit Geldmitteln versehen wurden. Gestützt auf diese Wendung der europäischen Politik, erhoben auch die Protestanten im nördlichen Deutschland ihr Haupt. Aus Westphalen waren nach der Vertreibung Christians und Mansfelds die ligistischen Truppen nicht abgeführt worden. Gewaltsam besetzte Tilly geistliche Stellen, die seit langen Jahren Protestanten inne gehabt, wieder mit Katholiken; die Bisthümer, welche längst von Administratoren verwaltet wurden, gedachte man wieder in die Hände römischer Geistlichen zu bringen. Daher beschloß die Mehrzahl der Fürsten und Städte Niedersachsens zu Braunschweig im Mai 1625, Truppen zu werben, und den König Christian IV. von Däne-

mark, der als Besitzer von Holstein und mehrerer anderer Herrschaften ihre Interessen theilte, zum Kreisobersten zu wählen. Dieser betrieb schon seit längerer Zeit ernsthafte Rüstungen, einer Seits zur Aufrechthaltung des schwer bedrängten Protestantismus, andrer Seits um seine eigene Macht im nördlichen Deutschland auszudehnen. Mit England und Holland war er in Verbindung getreten und hatte Versprechungen von Hülfe und Unterstützung erhalten. Nichts Erwünschteres konnte es für Richelieu's Plane geben, auch er versprach dem Könige eine Million Livres zu den Kriegskosten.

So schien denn ein bedrohliches Wetter gegen die Oesterreichisch-Spanische Macht heraufzuziehen, als Mansfeld und Christian von Braunschweig im Frühjahr 1625 mit englischen Truppen, die in Holland ausgeschifft worden waren und mit neu geworbenem Volk ins Clevische vorrückten, um die Unternehmungen des Königs von Dänemark abzuwarten. Auch der Kaiser suchte seine Streitkräfte möglichst zu verstärken. Die bisherigen Vortheile und Siege Ferdinands waren vornehmlich nicht durch seine, sondern durch die Waffen der Liga erkämpft worden. Ob die Kräfte derselben bei einer weitern Verwickelung der Angelegenheiten hinreichen würden, den Sieg zu fesseln, war zweifelhaft, und auch in diesem Falle mußte es dem Kaiser eben so unangenehm seyn, als bedenklich scheinen, die Lenkung der Geschicke Deutschlands immer mehr in die Hände Maximilians übergehen zu sehen. Aus beiden Rücksichten war die Aufstellung eines eignen, kaiserlichen Heeres von hinreichender Stärke höchst wünschenswerth; aber es fehlte Ferdinand nicht minder an Geld als an einem Feldherrn, nachdem die versuchten Führer Dampierre und Boucquoi in dem Kriege gegen Bethlen Gabor umgekommen waren *). Da erstand dem Kaiser plötzlich ein Helfer, wie er ihn nimmer hätte erwarten können, in dem Grafen Albrecht von Wallenstein.

Albrecht Wenceslaus Eusebius von Waldstein, wie sein Name eigentlich lautet, stammte aus einem Geschlechte des Böhmischen Herrenstandes; er war am 15. September 1583 zu Prag geboren. Schon früh kündigte sich ein feuriger und hochstrebender Geist in dem Knaben durch eine unbändige Wildheit an. Seine erste Erziehung erhielt er in einer Schule der Böhmischen Brüdergemeinde, zu der sich seine El-

*) Dampierre war noch vor der Schlacht am weißen Berge bei einem Versuche auf Presburg am 9. October 1620 geblieben, Boucquoi kurz nach der Einnahme jener Stadt im folgenden Jahre.

tern hielten, allein nachdem der junge Albrecht seinen Vater schon im zwölften Jahre verloren, brachte ihn sein Oheim nach einiger Zeit in das adliche Convictorium der Jesuiten zu Olmütz, wo er in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen wurde. Darauf unternahm er in Gesellschaft eines reichen Edelmanns, Licel von Rieseneburg, eine Reise durch einen großen Theil Europa's, auf welcher er die Hauptstädte und Höfe Englands, Frankreichs, Spaniens, Hollands und Italiens musterte, und Gelegenheit hatte, einen Schatz von trefflichen Erfahrungen zu sammeln. Zum Beschlusse dieser langen Wanderung hielt er sich in Padua noch eine Zeit lang auf, vornehmlich um unter der Leitung des Professors der dortigen Hochschule, Argoli, tiefer in die Geheimnisse der Astrologie zu dringen. Nach seiner Rückkehr verschaffte ihm die Empfehlung seines Vetters, Adam von Waldstein, der Oberstallmeister des Kaisers Rudolf war, eine Stelle in dem gegen die Türken kämpfenden Heere, wo er mit Auszeichnung diente und während der Belagerung von Gran zum Hauptmann einer Compagnie Fußvolk ernannt wurde. Bald darauf wurde Friede geschlossen (1606), und Wallenstein benutzte jetzt eine andere Gelegenheit, sich in Besitz bedeutender Mittel zu setzen. Er erwarb die Gunst einer sehr begüterten Mährischen Witwe, Lucretia von Landeck, heirathete sie, und sah sich in Kurzem durch ihren Tod (1614) im Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Als nun zwischen dem damaligen Erzherzog Ferdinand und den Venetianern ein Krieg ausbrach (1616, s. II. Absch. 4.), spielte der tapfere Edelmann schon eine glänzendere Rolle, und hatte Gelegenheit, sich unter Dampierre's Augen, der das Commando führte, zu üben. Wallenstein hatte zweihundert Dragoner auf eigene Kosten ins Feld gestellt, und besoldete sie sechs Monate lang aus seiner Tasche. Seine Wachsamkeit, Klugheit und Tapferkeit, und besonders sein gefälliges Benehmen gegen seine Cameraden erwarben ihm allgemeines Vertrauen. Er lobte die letzteren bei jeder Gelegenheit, sprach wenig von sich, lebte prächtig und hielt täglich viele Offiziere an seiner Tafel frei. Für die Seinigen sorgte er mehr als für sich selbst, und wenn das ganze Heer Mangel litt, hatten seine Reiter gewöhnlich Ueberfluß. So blieben sein Name und seine Verdienste nicht unbekannt, und die Empfehlung des Kaisers Matthias verschaffte ihm den Befehl über das Aufgebot von Mähren, wo seine ererbten Güter lagen. Noch vor dem Ausbruch der Böhmischen Unruhen verheirathete sich Wallenstein zum zweiten Mal mit der Tochter des kaiserlichen Geheimenrathes und Kämmerers, Grafen Karl

von Harrach, der bei Ferdinand in hoher Gunst stand. Wallenstein blieb ihr stets ein zärtlicher Gatte und Isabella erwiderte seine Neigung. Als Thurn nach dem Ausbruch der Böhmischen Unruhen im Frühjahr 1619 nach Mähren vordrang (s. o. S. 295), erklärte sich Wallenstein auf das Entschiedenste für den Kaiser und suchte den Zug der Insurgenten nach Kräften aufzuhalten; da sich aber die Mährischen Stände mit den Böhmen conföderirten, mußte er nach Wien flüchten. Hier warb er ein Cürassierregiment, mit welchem er zum Grafen Bouquoi stieß, und dessen Sieg über Mansfeld (s. o. S. 296), welcher den belagerten Kaiser rettete, vorzüglich durch seine Tapferkeit entschied. Nach dem Zuge Maximilian's und Bouquoi's gegen Friedrich von Böhmen, an welchem er ebenfalls Theil nahm, begleitete er die kaiserlichen Truppen nach Ungern, wo er nicht ohne glücklichen Erfolg kämpfte (s. o. S. 299), und war dann auch gegen den Markgrafen Johann Georg in Schlesien thätig. Seine Anstrengungen belohnte Kaiser Ferdinand durch die Verleihung der eben in Böhmen erledigten Herrschaft Friedland nebst dem Reichsgrafentitel (1622), worauf im folgenden Jahre auch noch seine Erhebung zum Fürsten von Friedland folgte, welche Würde später in die eines Herzogs verwandelt wurde.

1625. In jenem Zeitpunkte nun, bei welchem wir den Faden unserer Erzählung unterbrochen haben, trat Wallenstein mit dem Antrage hervor, ein Heer auf seine Kosten in's Feld zu führen, wenn man ihm nur den unumschränkten Oberbefehl geben und ihn später durch eroberte Länder und Provinzen entschädigen wolle. Nach vielerlei Bedenklichkeiten und Zweifeln beschloß man endlich zu Wien, es mit dem kühnen Abenteurer zu wagen. Man sprach von zwanzigtausend Mann, allein das verwarf Wallenstein standhaft. „Ein Heer wie dieses, sagte er, muß vom Brandschatzen leben. Zwanzigtausend Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit funfzigtausend Mann kann ich fordern was ich will." Sogleich schlug er Werbeplätze in Böhmen, Franken und Schwaben auf. Sein den Kriegsmännern wohl bekannter Name versammelte Leute aus allen Gegenden unter seine Fahnen, und wie reich an unbeschäftigten, hungrigen Menschen mußten nicht jene schweren Zeiten seyn! Aber auch Männer vom höchsten Range boten ihm ihre Dienste an, und der richtige Blick, mit dem er die Tüchtigsten zu Officierstellen auswählte, so wie die Strenge, mit der er Jeden beobachtete, brachten eine bewundernswürdige Ein-

heit in dem großen Ganzen hervor. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck; den Befehlshabern versagte er nie ein gebührendes Lob; für die Bedürfnisse der Geringsten sorgte er; aber dafür verlangte er Unerschrockenheit und strengen Gehorsam. Feigheit ward sogleich mit dem Tode bestraft, und bei dem geringsten Ungehorsam war sein Wort, welches statt alles Kriegsgerichts galt: „Laßt die Bestie hängen!" Schon sein Anblick hatte etwas Düsteres und Schaudererregendes, welchem die Kleidung entsprach *); das schwarze Haar trug er kurz abgeschnitten, seine Miene war geheimnißvoll und argwöhnisch. Er konnte es nicht leiden, wenn man ihn scharf ansah. Ein wunderliches Grauen kam alle Krieger an, wenn seine lange Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt.

Die neugeworbenen Schaaren wurden einstweilen in dem Schwäbischen und Fränkischen Kreis einquartirt, zu dessen Ständen sich der Kaiser versah, „daß sie bei den Anstalten, die er zur Assecuration des Friedens und abgedrungener Defension treffen müsse, ein Uebriges thun würden", wie es in dem hierüber ergangenen Ausschreiben heißt. Indeß war Tilly in Niedersachsen nicht unthätig gewesen. Obgleich die Stände dieses Kreises dem Kaiser erklärt hatten, daß ihre Rüstungen einzig und allein die Aufrechthaltung des Friedens in der Religion und im Reiche bezweckten, so war dem ligistischen Feldherrn dennoch sogleich der Befehl zugekommen, die Auflösung der Kreistruppen zu erzwingen. Als Tilly zu diesem Ende am linken Weserufer hinaufrückte, und Höxter in Besitz nahm, so erklärte der König von Dänemark dieß für eine offene Feindseligkeit gegen den Niedersächsischen Kreis, deren Verhinderung ihm als Kreisobersten obliege. Am 7. Juni brach er mit seiner Armee, die er bei Ihehoe versammelt hatte, auf, ging bei Haseldorp über die Elbe, und marschirte auf Verden. Leider zeigten die meisten Niedersächsischen Stände jetzt ebenso wenig Einigkeit, Muth und Gemeinsinn als vor drei Jahren, da sie Christian von Braunschweig zu ihrem Kreisgeneral gemacht hatten. Einige suchten neutral zu bleiben, andere unterhandelten in Geheim mit dem Kaiser; die ganze Bundeshülfe, die sich mit dem Dänischen Heere vereinigte, betrug nur 7000 Mann. Als Christian IV. am 14. Juli Hameln besetzte, stießen seine Streifparteien auf Tilly's Vorposten; aber um dieselbe Zeit wurde der König von einem Unfall betroffen, welcher auf den Fortgang seines

*) Hosen und Mantel waren von Scharlach, sein Reitrock von Elendsleder, der Halskragen war nach Spanischer Art gekräuselt, und von seinem Hute hing eine rothe Feder herab.

Unternehmens höchst verderblich wirkte. Als er nämlich eines Abends die Wachen auf dem Walle von Hameln visitirte, stürzte sein Pferd in eine auf demselben befindliche, nur mit losen Bretern bedeckte Grube. Da die Tiefe gegen zwanzig Fuß betraf, blieb das Pferd auf der Stelle todt, der König selbst wurde ganz mit Erde bedeckt und war drei Tage lang sprachlos und ohne Besinnung. Erschreckt und ohne nähere Kenntniß des Operationsplanes beschlossen seine Hauptleute den Rückzug nach Verden, welchem Tilly in einiger Entfernung bis Nienburg folgte, worauf er diese Stadt einschloß und belagerte. Gegen Ende August genas aber Christian in so weit, daß er das Commando wieder übernehmen konnte, ergriff die Offensive und nöthigte Tilly durch einen raschen Anfall am 14. September die Berennung jenes Platzes aufzugeben und nach Hameln zurückzugehen, worauf in diesem Jahre von beiden Seiten nichts Bedeutendes mehr unternommen wurde. Wenige Tage nach dem letzten Gefechte stieß Christian von Braunschweig zu den Dänischen Schaaren, doch hatten Hunger, Krankheiten und Desertion seine Truppen bis auf einige tausend Mann geschwächt. Ernst von Mansfeld war mit 8000 Kriegern von Emmerich, wo er lange unthätig gestanden, nach Bremen marschirt; von hier zog er in das Lübeckische, um dort die Winterquartiere zu nehmen. Inzwischen hatte auch Wallenstein seine Mannschaften zusammengezogen und näherte sich dem Schauplatze des Krieges. Beim Eintritt in den Niedersächsischen Kreis widersetzte sich ihm ein Haufe von einigen tausend Bauern in der Gegend von Göttingen, welche Christian von Braunschweig bewaffnet hatte, aber die Schwachen düngten nur mit ihrem Blute die Felder. Darauf wandte sich Wallenstein, der beschlossen hatte, im nächsten Sommer gegen Mansfeld zu operiren, und seine neu geworbenen Schaaren in reiche, bisher noch nicht durchzogene Gegenden führen wollte, nach der Elbe zu, machte sich Meister von diesem Flusse, und legte sein Heer im Anhaltischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen in die Winterlager. Er selber nahm das seinige in Halberstadt.

Während des Laufes dieser Ereignisse in Deutschland hatte sich die Lage der Europäischen Politik bedeutend verändert. Richelieu hatte seine Entwürfe, durch verschiedene Umstände gezwungen, für den Augenblick aufgeben müssen. Von allen Seiten waren Klagen über seine Verbindungen mit ketzerischen Fürsten erschollen; der Papst Urban VIII., der Nachfolger Gregors XV., führte heftige Beschwerde, und ließ Trup-

pen werben, um mit den Spaniern verbündet die von den Franzosen besetzten Pässe in Graubündten wieder zu erobern. Hauptsächlich aber wirkten dem Cardinal die Französischen Protestanten entgegen, welche durch ihren Aufstand das Unglück ihrer Deutschen Glaubensgenossen herbeiriefen. Sobald nämlich die Häupter der Hugenotten die eingetretene Spannung mit Spanien bemerkt hatten, griffen sie zu Anfang des Jahres 1625 zu den Waffen, um ihre im letzten Kriege mit der Krone erlittenen Verluste wieder zu ersetzen und neue Vortheile zu erringen. Sie erhielten, merkwürdig genug, Unterstützung von Philipp IV., dagegen bediente sich Richelieu zu ihrer Bezwingung Holländischer und Englischer Schiffe, und brachte sie, nachdem er sich mit Spanien ausgesöhnt, im April 1626 zu einem ungünstigen Frieden. Der Cardinal bekämpfte die Hugenotten keineswegs aus religiösen Rücksichten, sondern aus der richtigen politischen Ueberzeugung, daß ihre Stellung in Frankreich als bewaffnete Macht, als ein Staat im Staate dem Wohle des ganzen höchst nachtheilig sey. Ueber diese Verwickelungen im Innern waren die versprochenen Subsidien dem König von Dänemark nicht ausgezahlt worden, und nach dem eben geschlossenen Frieden mit Spanien ließ sich für das nächste Jahr von Frankreich um so weniger erwarten, als Richelieu's Staatsverwaltung auf neue und bedeutende Schwierigkeiten stieß, welche ihm von den Mitgliedern der königlichen Familie in den Weg gelegt wurden. Doch konnte der König von Dänemark immer noch auf die Unterstützung von Holland und England zählen. Mit Jakobs Nachfolger, Karl I., schloß er am 9. September 1625 einen Tractat, in welchem ihm dieser im Verein mit den Generalstaaten bedeutende monatliche Zahlungen zusicherte; wofür sich Christian verpflichtete, 36,000 Mann in's Feld zu stellen und die Leitung des Krieges zur Restitution Friedrichs von Böhmen zu übernehmen.

Der Plan des Königs von Dänemark für den nächsten Feldzug war vielleicht für seine Streitkräfte zu ausgedehnt. Die Stellungen Tillys und Wallensteins erstreckten sich über den ganzen Raum zwischen Weser und Elbe. Um eine etwaige Vereinigung derselben zu verhindern, sollte Ernst von Mansfeld mit dem jungen Herzoge Ernst von Sachsen-Weimar, der bereits die herrlichsten Proben kriegerischen Talentes gegeben hatte, sich durch Brandenburg nach Schlesien hinziehen, um von hier aus vereinigt mit dem unermüdlichen Feinde Ferdinands, Bethlen Gabor, in Böhmen oder in Oesterreich einzubrechen.

Auf dem rechten Flügel aber sollte Christian von Braunschweig operiren, wo möglich Tilly umgehend nach Süddeutschland vordringen und die Fürsten der Ligue in ihren Staaten bedrängen, während der König selbst ihr Heer und ihren Feldherrn im Norden beschäftigte. Schon im Februar brach Mansfeld auf, und ging durch die Altmark vor. Eine bei Dessau über die Elbe geschlagene Schiffbrücke sicherte dem Wallensteinischen Heere die Verbindung mit dem rechten Ufer dieses Flusses; sie war deshalb durch einen Brückenkopf befestigt, den Oberst Altringer mit zahlreicher Mannschaft besetzt hielt. Mansfeld machte am 1. und dann am 11. April vergebliche Angriffe auf diesen wichtigen Posten, und als er seinen Versuch nach einigen Tagen noch einmal erneute, hatte Wallenstein unterdeß Zeit gehabt, seine Streitkräfte an dem bedrohten Punkte zu vereinigen. So erlitt der Graf eine bedeutende Niederlage, welche ihm sein Geschütz und sieben tausend Mann kostete. Dieser Unfall beugte indeß den Muth des tapfern Kriegers nicht. Im Brandenburgischen, wo höchstens einzelne Städte einen vergeblichen Widerstand gegen die räuberischen Schaaren versuchten, da der Kurfürst Georg Wilhelm, Johann Sigismunds Nachfolger, kein Heer besaß, erholte er sich, und nachdem 5000 Dänische Reiter unter dem Obersten Baudissin zu ihm gestoßen waren, setzte er seinen Zug nach Schlesien fort. Wallenstein folgte mit seinem ganzen Heere. Nach höchst beschwerlichen Märschen erreichte Mansfeld den Jablunka-Paß und vereinigte sich glücklich mit Bethlen Gabor. Wallenstein, dessen Truppen durch ungrische Haufen verstärkt wurden, drang in die Gebirge vor, fand aber auch in den rauhen und verwüsteten Gegenden um so größere Schwierigkeit so viel Kriegsvolk zu erhalten. Es fehlte an den nothwendigsten Bedürfnissen, haufenweise liefen die Soldaten davon, andere erlagen dem Hunger und dem regnichten Wetter. An fünf und zwanzigtausend Mann soll Wallenstein verloren haben. Dennoch ließ sich Bethlen Gabor mit dem Kaiser in Unterhandlungen ein und schloß einen Frieden ohne Rücksicht auf Mansfeld. Doch scheint er mit diesem weitere Plane verabredet zu haben, zu deren Bewerkstelligung Mansfeld über Venedig nach England gehen wollte. Der Hauptzweck und das vorzüglichste Bedürfniß für Bethlen so wie für Mansfeld war wohl Geld herbeizuschaffen. Doch gelangte Mansfeld nicht mehr weit. Schon in Bosnien erlag sein sonst so starker Körper den außerordentlichen Anstrengungen und der feuchten Herbstluft. In einem Dorfe Urakowitz unweit Sarajo

mußte er liegen bleiben, und hier raffte ihn ein böses Fieber hin (20. Nov. 1626) im sechs und vierzigsten Lebensjahre. Als er den Tod sich nähern sah, ließ er sich mit seinem Kriegsrock bekleiden, den Degen umgürten, und erwartete stehend, auf zwei Officiere gestützt, das Ende. So verließ sein kriegerischer Sinn ihn erst mit dem letzten Athemzuge. Zu Spalatro liegt er begraben. Die Ueberreste seines Heeres wollte sein Kampfgenosse, Johann Ernst von Weimar, nach Schlesien zurückführen, als auch ihn die nasse Witterung und das fremde Klima zu Boden streckte. Noch ehe er die Nachricht von seines Freundes Tode erfahren hatte, starb er selbst (4. Dec. 1626) zu St. Martin in der Gespanschaft Thmroz. Die von ihm befehligten Schaaren vereinigten sich mit einigen Abtheilungen, welche sich noch gegen die Wallensteinischen Hauptleute in Schlesien behauptet hatten, und brachten Kosel, Teschen, Troppau und Jägerndorf in ihre Hände.

Wenn auf solche Weise auch beide Führer auf dieser Unternehmung ihren Tod gefunden hatten und nur wenige Mannschaft ihres Heeres übrig war, so war doch der Hauptzweck derselben, weit überlegnere Streitkräfte vom Kriegsschauplatze abzuziehen, vollkommen gelungen. Dagegen wurde die Aufgabe Christians von Braunschweig gar nicht erfüllt, weil derselbe gleich im Beginn des Feldzugs nach einigen Streifzügen zu Wolfenbüttel im sieben und zwanzigsten Jahre seines Alters gestorben war (6. Mai 1626). Mußte schon dieser Verlust die Operationen des Königs von Dänemark erschweren, so geschah dies noch mehr durch die Unzuverlässigkeit der Niedersächsischen Stände, von denen einer der bedeutendsten, Herzog Georg von Braunschweig Lüneburg, offen zum Kaiser übertrat. Tilly war im Frühjahr aus seinen Quartieren in den Harzgegenden aufgebrochen und traf nach vielen Hin- und Herzügen und vereinzelten Unternehmungen die Dänische Armee in der Gegend von Northeim. Da König Christian eine Feldschlacht zu vermeiden wünschte, beschloß er den Rückzug auf Wolfenbüttel, wurde aber von dem ligistischen Heere am 17. August bei Lutter am Barenberge eingeholt und zum Treffen genöthigt. Um zehn Uhr Morgens griff Tilly den Nachtrab der Dänen unter dem General Fuchs an, welcher schnell in die erste Schlachtlinie verwandelt werden mußte, während sich der König mit dem übrigen Heere schon eine Stunde weiter rückwärts befand. Die Dänischen Truppen hielten den ersten Angriff nicht allein aus, sondern gingen ihrer Seits vor, brachten das Tillysche Fußvolk zum Weichen und drangen gegen dessen Geschütze

heran, als drei Regimenter feindlicher Cavallerie, welche ihren rechten Flügel umgangen hatten, mit solchem Erfolg einhieben, daß Alles die Flucht ergriff. Mit ebenso unglücklichem Ausgang erneuerte Christian mit seinen Truppen die Schlacht; ohne den Angriff zu erwarten, wandte das Fußvolk seines linken Flügels den Rücken; der König mußte sich durch einen Haufen kaiserlicher Reiter durchschlagen, und es begleiteten ihn nur dreißig Cornetten Cavallerie, als er am Abend ermattet und niedergeschlagen in Wolfenbüttel ankam.

So kostete dieser unglückliche Feldzug den Protestanten nicht allein drei ihrer besten Feldherren, sondern auch den größten Theil des niedersächsischen Kreises, da sich der König von Dänemark auf die Vertheidigung beschränken mußte. Die Aussichten für das nächste Jahr waren traurig. Zwar erschienen, von Karl I. von England abgesandt, der General Morgan mit dreitausend Engländern und der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der nach seinem Unfall bei Wimpfen nach einigem Umherziehen ebenfalls in England Schutz gesucht hatte, mit 5000 Mann, allein der Adel und die Stände Dänemarks zeigten keine Lust zu kräftiger Unterstützung ihres Königs, so daß Christians Streitkräfte gegen die feindlichen unverhältnißmäßig zurückblieben. Dennoch beging dieser von Neuem den Fehler, sich zu weit auszudehnen und die Vertheidigung einer Linie zu übernehmen, welche von Bremen über Lauenburg bis nach Mecklenburg ging, und durch die Marken nach Schlesien verlängert werden sollte, um die Verbindung mit den dortigen Truppen wieder herzustellen. Indeß brach Wallenstein, eifrig bemüht, die Verluste, welche er im vorigen Sommer in Ungarn erlitten, vergessen zu machen, von Böhmen und Mähren, wo er seine zusammengeschmolzenen Schaaren wieder bis auf vierzigtausend Mann verstärkt hatte, in mehreren Colonnen nach Schlesien auf. Nach tapferem Widerstande fiel eine Festung nach der andern in seine Hand; die Gefangenen mußten ihm schwören und sein Heer verstärken, das nun wie eine Lawine im Fortrollen wuchs. Viertausend Dänische Reiter versuchten sich durch die Neumark zu ihren Landsleuten durchzuschlagen, aber da ihnen Brandenburgisches Kriegsvolk an der Netze den Weg versperrte, wurden sie bei Friedberg eingeholt und niedergehauen. Ohne sich aufzuhalten, drang Wallenstein über Görlitz, Kotbus, Brandenburg und Havelberg nach Mecklenburg vor, Tilly hatte bereits die Dänen von der Elbe vertrieben, nur der rechte Flügel ihres Heeres behauptete sich noch an der Weser. In der Gegend von Lauen-

burg traf Wallenstein mit Tilly zusammen, und die Feldherren besprachen sich über den gemeinsamen Angriff des Königs von Dänemark in seinem Lande. Nachdem dessen Truppen aus ihren Schanzen bei Hamburg verjagt waren, drangen die vereinigten Heere im September in Holstein ein. Christian bat um Frieden, aber Wallenstein machte so ungeheure Forderungen, daß jener lieber sein ganzes Reich auf's Spiel setzen wollte. Auf der Flucht brannte er selber seine eigenen Flecken und Dörfer ab, um sie den Feinden nicht einräumen zu dürfen. Den Oberbefehl über seine Truppen übergab er dem Grafen von Thurn und dem Markgrafen von Baden-Durlach. Aber der Letztere ward bei Aalborg geschlagen; auch Kiel ging über; zuletzt war ganz Holstein bis auf zwei Festungen, in Feindes Händen. Obgleich nun Tilly, sey es weil er einem Gerüchte Glauben schenkte, daß die Holländer durch Ostfriesland den Dänen zu Hülfe ziehen wollten, sey es daß er Wallensteins hochmüthiges Benehmen nicht länger ertragen konnte, nach der Weser zurückging, so eroberte der Herzog von Friedland doch in wenigen Tagen Schleswig und Jütland und drängte die Dänischen Kriegsvölker auf die Inseln hinüber, ja man sagt, der zornige Feldherr habe zum Zeichen seiner Erbitterung, daß er den König aus Mangel an Schiffen nicht auch dahin verfolgen könne, glühende Kugeln ins Meer feuern lassen.

---

6. Oesterreichs Uebermacht.

(1627—1630.)

Im ganzen Reiche war Niemand mehr, welchen der Kaiser zu fürchten gehabt hätte. Nach einem im Allgemeinen ebenso planlosen und unbedeutenden Widerstande als einst im Schmalkaldischen Krieg, waren die deutschen Protestanten unterworfen worden, die Hülfe, welche England und Dänemark ihnen geleistet, hatte nur dazu gedient, ihr Verderben zu beschleunigen. An der Spitze einer überaus zahlreichen, durch ganz Deutschland bis zum Kattegat eingelagerten Armada stand Ferdinand weit gefürchteter, weit stärker da, als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg. Es war ein Augenblick, in welchem ein begabter Geist mit der Macht der protestantischen auch das Ansehen der katholischen Fürsten herabzubringen und die kaiserliche Gewalt über das ganze Reich für immer zu befestigen vermocht hätte. Niemals ist ein solcher Zeit-

punkt wiedergekehrt; aber Ferdinand, dem Einsicht und Tüchtigkeit nicht abgesprochen werden sollen, war doch religiös zu befangen, um seine Stellung politisch mit dem nöthigen Nachdruck benutzen zu können.

Im nordwestlichen Deutschland hatten die Schaaren Tilly's Standquartiere bezogen, unter dem Vorwande, den Holländern Einhalt zu thun, welche als Bundesgenossen des Pfalzgrafen die angrenzenden Länder plünderten und brandschatzten. Ebenso wenig gedachte Wallenstein sein Heer zu entlassen, er war vielmehr bemüht dasselbe zu verstärken. Obgleich Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg sich überall neutral verhalten, dann sogar dem Wallensteinischen Heere reichliche Zufuhren geliefert, ja selbst gegen die Dänen Mannschaft in's Feld gestellt, und seine bis dahin verschobene Einwilligung zur definitiven Uebertragung der pfälzischen Kur auf Baiern gegeben hatte (1626—1627), so wurden seine Länder jetzt dennoch mit der Ernährung einer bedeutenden Anzahl kaiserlicher Truppen belastet. Noch schlimmer wurden die Mecklenburgischen Fürsten behandelt. Schon während des ersten Feldzuges gegen Dänemark hatte Wallenstein ihre Länder besetzt und stark gebrandschatzt, weil die Herzoge Adolf Friedrich zu Schwerin und Johann Albrecht zu Güstrow den Dänen einigen Vorschub geleistet. Dieß rechnete ihnen auch Ferdinand zum Verbrechen an, entsetzte sie aus kaiserlicher Machtvollkommenheit als ungehorsame Reichsfürsten, und räumte seinem mächtigen Feldherrn ihre Länder und Besitzungen zunächst als ein Unterpfand für dessen Kriegskosten ein. Nachdem die Herzoge eine Protestation gegen das widerrechtliche Verfahren des Kaisers erlassen, wendeten sie ihren treuen Unterthanen den Rücken, und begaben sich zu ihrem Verwandten, dem König Gustav Adolf von Schweden, und schon im folgenden Jahre erhielt Wallenstein die Belehnung mit Mecklenburg. Im November des Jahres 1627 war auch Herzog Bogislav XIV. von Pommern aufgefordert worden, zehn kaiserliche Regimenter als Besatzungen in seine Städte aufzunehmen, weil man sich vor einer Landung der Dänen sichern müßte, und der schwache Fürst sah sich gezwungen, sein bisher ganz friedliches Land den Wallensteinischen Schaaren Preis zu geben. Die einzige Stadt Stralsund, reich und mächtig als Hansestadt, und in hohem Grade fest durch ihre Lage an der See und durch starke Wälle und Mauern, widersetzte sich der Einlagerung, und berief sich auf ihre Privilegien. Vergebens. Wallenstein verlangte Einnahme einer Besatzung, oder Zahlung von hundert und funfzigtausend Thalern. Da Beides abgeschlagen ward

bemächtigte sich der kaiserliche Oberst Arnim*) am 14. Februar 1628 des Dänholms (einer kleinen Insel, welche den Hafen von Stralsund beherrscht), worauf sich die Stadt zur Erlegung von dreißigtausend Thalern verstand. Dennoch drang Wallenstein von Neuem auf die Besetzung Stralsunds, und befahl Gewalt zu brauchen. Als Arnim demgemäß den Dänholm befestigen ließ, fuhren die Stralsunder auf ihren Schiffen heraus, und zwangen die Besatzung zum Abzuge. Darauf bereiteten sich die Bürger zum Aeußersten und leisteten einen feierlichen Schwur, „bei der wahren Religion Augsburgischen Bekenntnisses bis an's Ende zu verbleiben, dafür wie auch für gemeine Rechte und Freiheiten ihrer Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten, in Allem ohne Scheu und Eigennutz und Ersparung Leibes und Guts nur des Vaterlandes Bestes in Acht zu haben, aber bei dem Römischen Reiche als dessen Glied noch ferner zu bleiben, soweit es vor Gott und vor den Nachkommen und dem der Stadt zum Besten geschworenen theuren Eide verantwortlich sein würde". Am 13. Mai schloß Arnim mit 8000 Mann die Stadt ein, und ließ innerhalb zweier Wochen drei Mal Sturm laufen. Indeß kamen den Bürgern vier Compagnieen dänischer Truppen und sechshundert Schweden mit einigen Kriegsvorräthen zu Hülfe, da es den Königen von Schweden und Dänemark gleich sehr daran lag, diesen wichtigen Hafen nicht in kaiserlichen Händen zu sehen, und für eigene Unternehmungen sich hier einen Stützpunkt zu erhalten. So konnten die wackern Bürger ruhiger die ferneren Angriffe erwarten. Doch beschlossen sie, noch einmal Unterhandlungen zu versuchen. Ein Abgeordneter zog nach Prag, wohin sich Wallenstein nach Beendigung des Dänischen Feldzuges im vorigen Herbst begeben hatte. Nachdem der Gesandte zehn Tage hatte warten müssen, fuhr Wallenstein ihn hart an, nannte seinen Befehl unwiderruflich, und drohte, bald selbst hinzuziehen. „Wird eure Stadt sich nicht unterwerfen, so schloß er, so soll nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch hunderttausend Mann, ja ich selbst das Leben darüber verlieren." Vom Kaiser erhielt der Abgeordnete günstigeren Bescheid. Dieser ertheilte dem Feldherrn einen schriftlichen Befehl, die Belagerung aufzuheben. Indeß war Wallenstein bereits dahin aufge-

*) Er stammte aus dem noch gegenwärtig im Brandenburgischen blühenden Geschlechte dieses Namens, und hatte erst Schwedische, hierauf Polnische, dann, wiewol er ein sehr eifriger Lutheraner war, kaiserliche Kriegsdienste genommen. Wallenstein zeichnete ihn sehr aus, und der Kaiser ernannte ihn später zum Feldmarschall.

brochen. In Prenzlau erreichte ihn der nacheilende Gesandte (10. Juni), aber vergebens berief er sich auf den kaiserlichen Brief. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, donnerte der Feldherr, so müßte es herunter!“ Der eigene Landesherr, Herzog Bogislav, mußte zur Beschießung seiner Stadt schweres Geschütz aus Stettin herbeischaffen, und für den Unterhalt der Belagerer sorgen. Auch der Kurfürst von Brandenburg ließ auf erhaltenen Befehl Kanonen und Pulver aus dem Zeughause zu Küstrin heranbringen; alle disponiblen Regimenter aus Mecklenburg und Holstein wurden zum Belagerungscorps gezogen.

Am 7. Juli kam Wallenstein selbst vor der Stadt an. Gleich am folgenden Abend ließ er Sturm laufen und den Angriff die ganze Nacht unterhalten; am Frankenthor stürmten drei Regimenter und eroberten anfangs zwei Schanzen. Allein die Bürger drangen unerschrocken wieder hinein, und am Morgen lagen tausend Todte auf dem Schlachtfelde. Wüthend beginnt der Feldherr am nächsten Tage einen neuen Anlauf, und schwört, des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen, wenn er die Stadt erobere. Aber wiederum werden ihm 1500 Mann vergeblich erschossen. Ebenso wenig als die wiederholten Stürme konnte die äußerst heftige Beschießung, bei der an einigen Tagen über 1500 Kugeln in die Stadt geworfen wurden, den Muth der Bürger brechen, zumal da in diesen Tagen der höchsten Bedrängniß wiederum vierhundert Dänen anlangten. Die Besatzung machte sogar kühne Ausfalle, bei deren einem das ganze Tiefenbachsche Regiment, eines der besten des kaiserlichen Heeres, zu Grunde gerichtet ward, und nachdem am 28. Juli noch zweitausend Schweden in der Stadt landeten, der König von Dänemark aber sich mit einer Flotte von zweihundert Schiffen an der Küste von Mecklenburg sehen ließ, mußte Wallenstein jede Hoffnung aufgeben, die Stadt zu bezwingen. Da er die Truppen zur Beschützung seines Herzogthums nöthiger brauchte, ließ er die Belagerung am 2. und 3. August aufheben, nachdem er sich selbst schon am 18. Juli nach Güstrow begeben hatte. Das Dänische Heer landete indeß nicht in Mecklenburg, sondern in Pommern, setzte sich auf einigen Punkten fest und eroberte Wolgast. Doch nun kehrte auch das alte Glück zu Wallenstein's Fahnen zurück, beim dritten Sturm nahm er am 22. August Wolgast, König Christian mußte sich auf die Schiffe zurückziehen, und der kaiserliche Feldherr eilte nach Holstein, wo sich die Dänischen Besatzungen in Glückstadt

und Krempe noch behaupteten. Beide wurden belagert und die letztere Stadt am 12. November erobert, womit der diesjährige Feldzug schloß.

Nicht genug anzuerkennen ist der Muth und die Standhaftigkeit, mit welcher die Stralsundischen Bürger eine heftige, zehnwöchentliche Belagerung aushielten, bei welcher die kaiserlichen Feldherren zwölftausend Mann vergeblich opferten. Zu einer Zeit, wo die Sache der Deutschen Protestanten durch Schwäche und Engherzigkeit der Fürsten, durch Feigheit, Selbstsucht und Unverstand ihrer Ritterschaften und Städte verloren gegangen war, bewährte Stralsund die schon seit einem Jahrhundert in Verfall gekommene Wehrhaftigkeit Deutscher Bürger noch einmal auf die glänzendste Weise, und zeigte, was innere Kraft und höhere Motive auch gegen die äußerlich überlegensten Mittel vermöchten. Der Grund, warum diese Stadt so stark bedrängt worden war, lag in umfassenderen Plänen. Oesterreich wollte sich der Ostseeküsten bemächtigen, um dieses Meer beherrschen zu können. Zu den Aussichten, welche diesen Entwurf hatten ergreifen lassen, gehörte, daß Bogislav XIV. von Pommern seinen Stamm beschloß; dann wollte man sich seines Landes als heimgefallenen Lehens bemächtigen, obgleich das Haus Brandenburg alte und gerechte Ansprüche auf diese Erbschaft hatte. Wallenstein war schon am 21. April 1628 zum Admiral des oceanisch-baltischen Meeres ernannt worden; mit den Hansestädten wurde über Stellung und Bau von Schiffen unterhandelt, man faßte den Gedanken, eine bewaffnete Compagnie zu errichten, welche allein den Verkehr mit Italien und Spanien betreiben sollte, um die Holländer und Engländer davon ausschließen, ja die letztern so wie die Dänen und die Schweden, welche es kühn gewagt hatten, die Reichsländer zu beschreiten und feindselig gegen den Kaiser aufzutreten, auf ihrem Grund und Boden von der See her angreifen zu können. Zuerst wollte man den Krieg auf die Dänischen Inseln tragen; Christian IV. wurde bereits als entsetzt angesehen, und Wallenstein hatte einen Augenblick die Absicht, den Kaiser auf den erledigten Thron jenes Reiches zu erheben*), als Stralsunds Widerstand die Errichtung der Flotte verzögerte, die disponiblen Truppen beschäftigte, und die Einmischung des Königs von Schweden die Aufmerksamkeit auf einen größeren Feind richtete. Um die Vereinigung Schwedens und Dänemarks zu hindern, wurden deshalb im Frühjahr 1629 zu Lübeck Unter-

*) Wallensteins Briefe, herausgegeben von Förster. Th. I. S. 72. 182.

handlungen mit dem letztern Staate eröffnet; auch wünschte Wallenstein sein neues Herzogthum vor Dänischen Angriffen sicher zu stellen. Er leitete das Friedensgeschäft von Güstrow aus. Als auch Schwedische Gesandte in Lübeck erschienen, ließ er sie mit Recht zurückweisen. So wurde dem König von Dänemark (12. Mai 1629) ein Friede bewilligt, wie ihn ein so gedemüthigter Fürst von einem so siegreichen Gegner nimmermehr erwarten konnte. Er bekam alle seine eroberten Länder zurück, durfte keine Kriegskosten bezahlen, und nur geloben, daß er sich mit Niemand künftig gegen den Kaiser verbinden wolle. Doch sollten dem Könige von Schweden nicht bloß Verbindungen entzogen werden; auch seine Feinde wurden verstärkt. Schon seit längerer Zeit kämpfte Gustav Adolf mit dem Könige Sigismund von Polen, und dem letztern war bereits einiges Kriegsvolk vom Kaiser zu Hülfe gesandt worden; jetzt aber, da man keinen unmittelbaren Feind mehr zu bekämpfen hatte, erhielt der zum Feldmarschall erhobene Arnim Befehl, 10,000 Mann nach Polen zu führen. Man dachte zugleich daran, Preußen dem Reich und dem Orden wieder zu gewinnen.

Während die Politik des Kaisers den Norden und Osten so gewaltig umfaßte, verlor er den Westen und Süden nicht aus den Augen. Im Frühjahr 1629, als Arnim nach Polen zog, führte Montecuculi 17,000 Mann kaiserlicher Truppen nach den Niederlanden, wo ihr plötzliches Vordringen gegen Amsterdam die Generalstaaten an den Rand des Untergangs zu bringen schien. Auch in die Angelegenheiten Italiens, welche das Oesterreichische Haus seit siebzig Jahren der Spanischen Krone gänzlich überlassen hatte, griff Ferdinand auf das kräftigste ein. Das Haus Gonzaga, welches seit der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Mantua herrschte, und im sechzehnten vom Kaiser Karl V. auch Montferrat, welches damals dem Reiche heimgefallen war, erhalten hatte, starb in gerader Linie mit Vincenz II. am 26. December 1627 aus. Die Anwartschaft besaßen Ferdinand Fürst von Guastalla, und Karl Gonzaga, Enkel des früheren Herzogs Friedrich II. (reg. 1519—1540). Karls Vater, Ludwig Gonzaga, hatte in Frankreich die Erbin des Herzogthums Nevers geheirathet. Er wie sein Sohn hatten sich im Dienste der Französischen Krone ausgezeichnet. Aus Furcht, deshalb vom Kaiser und von Spanien nicht anerkannt zu werden, schickte Karl noch vor Vincenz II. Tode seinen gleichnamigen Sohn nach Mantua, und ließ ihn sogleich nach dem Ableben desselben heimlich Besitz von dem Herzogthum nehmen. Erst nachdem

dieß geschehen war, wurde das Ende des vorigen Herrschers bekannt gemacht. Ueber dieß Verfahren entrüstet, sprach Ferdinand als Lehnsherr das Sequester über Mantua, bis er zwischen den Prätendenten entschieden haben werde. Der junge Herzog wandte sich um Hülfe nach Frankreich. Obschon wieder im Kampf mit den Hugenotten begriffen, beschloß der Cardinal Richelieu ihn dennoch zu unterstützen, und die Besetzung des Mantuanischen Herzogthums im Spanisch-Oesterreichischen Interesse zu verhindern. Seine Absichten gegen die Uebermacht Spaniens und Oesterreichs theilten die kleineren Italienischen Herren; es theilte dieselben sogar, aus politischen Rücksichten, Papst Urban VIII., der für seine unabhängige Stellung als Landesherr von diesem immer weitern Umsichgreifen jener Staaten in Italien Alles zu fürchten hatte. Zur Spanischen Partei hielt sich dagegen der Herzog Karl Emanuel von Savoyen, der Ansprüche auf Montferrat machte. Schon belagerten die Spanier unter dem Statthalter von Mailand, Don Gonzalez de Cordova, Casale, während die Savoyer andere Plätze angriffen, als ein Französisches Heer die Letzteren zur Beschützung ihrer Grenzen abrief (1628). Im folgenden Frühjahr führten Richelieu und König Ludwig XIII. in Person ein Heer von 25,000 Mann nach Italien. Sie schlugen das Savoyische Heer bei Susa, und nöthigten die Spanier, die Belagerung von Casale aufzugeben. Allein schon hatte Kaiser Ferdinand die Besetzung der Französischen Grenze und die Zusammenziehung bedeutender Streitkräfte bei Memmingen, Ulm und Lindau angeordnet. Wallenstein hatte anfangs die Absicht, selbst das Commando zu übernehmen. Dann befahl er dem Grafen Colalto, diese Schaaren, über 30,000 Mann stark, nach Italien zu führen. Unter Colalto befehligten Gallas und Altringer. Der nächste Weg führte durch die Pässe Graubündtens, und da diese Republik vor einiger Zeit mit Französischer Hülfe glücklich gegen den Erzherzog Leopold von Tyrol gekämpft hatte, wurden ihre Thäler furchtbar verwüstet. Nach der Einnahme des Gebiets von Mantua ward die Belagerung der Hauptstadt eröffnet. Zur Deckung derselben und zum Schutze des Herzogs von Savoyen rückten die Spanischen Heerhaufen nach Montferrat, und drängten die zurückgelassenen Französischen Truppen — der König und der Cardinal waren mit einem Theil des Heeres bereits zurückgekehrt — in Casale zusammen. Diese zu retten, erschien der Cardinal Richelieu an der Spitze einer neuen Armee, zu Pferde, das Schwert an der Seite und die Pistolen im

Sattel (Anf. 1630); aber wenn er auch allmählig ganz Savoyen occupirte, konnte er es doch nicht verhindern, daß die Deutschen Mantua am 18. Juli erstürmten und drei Tage lang auf das Furchtbarste ausplünderten.

Welch ein Unterschied, welch ein Umschwung der Begebenheiten, wenn man die Stellung Ferdinands im Jahre 1630 mit der Zeit seiner Thronbesteigung vergleicht. Bereits hatte der siegreiche Fortgang der kaiserlichen Waffen auch für die religiösen Verhältnisse Deutschlands bedeutsame Folgen herbeigeführt. Unvermerkt behielt der Kaiser die Wiederherstellung des Katholicismus im Auge. Bisher hatte er in seinen Erblanden noch des Adels geschont; am Ignatiustage 1627 erging ein Edict, daß kein Herr oder Ritter mehr in Böhmen geduldet werden solle, der sich nicht zum katholischen Glauben bekenne; dasselbe wurde für Oberösterreich bestimmt. In Niederösterreich war bisher nur der evangelische Cultus verboten gewesen, jetzt wurden alle Protestanten vertrieben; nur der alte Adel behielt als ein Vorrecht die Erlaubniß, die katholischen Kirchen nicht besuchen zu dürfen. Am schonendsten von allen kaiserlichen Ländern war Schlesien behandelt worden, für dessen Religionsfreiheiten und Privilegien sich der Kurfürst von Sachsen bei der Occupation des Landes (oben S. 299) verbürgt hatte; nur Geldstrafen hatten bezahlt werden müssen. Im Jahre 1628 aber verloren alle unmittelbar unter der Krone oder unter katholischen Herren stehende Territorien die freie Religionsübung; man begann durch militärische Executionen und ähnliche Mittel die Einwohner zu bekehren. Im Reiche wurden schon seit Beendigung des Böhmischen Krieges den Katholiken einzelne Kirchen eröffnet und einige Stifter und Klöster zurückgegeben, die gegen den Religionsfrieden von den Protestanten in Besitz genommen seyn sollten. Der Reichshofrath erkannte stets zu Gunsten der katholischen Partei. Gegen Wirtemberg klagten die Bischöfe von Constanz und Augsburg, und mehrere Aebte trugen auf Restitution ihrer aufgehobenen Klöster an. Der Bischof von Eichstädt erhielt Recht wider Nürnberg, das Capitel von Strasburg gegen die Stadt; die Reichsstädte wurden aufgefordert, den katholischen Cultus herzustellen, wie er zur Zeit des Passauer Vertrages gewesen sey; immer kühner betrieben die katholischen Landesherren die Gegenreformationen in ihren Ländern, und die ligistischen und kaiserlichen Befehlshaber zwangen die protestantischen Capitel und Stifter, katholische Bischöfe und Vorsteher zu postuliren. Nach der Schlacht

bei Lutter beschäftigte sich der Kaiser mit einer allgemeinen Maßregel zur Herstellung der katholischen Kirche. Endlich wurde auf Andringen des päpstlichen Nuntius und mit Genehmigung der vier katholischen Kurfürsten am 6. März 1629 das Restitutionsedict erlassen, kraft dessen die Lutheraner gehalten seyn sollten, alle Stifter, Klöster und Prälaturen, selbst die unter Botmäßigkeit der Reichsstände belegenen, die seit dem Passauer Vertrage und wider den geistlichen Vorbehalt reformirt oder sonst verwendet worden wären, der katholischen Kirche zurückzustellen. Auf die Calvinisten fände der Religionsfriede überhaupt keine Anwendung. Ebenso wenig sey derselbe für die Landsassen und Unterthanen der einzelnen Stände jemals vorhanden gewesen, da die Reichsstände denselben unter sich abgeschlossen hätten; sie könnten deshalb von ihren Landesherrn zur katholischen Religion oder zur Auswanderung gezwungen werden. Das Kammergericht wurde angewiesen, nach diesen Grundsätzen zu verfahren. Weil aber nach dem Ausdruck des Edicts in vielen Fällen „das jus undisputirlich und die spolia notorisch seyen," so wurden sogleich kaiserliche Commissarien zur Execution desselben in alle Kreise gesendet und bevollmächtigt, im Fall der Widersetzlichkeit die „nächst gelegene Armada, sowohl kaiserlich als katholischer Liga Volk zu requiriren" und über die Kirchenämter interimistisch, bis zur päpstlichen Bestimmung zu verfügen *). Drei Erzbisthümer, funfzehn Bisthümer, fast alle norddeutschen Stifter und Abteien fielen durch dieses Edict den Katholiken wieder zu; nur der Kurfürst von Sachsen sollte seine drei „von Alters inhabende" Hochstifte Merseburg, Naumburg und Meissen behalten, theils um seine Dienste zu belohnen, theils um nicht zu stark aufzureizen. Zunächst erhielt der Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers zweiter Sohn, obschon er bereits Bischof von Strasburg und Passau war, das Bisthum zu Halberstadt und die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen. Die Protestanten erhoben von allen Seiten die lautesten Klagen gegen das Edict, welches aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erlassen, weder als Gesetz noch als Urtheil in der gehörigen Form gefaßt, berathen und proclamirt sey, mithin auch keine Gültigkeit haben könne. Trotz dieser nicht unbegründeten Einwendungen wurde das an sich schon harte Mandat mit der größten Rücksichtslosigkeit in's Werk gerichtet. Bei den Reichsstädten wurde es gar nicht beachtet, ob die evangelische Religion vor oder nach

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Th. IV. S. 240 fg.

dem Passauer Vertrage eingeführt worden war, und den evangelischen Einwohnern der Gottesdienst ohne Weiteres untersagt. Besonders hart wurde gegen Augsburg verfahren, und diese glänzende und berühmte Stadt sank durch das tyrannische Verfahren der kaiserlichen Commissarien und durch die Vertreibung der evangelischen Bürger von ihrer alten Höhe für immer herab. In den Rheinlanden, in Westphalen und Niedersachsen wurde die Restitution durchgeführt und unermeßliches Gut eingezogen. Niemand wagte Widerstand, die höchste Gefahr des Glaubens erweckte keinen Fürsten zu hochherziger und aufopfernder Vertheidigung, brachte den Kurfürsten von Sachsen, dessen Kräfte noch frisch und unverletzt waren, nicht unter die Waffen.

Wie Wallenstein's Eroberungen an Stralsund einen Damm gefunden hatten, so hat eine andere Deutsche Stadt den Ruhm, sich allein der Ausführung des Restitutionsedicts widersetzt zu haben. Es war dieselbe, welche vor achtzig Jahren, ebenfalls von allen Städten des Bundes die einzige, Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Kriege widerstanden hatte, Magdeburg. Obgleich die dortige Bürgerschaft dem kaiserlichen Feldherrn schon auf seinem ersten Zuge von Schlesien nach Mecklenburg 130,000 Gulden bezahlt hatte, forderte dieser im Januar 1629 von Neuem 200,000 Gulden, oder Einnahme und Unterhaltung eines Regiments. Sie stützte sich, wie Stralsund, auf ihre Privilegien. Da schrieb er selbst von Güstrow aus: „Uns ist die widerspenstige Weigerung der Stadt, ein einziges Regiment zu unterhalten, berichtet worden. Diese Hartnäckigkeit befremdet uns. Bis jetzt hat Magdeburg zum schweren Kriege nichts gesteuert, weder dem Kaiser, noch dem gemeinen Wesen. Wir wollen sie erinnert haben, in der Weigerung nicht zu beharren, sie möchte es sonst sehr bereuen." Nachdem das Restitutionsedict erlassen, und dem Sohn des Kaisers, Leopold Wilhelm, das Erzbisthum übertragen worden war, mußte es um so wichtiger scheinen, den Widerstand dieser Stadt zu brechen. Zunächst erschien 1629 ein Haufe Croaten vor der Stadt, versperrte die Zufuhr, verwüstete die Dörfer umher, brannte das Korn ab, und zwang die Bauern mit den Säbeln, Schanzen gegen die Stadt aufzuwerfen, worauf die Magdeburger ihr Geschütz brauchten. Eine Menge unschuldiger Bauern wurden von den Kugeln der Bürger zerschmettert, aber dennoch mußten die übrigen fortarbeiten, denn wer floh, ward von den Croaten, in Stücke gehauen. Jeden Abend wurden große Wagen voll Todter weggeführt. Darnach erhielten die Obersten

Pappenheim und Becker Befehl eine regelmäßige Belagerung zu eröffnen, und im Julius kam Wallenstein selber von Güstrow, wo er sich bis dahin aufgehalten hatte, nach Wollmirstädt. Nach einigen vergeblichen Unterhandlungen wurde die Belagerung fortgesetzt; doch nahm der Feldherr persönlich keinen Theil und zeigte überhaupt kein Verlangen, durch Stralsunds Beispiel gewarnt, wieder große Heeresmassen aufzuopfern. Im Herbst gelang es endlich der Hanse, zu welcher Magdeburg gehörte, einen Vergleich zu vermitteln, worauf das Kriegsvolk (29. Sept.) abgeführt wurde.

Unterdessen hatte Wallenstein das Restitutionsedict im Bisthum Halberstadt mit großer Härte vollstreckt; im Verein mit den Ligistischen bedeckten seine Schaaren das ganze Reich. Die Zahl der letzteren soll im Frühjahr 1629, ehe die Entsendungen nach Polen, Holland und Italien stattfanden, gegen 150,000 Mann betragen haben. Ueberall wurden von dem Feldherrn und den Generalen willkürlich Steuern ausgeschrieben, und die fürchterlichsten Erpressungen, theils unter dem Vorwande der Unterhaltung des Kriegsvolks, theils der Einführung des Restitutionsedicts, verübt. Die Hauptleute lebten in Pracht und Ueberfluß, und ihre Verschwendung schien dem Elende der ausgesogenen Bürger und Bauern Hohn zu sprechen. Was die Soldaten nicht verzehren konnten, verdarben sie aus Muthwillen. Viele Landleute starben Hungers, andere fristeten mit Eicheln und Wurzeln ein klägliches Daseyn *). Von allen Seiten erhoben sich die schreiendsten Klagen über diese Tyrannei und allgemeine Bedrückung. Ueber den Marsch der Truppen, welche Colalto nach Italien führte, schrieb der Erzherzog Leopold, des Kaisers eigener Bruder, an diesen: „Ew. Kaiserliche Maj. glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solche Greuel, wie itzt, habe ich nicht gesehen, auch nie verstattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen, allein das Brennen, das Weiberschänden, das Todtschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen, anderer

*) Der Grund, den Hr. Förster (Wallenst. Briefwechsel, Th. I. S. 74) aus einigen in den Briefen vorkommenden Klagen Wallensteins über Geldverlegenheiten hernehmen will, um an der Größe des Drucks zu zweifeln, wird nicht leicht Jemanden überzeugen. Mit demselben Rechte könnte ein künftiger Geschichtschreiber aus Napoleon's Finanznoth schließen, daß die Berichte von seinen Erpressungen in Deutschland erlogen oder übertrieben seyen. — Auch stimmt das, was Hr. Förster selbst Th. II. S. 74 anführt, durchaus nicht zu jener Behauptung.

Martern, welche den armen Leuten angethan werden, nicht zu gedenken, diese Ausschweifungen können die Officiere gar wol verhindern. Ich weiß wol, man will Ew. Maj. solche Sachen auszureden suchen, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, Ew. Maj. getreuestem Bruder, können Sie soviel glauben. Die Officiere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht einhergezogen sind, jetzt aber drei oder viermal hunderttausend Gulden baares Geld besitzen. Diese Summen erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie preßten sie der katholischen Fürsten armen Unterthanen ab. Die Ungeduld fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden halte, alles dieß Ew. Maj. zu berichten. Eine gute Anmahnung an den Herzog zu Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Ew. Kaiserl. Maj. um Gottes Barmherzigkeit willen und durch seine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen. Viele ansehnliche Personen haben mich schon oft darum ersucht, ich habe es nie thun wollen; endlich bin ich dazu gezwungen worden. Ich sehe, daß es mich nunmehr am meisten im Markgrafthum Burgau und in den Altenburgischen Herrschaften, von welchen ich leben muß, selbst betrifft."

So war der Zustand des Reiches, als der Kaiser seinen ersten Reichstag im Februar 1630 auf den Junius nach Regensburg berief. Die ligistischen Fürsten hatten darauf angetragen, auch wünschte Ferdinand seinen ältesten Sohn zum Römischen König erwählt zu sehen. Die vier katholischen Kurfürsten erschienen persönlich, nicht so Sachsen und Brandenburg trotz wiederholter Einladungen. Der Kaiser mußte auf eine bedeutende Opposition gefaßt sein, da er die Stände des Reichs in ihrer Gesammtheit bisher um keine Maßregel befragt hatte. Wetteifernd klagten zuerst die Kurfürsten, dann die Uebrigen über Wallensteins unumschränkte Macht, der Jedermann nach seinem Willen zwänge ohne Recht, ja ohne rechtlichen Vorwand, und über den unerträglichen Druck der Soldatesca, die vom Reiche nicht allein ernährt, sondern mit allen Hauptleuten und Obersten auch besoldet werden müßte. Schrecklich war der Bericht der Pommerschen Abgeordneten. „Bogislav, sagten sie, nahm die kaiserlichen Soldaten als Freunde auf, und sie peinigen seine Unterthanen bis aufs Blut. Ganz allein im Fürstenthum Stettin werden die Contributionen auf zehn Millionen angeschlagen. Den armen Leuten wurden die Hemden vom

Leibe weggenommen, Andere übergaben den Officieren statt baaren Geldes ihre fahrende Habe mit Thränen. Die Executoren schätzten einen Zug Ochsen auf zwei Thaler, und nahmen ihn für diesen Spottpreis den Bauern weg. Noch täglich werden die Wirthe barbarisch geprügelt, Alles wird verbrannt und verheert, der Gottesdienst gehindert; und nicht genug, daß Weiber und Jungfrauen zu Tode genothzüchtigt werden: auch noch an den todten Körpern, mehr als viehisch, wird die unnatürliche Lust gebüßt, dann werden sie den Hunden zu fressen gegeben. Bogislavs Einkünfte aus seinem großen Herzogthume reichen nicht mehr zur Unterhaltung seiner Tafel hin, und jeder kaiserliche Rittmeister in Pommern lebt fürstlicher als er. Sieben Pommersche Städte sind seit der Kaiserlichen Ankunft durch den Muthwillen der Letztern in Asche gelegt, ganze Districte von sechs und mehreren Meilen sind verödet. Als die Stadt Stargard sich über die Größe der Contributionen beklagte, schrieb der kaiserliche Feldmarschall Torquato Conti dem darin liegenden Hauptmanne zurück: damit Stargard desto besser sich zu beklagen Ursache habe, so befehlen wir dem Herrn ernstlich, daß er sich diese Stunde Alles, was noch zu zahlen ist, entrichten lasse, und sollten sich die Stargarder auch bis auf das Hemde ausziehen müssen." Als die Pommerschen Gesandten diese Beschwerden übergaben, lagen 31,500 Mann kaiserlicher Infanterie und 7540 Reiter, ohne den Troß, in Pommern. Kurbrandenburg berechnete seinen Schaden auf zwanzig Millionen Gulden; Hessen-Kassel gab sieben Millionen an; die einzige Stadt Nürnberg hatte monatlich 20,000 Thaler, Berlin 10,000 Gulden zahlen müssen; Wirtemberg brauchte alle vier Wochen 120,000 Thaler um 8000 Mann kaiserlicher Truppen zu erhalten. Was allen diesen Klagen den stärksten Nachdruck gab, war die drohende Stellung der Liga. So sehr sie mit der Herstellung des Katholicismus zufrieden war, so stark mußte sie anderer Seits die Uebermacht des Kaisers in politischen Dingen, nicht minder als die protestantischen Fürsten, fürchten. Aus diesem Grunde hatte Maximilian von Baiern, das thätige und vorausblickende Haupt dieser Verbindung, schon im März dieses Jahres einen Beschluß der Mitglieder zu Heidelberg abfassen lassen, die Truppen der Liga nicht zu vermindern, wie dieß der Kaiser verlangt habe, vielmehr die Armee in der Stärke von 27,000 Fußgängern und vierzig Reiterregimentern bis zum allgemeinen Frieden zu unterhalten, sich erforderlichen Falls mit Gewalt zu manuteniren, und die besetzten Länder nicht zu räumen, bis der Bund seiner

Kosten versichert wäre. Diese Stimmung unterhielten und stärkten geheime Botschafter und Einflüsterungen Richelieus, der auf seinem Wege gegen die Oesterreichisch-Spanische Macht um so eifriger fortzugehen dachte, als er die Opposition des Papstes, welche seine ersten Entwürfe dieser Art hatte scheitern lassen (oben S. 316), nicht mehr zu scheuen brauchte. Im Laufe der Ereignisse hatten sich nämlich auch noch andere Gegensätze im Schooße der siegenden Partei entwickelt. Die Jesuiten trachteten danach, die durch das Restitutionsedict zurückfallenden Güter für sich in Besitz zu nehmen und die älteren Orden wo möglich ganz auszuschließen; über die Besetzung der wiedergewonnenen Kirchenstellen erhoben sich die uralten Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser. Papst Urban VIII. folgte jener Richtung nicht, welche seine Vorgänger seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts genommen hatten, die mit Hintansetzung der eigenen fürstlichen Interessen, ja selbst des oberherrlichen Ansehens über die Kirche einzig und allein auf die Herstellung der Religion im Verein mit den Landesherren ging. Er war den Häusern Oesterreich und Spanien persönlich abgeneigt, seine Stellung in Italien glaubte er durch die Uebermacht dieser Fürsten bedroht, und schloß sich deshalb näher an Frankreich. Selbst die restituirten geistlichen Stellen in Deutschland das erste Mal zu besetzen, verweigerte er dem Kaiser. So gekränkt und zurückgewiesen, erwachten in diesem die Vorstellungen von der höhern Autorität der Deutschen Herrscher. Er wollte sich die Kaiserkrone aufsetzen lassen, der Papst sollte ihm nach Bologna oder Ferrara entgegenkommen. Wallenstein, der früher, nach der Unterwerfung Deutschlands auf einen großen Türkenzug gedacht hatte, hielt es jetzt für wichtiger erst nach Italien zu ziehen. Rom sey bereits seit hundert Jahren nicht geplündert worden, äußerte er, jetzt müsse es um Vieles reicher seyn als damals *). Das war die Lage der Parteien, als der Kurfürst von Baiern, nachdem die Beschwerden der Stände eingereicht waren, auf die Entsetzung Wallensteins antrug und die Uebrigen ihm laut und eifrig beistimmten. Furcht vor der Liga, Besorgniß dieselbe mit Frankreich vereinigt gegen seine Erblande unter den Waffen zu sehen, ein Rest von Achtung gegen die schon so gewaltsam angetastete Deutsche Verfassung, Unlust mit dem Papste ganz zu brechen und endlich wahrhafte Rührung über die Leiden des Reiches, wozu der Einfluß der

*) Ranke, Päbste, Bd. II. S. 561.

den Kaiser umgebenden, Wallenstein nicht günstigen Geistlichkeit kam, bewegten Ferdinand im entscheidenden Augenblicke nachzugeben. „Ungern und ohne Gutheißen und mit Protestation, an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und der Welt unschuldig zu seyn," willigte der Kaiser in die Entsetzung des Feldherrn, dem er seine Macht verdankte. Er schien zu fühlen, was er aufgebe. In Begriff, Deutschland und Italien zu seinen Füßen zu sehen, fürchtete er auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, plötzlich fehlten ihm Muth und Kräfte den Schlußstein seines Gebäudes zu legen. Alle bisherigen Schritte mußten jetzt zwecklos erscheinen, umsonst war man so weit gegangen, wenn man nicht weiter gehen wollte. Es war vom Standpunkt des Kaisers ein unverzeihlicher Fehler; unverzüglich trat ein großer Umschwung der Dinge ein. Anderer Seits gestattet dieses Benehmen Ferdinands auch einen Rückschluß darauf, daß die bisherigen großen Erfolge weniger als die Früchte eines durchgreifenden Planes denn als die Erzeugnisse des Laufes der Dinge betrachtet werden müssen. — Wallenstein hatte sich um diese Zeit zu dem kaiserlichen Heer in Schwaben begeben, um, falls die Kurfürsten wegen der Königswahl Schwierigkeiten machen sollten, nach seiner Weise plötzlich die Stadt mit kaiserlichen Truppen zu besetzen und Baiern mit einem Einfall zu bedrohen. Ganz anders stellten sich die Sachen auf dem Reichstage. Statt eines Befehls zum Aufbruch, mußte dem Mächtigen jetzt der Absetzungsbrief überbracht werden. Zwei alte Freunde des Feldherrn, der Hofkanzler von Werdenberg und der Kriegsrath von Questenberg, übernahmen das bedenkliche Geschäft. Sie trafen ihn in Memmingen mit astrologischen Studien beschäftigt. Er empfing und bewirthete sie prächtig. Es ward lange von gleichgültigen Dingen gesprochen, und eben wollten sie es wagen, ihn mit ihrem Auftrage bekannt zu machen, als Wallenstein, von allen auf dem Kurfürstentage vorgefallenen Dingen schon durch seinen Vetter, den Grafen Max von Waldstein, unterrichtet, einige Papiere vom Tische nahm und zu ihnen sagte: „Diese Papiere enthalten des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Nativität. Aus ihnen könnt ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag weiß. Diese Sterne zeigen, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den Spiritus des Kaisers dominirt. Aus dieser Ursach gebe ich dem Kaiser keine Schuld. Es thut mir wehe, daß sich Se. Majestät meiner so wenig angenommen haben, aber ich will Gehorsam leisten." Er dankte hierauf selbst dem Kaiser schriftlich für das bisher ihm geschenkte

Vertrauen, und bat nur, ihn in seinen Besitzungen zu schützen. Als die Kurfürsten zu Regensburg seine Antwort erfuhren, wurden sie muthiger, und verlangten nun auch die Wiedereinsetzung der Mecklenburgischen Herzoge. Der Kaiser mußte sich endlich entschließen, die Untersuchung dieser Angelegenheit zu verfügen, und schrieb Wallenstein, bis zur Beendigung derselben auf seine Güter in Böhmen zu gehen. Dahin begab sich dieser denn, nicht ohne die Zuversicht, daß die Zukunft ihm einen vollkommenen Triumph über seine Feinde verschaffen würde. Den ersten Bewilligungen folgten bald andere von Seiten des Kaisers. Weil die Mittel zur Unterhaltung fehlten, wurde das Wallensteinische Heer in Deutschland bis auf neun und dreißigtausend Mann vermindert und die Generale angewiesen, ihre Contributionsforderungen vorher der Berathung und Ermäßigung der Reichskreise zu unterwerfen. Auf Andringen der Protestantischen Fürsten wurde auch die Vollziehung des Restitutionsedict suspendirt, und ein Tag nach Frankfurt für das nächste Jahr anberaumt, auf welchem über einen Vergleich unterhandelt werden sollte. Dennoch erreichte der Kaiser nicht einmal die Wahl seines Sohnes zum römischen König, welche die Kurfürsten auf eine künftige Versammlung hinausschoben.

---

7. Gustav Adolf und seine ersten Fortschritte in Deutschland. (1630—1631.)

Durch die Spaltung, welche im Innern der katholischen Partei ausgebrochen war, begannen die Verhältnisse sich für die Reichsfürsten und für die Protestanten wieder günstiger zu gestalten. Doch hatten die Letztern keine Macht irgend welcher Art in Händen, um den Kaiser auf dem Wege der Nachgiebigkeit zu erhalten, und die Rettung und Befreiung ihres Glaubens zu bewerkstelligen. Außer Sachsen waren ihre Länder entkräftet und ausgesogen, ihre Unterthanen verschüchtert, und die Furcht, auch das letzte noch durch Widersetzlichkeit zu verlieren, lehrte selbst diejenigen Unterwürfigkeit, die vielleicht noch auf Widerstand hätten denken können. Da nahte zur Rettung der Religion und Freiheit von außen her eine fremde Gewalt, welche die Getrennten kraft ihres überwiegenden Ansehens vereinigte, und dieselben so mächtig zu beherrschen wußte, daß jede Regung der Eifersucht und

des besondern Vortheils erstickt, und jeder Treulosigkeit durch die Furcht der Weg versperrt wurde.

Gustav Adolf, der älteste Sohn Karls IX. (oben S. 267), hatte in seinem siebzehnten Jahre den Schwedischen Thron unter schwierigen Umständen bestiegen (1611). Mit Dänemark, Rußland und Polen befand sich das Reich im Kampfe. Christian IV. hatte, von seinen Besitzungen in Schweden aus, Calmar erobert, und machte verheerende Einfälle in Smaland. Im Sommer des Jahres 1612 nahmen die Dänen auch Elfsborg und die Insel Oeland weg. Schlecht unterstützt vom Adel, ohne genügendes Heer und kräftige Führer, gelang es dem jungen Herrscher nur durch große persönliche Anstrengungen und durch die Hingebung der Schwedischen Bauern, bedeutende Verluste zu vermeiden und im Frieden von Siöröd (1613) Calmar und Oeland zurückzuerhalten. Gegen Rußland waren die Schweden im Vortheil gewesen. Schon nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatten die Schwedischen Herrscher angefangen, sich von den alten Besitzungen in Finnland aus weiter an den Ostseeküsten auszubreiten, in dem richtigen Gefühl, daß hierauf die Herrschaft über dieses Meer und die politische Bedeutung ihres Reiches gegründet werden müsse. So wurde Esthland erworben; während der inneren Verwirrungen in Rußland nach dem Tode Boris Godunow's (1605) eroberten die Schweden Kexholm, Nowgorod und die Städte von Ingermanland. Gleich nach dem Frieden mit Dänemark eilte Gustav Adolf in diese Gegenden, um den Befehl zu übernehmen, konnte aber nichts Bedeutendes ausrichten. Endlich kam im Jahre 1617 zu Stolbowa ein Vertrag zu Stande, der dem Könige von Schweden Carelien und Ingermanland gegen Zurückgabe der übrigen Eroberungen zusicherte. Diese Länder verbanden die finnländischen Besitzungen Schwedens mit Esthland, und schlossen die Russen gänzlich von der Ostsee aus; ein höchst wichtiger Schritt zu Schwedens Größe. Gustav Adolf beschloß auf diesem Wege weiter vorzuschreiten. Der Schauplatz des Polnisch-Schwedischen Krieges war Liefland gewesen, und ein beim Tode Karls IX. geschlossener Waffenstillstand hatte mehrere feste Plätze dieses Landes in den Händen der Schweden gelassen. Als der Kampf 1617 von Neuem eröffnet wurde, eroberten die Schweden auch Dünamünde und Pernau, worauf wieder eine vierjährige Waffenruhe eintrat. Nachdem Gustav Adolf die Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, Maria Eleonora, geheirathet

hatte *), segelte er im Frühling des Jahres 1621 mit 160 Schiffen über die Ostsee, eröffnete im August die Belagerung von Riga und zog am 19. September in die Mauern dieser Stadt ein, welche die Bürgerschaft hartnäckig vertheidigt hatte. Von hier ging er nach Kurland und eroberte Mitau. Allmählig fiel ein Platz nach dem andern in seine Hände; nach einem Siege bei Wallhofen wurde ganz Liefland unterworfen, und der König drang nach Litthauen vor. So konnte der junge Held immer kühnere Plane fassen, er beschloß den Krieg an die Preußischen Ostseeküsten zu verlegen und auch diese in seine Gewalt zu bringen. Im Juni des Jahres 1626 erschien er mit einer starken Flotte vor Pillau, um sich dieses wichtigen Hafens für seine ferneren Unternehmungen zu versichern, obgleich derselbe seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, gehörte. Ohne Widerstand verließ die Brandenburgische Besatzung, 300 Mann stark, ihre Schanzen. Aber vergebens forderte der König die Preußischen Stände auf, sich mit ihm gegen Polen zu vereinigen. „Geht nicht den Mittelweg, sagte er ihnen, seht auf Deutschland, da haben sie auch keinen erzürnen wollen. Was ist daraus erfolgt? Sie haben Haus und Hof, etliche ihre Seligkeit verloren. Die Polen wollen aus Preußen, wie sie bereits in Liefland gethan, Starosteien machen, die Einwohner wie Sklaven halten und à coups de bâton tractiren. Jetzt werden sie euch für Verräther ausgeben, ihr möget thun was ihr wollt, weil ihr den Pillauer Hafen nicht vertheidigt habt. Schlagt auf sie zu, es sind ja über tausend Adliche in diesem Herzogthum, ich will euer General seyn. Ich bin euer Religionsverwandter, habe ein Fräulein aus Preußen in meinem Bett, will Königsberg befestigen und es wider die Polen und den Teufel vertheidigen, wenn ihr es mit mir haltet." Dem Kurfürsten ließ er auf seine Beschwerden erwiedern, er wolle ihm nichts nehmen; es sey aber am besten, wenn er als Lehnsträger Polens ganz aus dem Spiele bleibe **). Unterdeß hatte er sich bereits gegen das Polnische Territorium gewendet. Im Fluge eroberte er Braunsberg, Elbing, Marienburg, Dirschau, und dehnte sich bis an die Grenzen Pommerns aus, während sein Feldherr Jakob de la Gardie die Polen in Litthauen schlug. Im folgenden Frühjahr führte der Kurfürst Georg Wilhelm 5000 Mann nach Preußen, um Pillau wieder

*) Er war vorher selbst in Geheim nach Berlin gereist, um seine Braut zu sehen und kennen zu lernen.

**) Stenzel, Geschichte Preußens Bd. I. S. 449 fg.

zu gewinnen; nachdem die Schweden ihm aber 2000 Mann gefangen genommen hatten, mußte er sich zu einem Neutralitätsvertrage bequemen und versprechen, die Polen in keiner Weise zu unterstützen. Gegen diese führte Gustav Adolf auch in diesem und im folgenden Jahre den Krieg in Westpreußen mit glücklichem Erfolg, ohne daß indeß ein entscheidender Schlag geschah. Gefährlicher drohte der nächste Feldzug für den König zu werden, nachdem sich Arnim (oben S. 326) mit dem Polnischen Feldherrn Koniecpolski in der Gegend von Graudenz vereinigt hatte. Gustav Adolf marschirte von Marienwerder auf Marienburg zurück, um hier Verstärkungen abzuwarten, als er in der Gegend von Stuhm von dem heftig nachdrängenden Feind am 27. Juni 1629 wider seinen Willen zu einem Gefecht gezwungen wurde, welches nachtheilig für ihn endigte.

In dem Schreiben, welches der Feldmarschall von Arnim am Tage nach der Schlacht an Wallenstein erließ, heißt es unter Anderm: „Der König ist mitten unter uns gewesen, und unsere Reiter haben so nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche gelassen, welchen ich Ew. Fürstlichen Gnaden überschicke. Eben jetzt sendet der Feind wegen einiger vornehmen Getödteten und Gefangenen einen Trompeter an mich, welcher erzählt, daß der König gesagt, er habe noch nie so warm gebadet, doch wäre ihm lieb, daß er die Kaiserlichen hätte kennen lernen. — Der König hat sich mit so viel Muth unter die Kaiserlichen gewagt, daß er sich der größten Gefahr ausgesetzt, und sich durch seine außerordentliche Tapferkeit und durch den treuen Beistand der Seinigen durchschlagen müssen."

Dieselbe Tapferkeit bewies Gustav Adolf in allen Gefechten; stets war er da, wo die Gefahr am größten schien. In dem zweiten Preußischen Feldzuge war er zweimal verwundet worden. Bei allen diesen heftigen kriegerischen Anstrengungen wurde sein kühner und rastloser Geist von einem kräftigen Körper unterstützt. Er war von hohem Wuchse und sehr fleischig, so daß mit den Jahren die zunehmende Wohlbeleibtheit ihm fast beschwerlich fiel und nur ein starkes Pferd ihn zu tragen vermochte. Seine breite Stirn schien der Sitz der Vernunft zu seyn; seine Adlernase, die großen grauen Augen und die wohltönende Stimme flößten Achtung und Vertrauen ein; aber so furchtbar sein Ernst war, so sehr bezauberte seine Freundlichkeit. Zum Herrscher geboren, wußte er nichts von Furcht; bei aller Vorsicht sah man ihn nie ängstlich, und seine Rede strömte fast immer von Muth

und Laune über. Stets wußte er die tauglichsten Gehülfen auszusuchen, und in dem eben erzählten Polnischen Kriege bildete er sich Befehlshaber und Soldaten heran, welche in der Folge die besten Deutschen Truppen über den Haufen warfen. Um zu seinen fast ununterbrochen fortdauernden Kriegszügen das nöthige Geld zusammen zubringen, hatte er von Anfang an den Finanzeinrichtungen eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, als damals gewöhnlich war, und den Gewerbfleiß wie den Handel in seinen Staaten auf alle Weise unterstützt. Auch den Wissenschaften, deren eifrigster Verehrer er war, öffnete er den Weg nach Schweden, wie seine eigene Bildung nicht unbedeutend war. Er redete vier Sprachen mit seltener Fertigkeit, und hatte nach dem Geiste der damaligen Zeit in theologischer Gelehrsamkeit viel gethan. Aber es war ihm nicht um die Lehrsätze allein zu thun; ein echt religiöser Sinn hatte sein ganzes Gemüth in dem Maße durchdrungen, daß er als das liebenswürdigste Muster eines echt christlichen, frommen Fürsten erscheint, der nichts Wichtiges ohne den Gedanken und das Gebet an Gott beginnt. In diesem Sinne führte er seine Kriege auch nicht mit der eisernen Härte Wallensteins, sondern suchte die Leiden, welche er den Landeseinwohnern zufügen mußte, zugleich nach Kräften zu mildern und zu vergüten.

Die unterdrückte Religionsfreiheit der Deutschen Protestanten hatte schon früh Gustavs Aufmerksamkeit erregt; schon vor seinem Preußischen Feldzuge, im Jahr 1625, hatte er sich an Christians IV. Stelle an die Spitze der Niedersachsen stellen wollen, war aber durch Englands Zaudern, welches seine Unternehmung nicht unterstützen wollte, und Dänemarks Eifersucht daran verhindert worden. Auch hatte der Polnische Krieg ihn noch zu sehr beschäftigt. Späterhin haben wir gesehen, wie er den tapfern Stralsundern Hülfe sandte. Nach der Schlacht auf der Stuhmer Haide vermittelte ein Abgeordneter Richelieu's einen sechsjährigen Waffenstillstand zwischen dem Könige von Schweden und Polen. Stets seiner Politik getreu, war jener Staatsmann bemüht, einen neuen Bundesgenossen gegen Oesterreich zu gewinnen, welches er gern im Norden beschäftigt sah, um dessen Kräfte von Italien abzulenken; da England zu jener Zeit im Innern mit sich selbst beschäftigt, Dänemark entkräftet war, blieb kein anderer Fürst als Gustav Adolf übrig, der allein von allen Protestanten siegreich gewesen war, während seine Glaubensgenossen in Deutschland und Frankreich unterlagen. Der König von Schweden zauderte,

sich in eine so weit aussehende Unternehmung zu stürzen; doch kamen mehrere Gründe verschiedener Art zusammen, Gustavs Entschluß zu bestimmen. Oesterreichs Plane auf die Ostsee waren für Schweden zu bedenklich, um nicht zum Kampfe aufzufordern, und ein siegreicher Krieg verhieß eine glänzende Ausdehnung seiner Macht am Baltischen Meere und die Besetzung der Küsten von Riga bis Stralsund. Außerdem bewegte den König die edlen Seelen angestammte Begierde, als Schützer und Rächer der Unterdrückten aufzutreten, und vor Allem der fromme Wunsch, den evangelischen Glauben zu retten und zu befreien. Auch an äußeren Gründen fehlte es nicht; der Kaiser hatte seine Gesandten zu Lübeck zurückweisen lassen und den Polen Hülfe gesendet. So schloß er denn das Bündniß mit Frankreich im Frühjahr 1630 in der Art ab, daß er ein Heer nach Deutschland führen werde zur Herstellung der Gerechtsame der Deutschen Stände, zur Entfernung der kaiserlichen Truppen und zur Sicherung der Meere und des Handels, wobei ihn Frankreich mit einer angemessenen Summe unterstützen werde. Den katholischen Gottesdienst wolle er dulden, wo er ihn fände.

Nachdem Gustav Adolf seine Rüstungen vollendet und dem Reichsrathe die Regierung des Landes in seiner Abwesenheit übertragen, versammelte er am 27. Mai 1630 die in Stockholm gerade gegenwärtigen Reichsstände, stellte ihnen seine einzige kaum sechsjährige Tochter Christine vor, empfahl dieselbe ihrem Schutze, und sprach unter Anderem: „Da wohl mancher sich imaginiren und einbilden mag, daß wir diesen Krieg ohne rechte Ursach uns aufbürden, so nehme ich Gott den Allerhöchsten zum Zeugen, daß ich solches nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegslust vorgenommen, sondern dazu seit mehreren Jahren auffallend Grund habe, meist darum, daß unsere unterdrückten Glaubensgenossen mögen von dem päpstlichen Joche befreit werden. — Und weil gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß der Krug zum Brunnen geht, bis er bricht, so wird auch mir geschehen, daß ich, der bei so mancher Gelegenheit für Schwedens Wohlfahrt mein Blut vergossen und gleichwohl bis jetzt unter Gottes gnädigem Schutz heil davongekommen bin, zuletzt das Leben doch lassen muß; deshalb will ich bei meiner Abreise dieses Mal auch sämmtliche Schwedens abwesende und gegenwärtige Stände Gott befohlen haben, wünschend, daß wir nach diesem elenden und beschwerlichen Leben uns treffen und finden mögen

in dem ewigen und unvergänglichen." *) Danach schiffte er sich mit funfzehntausend Mann, theils Schweden, theils Deutschen und Schotten, in den Scheeren bei Elfsnaben ein (23. Juni 1630), ankerte am 4. Julius bei der kleinen Insel Ruden, am Ausflusse der Peene, und bewerkstelligte die Landung beim Dorfe Peenemünde auf Usedom. Kaum aus dem Boote ans Land gestiegen, kniete er im Anaesichte seines ganzen Heeres nieder, dankte Gott in einem inbrünstigen Gebete für die glückliche Ueberfahrt, und flehte um seinen ferneren Schutz. Seine gerührten Officiere beteten ihm im Stillen nach. Als er aber ihre Augen voll Thränen sah, sprach er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Siegs! Fleißig gebetet, ist halb gefochten." Den Zeitpunkt zu seiner Unternehmung hatte Gustav Adolf sehr glücklich gewahlt. Gerade damals war Wallenstein entlassen, sein Heer vermindert worden, noch waren die Kurfürsten in Regensburg beisammen. Mit dem gefürchteten Feldherrn wich auch der rege Geist aus den Schaaren. Torquato Conti, der die kaiserlichen Truppen in Pommern befehligte, die der Anzahl der Schweden noch immer weit überlegen waren, zeigte wenig Entschlossenheit, und begnügte sich, zunächst die Truppen bei Garz und Anclam zusammenzuziehen, während Gustav die Odermündungen und Rügen besetzte und sich darauf mit großer Schnelligkeit gegen Stettin, die Hauptstadt des Herzogs von Pommern, wandte. Aengstlich eilte ihm der alte Bogislav entgegen, und zögerte die Stadt sofort zu übergeben, wie der König verlangte. Da wandte sich Gustav an die Abgeordneten des Magistrats. Er versprach die strengste Ordnung und Mannszucht, und schloß mit den Worten: „Faßt einen Entschluß, die Sache ist dringend. Die Sonne wird bald untergehen, und ich bin nicht gewohnt, in der Nacht auf den Wällen Schildwachen auszustellen. Eilet, und nöthigt mich nicht, zu wirksameren Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, wenn meine Worte euch nicht überreden können." — Der Herzog bat, ihn doch nur neutral zu lassen, damit er nicht noch in seinem Alter den Jammer erlebe, als ein Geächteter aus seinem Lande flüchten zu müssen; aber der König sprach ihm Muth ein, und so rief Bogislav denn endlich: „Nun in Gottes Namen!" worauf die Schweden in die Stadt rückten (20. Juli). Bald darauf ward ein förmliches Bündniß zwischen Gustav und

*) Geijer, Geschichte Schwedens. Bd. III. S. 167.

Bogislav geschlossen, welches auf gegenseitige Hülfe gegen Gewalt und Ungerechtigkeit gerichtet war, unbeschadet der Pflichten des Herzogs als Reichsstand. Für den Fall, daß Bogislav früher sterben würde, als der Kurfürst von Brandenburg als präsumtiver Erbe diese Einigung bestätigt hätte, sollte Pommern von den Schweden besetzt bleiben, bis der Nachfolger den König wegen der Kriegskosten völlig befriedigt hätte. Ein Beweis, daß Gustav Adolf daran dachte, die Pommerschen Küsten den Preußischen hinzuzufügen. Nach der Besetzung Stettins bemühte sich der König die übrigen Städte des Herzogthums in Besitz zu nehmen, um sich in diesen Gegenden zu befestigen. An mehreren Punkten leisteten die kaiserlichen Besatzungen den hartnäckigsten Widerstand, namentlich in Colberg und Greifswald; andere bewiesen sich weniger muthvoll, oder wichen der offenbaren Uebermacht, und zogen sich nach dem befestigten Lager zurück, welches Conti bei Garz aufwerfen ließ. Schrecklich übten diese Unmenschen ihre Wuth gegen die Schweden an den unschuldigen Pommern aus. Kein Ort wurde verlassen, ohne vorher ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt zu seyn. Ein Croatenhaufe, welcher durch Penkun nach Garz zog, brach in alle Häuser ein, zerschlug Kisten und Schränke, prügelte und mißhandelte die Leute, bis sie ihre verborgene Habe entdeckten, ergriff die Weiber und halb erwachsene Mädchen, und trieb sie wie Schlachtvieh vor sich her. Ueberall auf den Straßen sah man die scheußlichsten Greuelscenen. Nach dem Abzuge dieses Gesindels war in dem ganzen Ort kein Bissen Brots zu finden. Noch höher stieg die Unmenschlichkeit in Pasewalk. Schon ausgezehrt durch die lange Einquartirung, und so verödet von der grausamsten Hungersnoth, daß kaum noch der dritte Theil der Häuser bewohnt war, erhielt diese unglückliche Stadt von dem kaiserlichen Oberst Götze Befehl, noch achtzehntausend Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit erfolgte der Befehl zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten hierauf die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brots mit Blut bespritzt. Selbst die Armen im Hospitale wurden geprügelt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe; wer sich rührte, ward niedergestoßen. Die schönsten Mädchen wurden gebunden auf Wagen geworfen oder an die Sattelknöpfe der Reiter geschnürt, und zu fernerer Mißhandlung aufbewahrt. Der Bürgermeister, einige Rathsherren und die vornehmsten Bürger wurden krumm geschlossen nach

Garz geführt, und hier mußten sie hungernd drei Tage und drei Nächte in regnichtem Winterwetter auf kalter Erde unter freiem Himmel liegen, und außer der Angst der Bande und des Hungers noch den Hohn der Soldaten ertragen, die rings um sie her ihre Nothdurft verrichteten. Beim Abzug aus Pasewalk zündeten die Barbaren die Häuser an, spießten die mutterlos auf den Straßen umherirrenden Kinder auf ihre Piken, und schleuderten sie jubelnd in die Flammen. Wie die Städte wurde auch das Land verwüstet. Ueberall sah man Aschenhaufen und Blutströme; alle Mühlen niedergerissen, das Getreide auf der Erde zerstreut oder in den Flüssen schwimmend. Auf Tagereisen weit war kein Stück Vieh zu sehen. Gegen solche Greuelthaten mußten die Schweden als Retter erscheinen, deren Mannszucht so streng war, daß die Einwohner nicht Soldaten, sondern Freunde zu bewirthen glaubten; und die Frömmigkeit des Königs bestätigte den rührenden Glauben, daß er den Bedrängten auf Gottes Geheiß wie ein hülfreicher Engel gesendet sey. Jedes Schwedische Regiment hatte einen Feldprediger, der mit demselben täglich zweimal Betstunde hielt. Trotz der strengen Kälte, welche im December eintrat, setzte Gustav Adolf seine Unternehmungen fort. Am Weihnachtsabend wurde unter seinem Befehl Greiffenhagen, das von einer starken kaiserlichen Besatzung vertheidigt wurde, erstürmt; worauf der Feldmarschall Schaumburg, welcher statt Conti's den Befehl übernommen hatte, voll Schrekken seine Stellung bei Garz aufgab, sein Geschütz in die Oder warf und nach Küstrin zurückging.

Wir können nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit, als Zeugniß für Gustavs Gesinnung und Gefühlsweise, den Schluß eines Briefes mitzutheilen, welchen er am 14. December 1630 von Golnow aus an seinen wackern Canzler Oxenstierna schrieb. Nachdem er ihm den Zustand seiner Angelegenheiten gemeldet, und ihn gebeten hat, der Unzufriedenheit der Unterthanen mit seinem Zuge auf alle Weise zuvorzukommen, fährt er fort: „Auch beschwöre ich euch, daß ihr euch mein Andenken und das Beste meines Hauses empfohlen seyn lasset, und dasjenige an mir und den Meinigen thut, was ihr wolltet daß Gott an euch und den Eurigen thäte, und was ich an den Eurigen in gleichem Falle thun würde, wenn es ihm gefiele, daß ich euch überlebte und die Eurigen meiner nothig hätten. Ich betrachte mich als einen, der unser Vaterland bereits zwanzig Jahre lang, nicht ohne viele Bekümmernisse, jedoch, Gott sey Dank! auch mit vieler Ehre regiert hat,

indem ich das Vaterland und meine treuen Unterthanen geehrt und geliebt, ihrem Ruhme meine Bequemlichkeit, mein Vermögen und mein Leben aufgeopfert, und in dieser Welt keinen andern Schatz gesucht, als in der Erfüllung meiner Pflichten in demjenigen Stande, in welchem Gott mich geboren werden ließ. Sollte mir etwas Menschliches begegnen, so werden die Meinigen in vieler Betrachtung Mitleiden verdienen. Es sind ohnehin nur Frauen, eine Mutter ohne Rath und eine junge unerzogene Tochter. Beide sind unglücklich, wenn sie allein regieren, und in Gefahr, wenn sie von Andern regiert werden. Die natürliche Liebe und Zärtlichkeit flößten mir diese Zeilen in die Feder, mit welcher ich an euch schreibe, an euch, der ihr ein Werkzeug seyd, das mir Gott nicht allein zur Hülfe in wichtigen Angelegenheiten, sondern auch zum Beistande in allem dem, was mir in dieser Welt am meisten werth ist, geschenkt hat. Nichts desto weniger überlasse ich dieses, mich und Alles, was er mir gegeben, seinem heiligen Willen, und getröste mich in dieser Welt des Besten, in Hoffnung auf die Ruhe, Freude und ewige Seligkeit nach diesem Leben."

Im Januar 1631 unterzeichnete der König zu Bärwalde einen Subsidientractat mit Frankreich, welches zugleich Gustav Adolfs Landung in Deutschland benutzte, um einen vortheilhaften Frieden in Italien zu schließen, in welchem der Kaiser den Herzog von Nevers mit Mantua zu belehnen versprach. Der Hauptpunkt war, daß der König von Frankreich sich verpflichtete, jährlich viermal hunderttausend Thaler zu den Kriegskosten zu zahlen. So wichtig eine solche Hülfe dem Könige von Schweden auch seyn mußte, da sich schon während des ganzen vorigen Feldzuges ein sehr fühlbarer Geldmangel eingestellt hatte und die Hülfsquellen seines Reiches auf keine Weise erlaubt hätten, den Krieg mit solcher Schonung der Einwohner, wie bisher geschehen war, weiter fortzuführen, so hatte er den Abschluß desselben doch mehrere Monate verzögert, weil er sich nicht entschließen konnte, dem Stolz des Französischen Hofes nachzugeben, der ihm den Titel Majestät verweigerte. Im gerechten Gefühl seiner Würde hatte Gustav deshalb schon unterm 17. September 1630 nach Paris geschrieben: „Obgleich dies eine sehr unbedeutende Sache ist, die weder zur Verminderung der einen noch zur Vergrößerung der andern Macht etwas beiträgt, so haben wir doch geglaubt, daß es die Pflicht eines Königs erfordere, nichts zu vernachlässigen, was sein königliches Ansehen betrifft. Eher wollen wir daher die Verträge aufgehoben wissen, als daß wir zum

Nachtheil dieser Würde, die wir von Gott und unseren Vorfahren erhalten haben, etwas geschehen lassen sollten." Der Französische Gesandte hatte sich darauf bemüht, Gustaven begreiflich zu machen, welche Verschiedenheit zwischen einem König von Frankreich und einem König von Schweden Statt finde, aber dieser antwortete mit Festigkeit: „Alle Könige sind einander gleich", worauf das Französische Ministerium endlich nachgab. Allmählig bewaffneten sich auch andere Helfer für den König von Schweden, und die Deutschen Protestanten schienen endlich aus ihrer Verzagtheit und Unentschlossenheit zu erwachen. Das erste Beispiel gab wiederum die Stadt Magdeburg. Der glückliche Widerstand gegen Wallensteins Schaaren hatte den Muth der Bürger erhöht, und als der Kaiser im Juli 1630 in Gemäßheit des Restitutionsedicts alle lutherische Domherren und Stiftsgeistliche zu entlassen und alles den Kirchen und dem Hochstifte gehörige Eigenthum auszuliefern befahl, fiel alles Volk dem Administrator des Erzbisthums, Christian Wilhelm, zu, der heimlich in die Stadt kam und Schwedische Hülfe versprach. Christian Wilhelm, der Oheim des Kurfürsten von Brandenburg, war schon im Jahre 1625, als der König von Dänemark seinen Krieg gegen den Kaiser eröffnete, thätig für die protestantische Partei aufgetreten. Er hatte dem Schlesischen Feldzug unter Ernst von Mansfeld beigewohnt, dann hatte er sich mit den Dänischen Reitern wieder nach Niedersachsen durchzuschlagen versucht (v. S. 320), und war ihrer Niederlage glücklich entronnen. Einige Zeit darauf ging er nach Schweden, und erschien nunmehr wieder in seinem Bisthum. Obgleich Gustav zu größerer Vorsicht gerathen, warb er Truppen (Aug. 1630), griff die im Erzstifte liegenden kaiserlichen Schaaren an, und nahm Halle nebst einigen andern Orten weg. Den Befehl in der Stadt übernahm der Oberst Dietrich von Falkenberg, welchen der König von Schweden heimlich abgesendet hatte. Dem kühnen Vorgange Magdeburgs folgte von allen Deutschen Fürsten zuerst die Landgräfin Juliane von Hessen, welche bereits im November 1630 für ihren Sohn Wilhelm einen Bund mit Gustav Adolf schloß. Ganz besondere Pflichten, sich der protestantischen Sache anzunehmen, hatte Kurfürst Johann Georg von Sachsen. Seine Länder waren allein unversehrt geblieben, der Augenblick war gekommen, wo er, wie sein Ahnherr Moritz, die frühere Verbindung mit dem Kaiser gegen seine Glaubensgenossen vergessen machen konnte. Allein so kräftige Gedanken wohnten nicht in Johann Georgs Seele. Er begnügte sich die prote-

stantischen Fürsten im Februar 1631 nach Leipzig zusammen zu berufen, zunächst um die Leitung der Angelegenheiten seiner Confessionsverwandten wieder in seine Hand zu bekommen. Die Anträge Gustav Adolfs zu einer Vereinigung mit ihm wurden zurückgewiesen, aus Furcht vor dem Kaiser; indeß beschlossen Sachsen, Brandenburg, Hessen-Kassel, Wirtemberg und andere Fürsten und Herren, auch die Abgeordneten vieler Schwäbischen, Fränkischen und Rheinischen Reichsstädte, neue Vorstellungen gegen alle willkürlichen kaiserlichen Einquartierungen und Contributionen und besonders gegen das Restitutionsedict zu machen, und falls Ferdinand denselben nicht nachgebe, Truppen anzuwerben. In dem darauf an den Kaiser erlassenen Schreiben der Protestanten heißt es, nachdem des Restitutionsedicts Erwähnung geschehen: „da der Stände Hoheit durch grausame, unerhörte Bedrückungen von Seiten des kaiserlichen Kriegsvolks äußerst gekränkt, die Reichsconstitutionen überschritten, das Reich mit neuen Rüstungen angefüllt, die Contributionen gebotweise angesetzt und durch Kriegsgewalt erhoben würden, so hofften sie, der Kaiser werde es ihnen, dafern sie von der Soldatesca wieder vergewaltigt werden sollten, nicht verdenken, wenn sie sich und ihre Lande und Leute durch die von Gott und der Natur, auch Reichsgesetzen in alle Wege zugelassene Defension bestens verwahrten und versicherten." Der Kaiser antwortete, das Restitutionsedict gebiete nichts als die Vollziehung des Augsburger Religionsfriedens, und was die Kriegsbeschwerden anbeträfe, so sey es befremdend, sie zu einer Zeit erhoben zu sehen, wo die Fortschritte der Schwedischen Waffen dem ganzen katholischen Theil der Stände Gefahr drohe. Aber dabei ließ es Ferdinand nicht bewenden, sondern richtete, da die Protestanten nun in der That anfingen sich zu bewaffnen, gegen die oberländischen Glieder des Leipziger Bundes Kriegsgewalt. Die Schwäbischen demselben angehörigen Stände wurden durch die aus Italien zurückkehrenden kaiserlichen Truppen gezwungen, ihm zu entsagen, und zugleich mit neuen Schatzungen beschwert; die Fränkischen warteten die Ankunft dieser Schaaren nicht einmal ab, sondern erboten sich sofort, zu gehorchen, und ihr Kriegsvolk zu entlassen. So zeigte sich der Leipziger Bund wieder ebenso haltungslos in sich und ebenso wirkungslos nach Außen als alle früheren Bündnisse der Protestanten, und Gustav Adolf sah wohl ein, daß er die evangelischen Fürsten zur Befreiung ihrer Staaten und ihrer Religion zwingen müsse. Nur die Herzoge von Weimar, Bernhard, Wilhelm und Ernst, die beiden Her-

zoge von Sachsen-Lauenburg, Franz und Franz Albrecht, so wie der Herzog Georg von Lüneburg, stellten sich auf seine Seite und traten zum Theil in Schwedische Dienste.

Die Schweden waren längs der Oder heraufgerückt, während Tilly, der jetzt auch den Oberbefehl über das kaiserliche Heer erhalten hatte, im Februar mit vier und dreißigtausend Mann bei Frankfurt anlangte, um dem König den weitern Weg zu versperren; den Grafen Schaumburg postirte er mit fünftausend Mann in Landsberg an der Warte. Da Gustav Adolf sich aber schnell seitwärts nach Mecklenburg wendete, und dort Neubrandenburg, Malchin und Demmin einnahm, folgte ihm Tilly mit der Hauptmacht und eroberte Neubrandenburg wieder, wo er die schwedische Besatzung, zweitausend Mann stark, niederhauen ließ. Aus Mangel an Lebensmitteln beschloß er indeß, nach der Elbe zurückzugehen, und zugleich durch die Bestrafung Magdeburgs allen Deutschen Ständen, welche es wagen sollten, sich mit den Schweden zu verbinden, ein abschreckendes Beispiel zu geben. So konnte Gustav Adolf am 13. April ungestört Frankfurt an der Oder angreifen, wo Tiefenbach mit sechstausend Mann zurückgeblieben war. Im ersten Anlauf wurde die Mauer erstiegen und alle Kaiserlichen, welche um Quartier baten, von den wüthenden Schweden mit dem Ausruf: „Neubrandenburgisch Quartier" in Stücke gehauen (13. April). Nur mit Mühe gelang es dem Könige, achthundert Gefangenen das Leben zu retten, und nach mehrstündiger Plünderung die Ordnung wieder herzustellen. Vor Landsberg, welches bald darauf eingenommen wurde, erhielt der König von der eröffneten Belagerung Magdeburgs Nachricht. Er ließ den Bürgern sagen, sie möchten sich nur noch drei Wochen halten, dann hoffe er ihnen gewiß Hülfe zu bringen. Gleich zum Entsatz der bedrohten Stadt vorzudringen, glaubte er nicht wagen zu dürfen, weil seine Streitkräfte durch viele Besatzungen zersplittert waren, und der Rückzug im Fall eines Unfalls ein sehr unsicherer gewesen seyn würde, wenn der Kurfürst von Brandenburg den Geschlagenen seine Straßen und Brücken versperrt hätte. Deshalb wollte Gustav Adolf wenigstens der Neutralität seines Schwagers sicher sein, und rückte in dieser Absicht von Landsberg gegen Berlin vor.

Georg Wilhelm hatte die Lenkung des Kurfürstenthums in schwerer Zeit in die Hand genommen. Brandenburg war zwar eben durch weitläuftige Besitzungen, die Jülich-Clevischen Länder und das Herzogthum Preußen (s. o. S. 288), vergrößert worden, hatte aber hierdurch

zunächst an innerer Kraft eher verloren als gewonnen. Die Behauptung der Rheinischen Erbschaft forderte große Anstrengungen, welche am Ende doch nur dazu führten, daß die Spanier und die Holländer diese Länder besetzten und aussogen; in Preußen hatte der Kurfürst Mühe gehabt, die Belehnung von Polen und die Huldigung der Stände zu empfangen, und zuletzt war, wie wir gesehen haben, auch das Herzogthum in den Schwedisch-Polnischen Krieg verwickelt worden. Dazu unterstützten die alten Stammlande, die Marken, ihren Herrscher äußerst schlecht, Geld und Truppen wurden lässig bewilligt und schlecht gestellt, so daß es eines gewaltigen Geistes bedurft hätte, um unter solchen Umständen mit Kraft und Entschiedenheit nach Außen auftreten zu können. Georg Wilhelms Gaben reichten zu solcher Aufgabe nicht aus, und der Mann, welcher den größten Einfluß in allen Staatsangelegenheiten übte, der Geheime Rath Graf Adam zu Schwarzenberg, war Katholik und von Habsucht nicht frei, so daß er sich nicht scheute, auch vom Kaiserhofe bedeutende Geschenke anzunehmen. An den früheren Kämpfen der Protestanten hatte man keinen Theil genommen, auch ließen sich bei der bald hervortretenden Uebermacht Ferdinands und bei der eigenen Schwäche leicht genug Gründe finden, sich lieber an den letzteren als an die ersteren zu halten, wenn auch Mansfeld und die Dänen das Land verwüsteten. „Der Kaiser ist doch die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit, meinte der Kurfürst; bleibt er Kaiser, so bleibe ich auch wohl Kurfürst, wenn ich mich an ihn halte"; und als dann Gustav Adolf in Preußen landete, und Georg Wilhelm sich entschloß, die Polen zu unterstützen, äußerte er: „Sitze ich still und sehe dem Unglück zu, was wird man von mir sagen? Wenn ich mich noch wehre und thue, was ich kann, habe ich doch nicht solchen Schimpf, und glaube nicht, daß es der Kaiser ärger mit mir machen wird als Gustav." Ebenso wenig als das gewaltsame Verfahren in Preußen konnte ihn der Vertrag, welchen Gustav Adolf mit dem Herzog von Pommern geschlossen (o. S. 343), für jenen stimmen. So zeigte er sich denn auch jetzt noch nicht geneigt, dem Verlangen des Königs, der die Eröffnung der beiden Festungen Spandau und Küstrin verlangte, zu willfahren, sondern ließ Schanzen um Berlin aufwerfen und rief die Bürgerschaft dieser Stadt unter die Waffen. Indeß war Gustav Adolf bereits in Köpnik und rückte durch den Wald mit zwei Regimentern und einigen Geschützen bis auf eine Viertelmeile von der Stadt vor. Da ging ihm der Kurfürst nothgedrungen entgegen

(13. Mai 1631), konnte aber zu keinem Entschluß kommen. Der König ward zornig; aber die Kurfürstin und die verwitwete Pfalzgräfin, Friedrichs V. Mutter, welche mit herausgekommen waren, besänftigten ihn, und ladeten ihn ein, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Er that es, und schlief die Nacht in dem Schlosse, von tausend Schwedischen Musketieren bewacht. Am folgenden Tage (Mittwochs, 14. Mai) fingen die Unterhandlungen wieder an, indeß die übrigen Heerestheile dicht an die Stadt rückten. „Meine Reise geht nach Magdeburg, sagte Gustav, um solches zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückweg wieder an, mache mich meines Orts von allen Vorwürfen frei, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, so sehet zu, wie es euch gehen wird." — Nach langem Zaudern willigte endlich der Kurfürst ein, daß Gustav Spandau mit fünfhundert Mann so lange besetzen solle, bis Magdeburg befreit sey; der Vertrag darüber ward am 15. Mai unterschrieben, und noch an demselben Tage zogen die Schweden über Potsdam und Brandenburg der Elbe zu. Einen gesicherten Ueberzug über diesen Fluß boten allein die Brücken bei Dessau und Wittenberg. Die erste war aber von kaiserlichen Truppen besetzt; die zweite Stadt gehörte dem Kurfürsten von Sachsen, und dieser weigerte sich, den Durchmarsch zu gestatten. Da kam plötzlich die Nachricht, Magdeburg sei erobert, ein Donnerschlag für alle Protestanten. Gustav unterließ nicht, in einem besondern Manifeste die unzuverlässige und abgeneigte Gesinnung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg als die einzige Ursache dieses Verlustes darzustellen.

---

8. Die Zerstörung Magdeburgs.

(1631 20. Mai.)

Nachdem der Administrator von Magdeburg als Verbündeter Schwedens den Krieg im vorigen Jahre eröffnet hatte, waren auch bald (Spt. 1630) kaiserliche Truppen erschienen, welche ihn seiner Eroberungen beraubten

und wieder auf die Stadt beschränkten. Im Winter lagerte Pappenheim mit 10,000 Mann in den Umgegenden, um mit dem bessern Wetter sogleich die Belagerung eröffnen zu können. Allein da Tilly den größten Theil dieser Truppen zu seinem Zuge nach Frankfurt und Mecklenburg verwandte, so konnte nichts Ernstliches unternommen werden, bis der Oberbefehlshaber selbst am 5. April mit dreißigtausend Mann vor der Stadt anlangte. Sogleich wurde nun mit großer Thätigkeit und dem heftigsten Nachdruck Tag für Tag ein Außenwerk nach dem andern angegriffen und erstürmt, so daß die Kaiserlichen innerhalb vier Wochen bis dicht an die Mauern vordrangen. Auch die Vorstädte, die Sudenburg und Neustadt hatten die Belagerten verlassen müssen. Der Oberst Dietrich von Falkenberg leistete in jeder Hinsicht, was von einem geschickten, tapfern und ausdauernden Commandanten irgend verlangt werden konnte; aber seine Mittel waren gering, da er nur über zweitausend Fußgänger und kaum dreihundert Reiter zu gebieten hatte und die Bürger, deren waffenfähige Mannschaft an fünftausend betrug, seine Anstrengungen im Ganzen nur lau unterstützten. Besonders die Reicheren, des Schadens, welchen ihnen die erste Belagerung gebracht, nur zu sehr eingedenk, zeigten sich karg und widerwillig. Zu diesen Uebelständen kam sehr bald ein fühlbarer Mangel an Pulver, indeß die Kaiserlichen aus acht Batterien täglich an zwölf bis achtzehnhundert Kugeln in die Stadt schossen. Dennoch verzagte der kühne Befehlshaber nicht; durch rastlose Ausfälle ermüdete er die Feinde und ließ aus dem in der Stadt vorhandenen Salpeter doch einigen, wenn auch nicht hinreichenden Schießbedarf verfertigen. Die Hoffnung der Bürger ruhte auf Gustavs Ankunft und die Kunde von der Nähe des Erretters machte sie so sicher, daß sie gar nicht glaubten, Tilly werde es jetzt noch wagen, etwas gegen sie zu unternehmen.

In diesem Glauben bestärkte sie der kaiserliche Feldherr selbst, als er am 19. Mai mit Kanoniren inne halten und am Nachmittage sogar die bisher so eifrig gebrauchten Stücke abführen ließ. Sie hielten dies für ein sicheres Zeichen, daß Gustav nahe sey, da es vielmehr ein Vorbote des Sturmes war, den der feindliche Feldherr, obgleich noch nirgend Bresche geschossen war, auf den Rath seiner besten Officiere beschlossen hatte. An fünf Orten sollte zugleich angegriffen werden und zwar nicht in der Nacht, wie man damals zu thun pflegte, sondern am hellen Morgen. Den Soldaten wurde eine dreitägige Plünderung der Stadt versprochen und ihnen befohlen, sich um fünf

Uhr fertig zu halten. Ein Kanonenschuß sollte das Zeichen seyn, von allen Seiten loszubrechen. Die Bürger und Soldaten waren bis nach Mitternacht wachsam auf ihren Posten; da aber Alles still blieb, gingen die ersteren beim Anbruch der Morgendämmerung in ihre Wohnungen, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, ohne Ahnung des Erwachens, welches ihnen bereitet war, und die Soldaten überließen sich gleichfalls größtentheils einem sorglosen Schlummer. Schon früh um vier Uhr begab sich der Commandant auf das Rathhaus, um einen Trompeter Tillys abzufertigen, den dieser am 18. Mai, um die Stadt zur Uebergabe aufzufordern, hinein gesandt hatte. Der bereits versammelte Magistrat wollte einige Abgeordnete mit Capitulationsvorschlägen an den kaiserlichen Feldherrn schicken, welcher Absicht Falkenberg auf das Lebhafteste widersprach und darzuthun suchte, daß die Gefahr noch nicht so dringend und der Entsatz stündlich zu erwarten sey. Er hatte bereits längere Zeit mit großer Wärme geredet, als die Wächter, welche auf dem Thurm des Domes und der Jakobskirche postirt waren, eiligst melden ließen, sie sähen das Lager der Kaiserlichen in voller Bewegung. Bald darauf wurde Lärm, von den Thürmen hörte man Sturm blasen, die Kriegsfahne wurde ausgesteckt. Alles eilte in höchster Bestürzung zu den Waffen, allein es war bereits zu spät. Pappenheim hatte den Angriff zwischen sechs und sieben Uhr eröffnet, da Tilly am Morgen wieder gezaudert und seine Officiere noch einmal zum Kriegsrath versammelt hatte. Der Anlauf war wider ein dicht vor der Mauer erbautes Werk, welches der Neustadt gegenüber lag, gerichtet, und da die Sturmpfähle im Graben bereits früher umgehauen waren, konnten die Kaiserlichen ohne Mühe ihre Leitern anlegen. Mit dem Geschrei Jesus Maria erschienen die Vordersten auf der Brustwehr, wo niemand einen Ueberfall erwartete, und nur die Schildwachen angezündete Lunten hatten. Die Besatzung der Schanze suchte sich, ohne Widerstand zu leisten, durch eine kleine Thür in die Mauern zu retten; aber mit ihnen drangen die Pappenheimer in die Stadt, während andere an der sogenannten hohen Pforte den Wall erstiegen. Falkenberg hatte sich aufs Pferd geworfen und führte das Regiment des Oberstlieutenant Trost gegen den Feind. Nach einem hartnäckigen Gefecht brachte er die an jenem Werke Eingedrungenen zum Weichen und wandte sich gegen die hohe Pforte, als er an der Spitze der Seinigen heldenmüthig fechtend von einer Kugel durchbohrt wurde. Sein Fall entmuthigte die Soldaten, welche über-

dieß keinen Schuß mehr hatten, so daß sie sich in den Straßen verliefen. Inzwischen hatte Pappenheim schon vier Regimenter auf den Wall gebracht, mit denen er dem Administrator, welcher das Kröken-thor tapfer gegen eine andere kaiserliche Heeresabtheilung vertheidigte, in den Rücken kam, und diesen Eingang den andrängenden Schaaren öffnete. Durch den Aufenthalt, welchen Falkenbergs entschlossener Widerstand hervorrief, war auch in die zuerst von panischem Schrecken ergriffenen Bürger Muth und Besinnung zurückgekehrt. Die Weiber warfen Ziegel von den Dächern herab, aus den Fenstern fielen zahlreiche Schüsse und vom Hauptmann Schmidt geführt drückte die Bürgerschaft den Feind noch einmal gegen die Wälle zurück, bis auch dieser Führer fiel, Tilly mit neuen Massen durch das Krökenthor anstürmte, Pappenheim, der einen Weg über den Wall hatte bahnen lassen, zu gleicher Zeit mit seinen Reiterschaaren in die Verzweifelnden einbrach, und von den Mauern mit ihren eigenen Geschützen heftig auf die Bürger gefeuert ward. Hie und da setzten sich noch einzelne Haufen, aber auf dem breiten Weg ward der Administrator vom Pferde gerissen und als Gefangener nach Wollmirstädt abgeführt; unaufhaltsam drangen die Kaiserlichen in hellen Haufen in die Stadt, und fielen denen, welche die Mauern an den drei übrigen Orten, wo gestürmt wurde, noch mannhaft vertheidigten, in den Rücken. Um neun Uhr ertönte ringsum das alte Siegsgeschrei der Deutschen: All gewonnen, All gewonnen; leider in einer Deutschen Stadt. Furchtbar waren die Gräuel, welche die losgelassenen katholischen Völker an den protestantischen Einwohnern verübten. Blutdurst, Wollust und Raubsucht bemächtigten sich der ungebundenen Willkür, und alle Frevel der Unmenschlichkeit wurden ohne Scheu und Scham geübt. Es ist kaum zu sagen, ob die Schmach der Weiber oder die Verletzung der Männer schrecklicher war, doch wurden auch die ersteren mit dem Schwerte nicht verschont. In der Katharinenkirche fand man drei und funfzig Weiber mit abgeschlagenen Köpfen. Die Straßen waren mit zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt, kein Haus war ohne Blut. Um zehn Uhr kam an mehreren Stellen Feuer aus, welches bald so um sich griff, daß selbst die Plünderer genöthigt wurden, sich auf die Wälle zurückzuziehen. Viele, die sich auf den Böden versteckt hatten, verbrannten nun auf die jämmerlichste Art. Man sah kleine Kinder auf den Straßen herumlaufen und nach ihren Müttern schreien, und Croaten, die unmenschlich genug waren, diese unschuldi-

gen Kleinen aufzuspießen und in die Flammen zu werfen. Vor Allen zeichneten sich die Croaten, Ungern und Wallonen in Grausamkeit und Blutdurst aus, deren Wüthen mehrere milder gesinnte Officiere, selbst Pappenheim keinen Einhalt thun konnte. Von fünf und dreißigtausend Einwohnern sollen nur fünftausend das Bluthad überlebt haben.

Abends um zehn Uhr legte sich der Brand, nachdem von der ganzen herrlichen Stadt nichts weiter als die Domkirche, zu deren Löschung Tilly fünfhundert Mann commandirt hatte, das Liebfrauenkloster, und eine Reihe entlegener Fischerhäuser an der Elbe übrig geblieben war. Am folgenden Tage kamen die Sieger abermals in die Stadt, um die Keller zu durchsuchen, und hier fanden sie unermeßliche Beute. Auch eine Menge erstickter Leichname ward herausgeworfen. Etwa vierhundert der reichsten Bürger, von denen man sich ansehnliche Lösegelder versprechen durfte, waren in das Lager gerettet worden. Zwei Tage nach dem Brande ward die Domkirche geöffnet, welche bis dahin durch Wachen vor den Plünderern beschützt worden war, und man erblickte gegen tausend Unglückliche, die von Angst, Hunger und Durst so abgemattet waren, daß sie mehr Leichen als Lebendigen glichen. Tilly schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ auch Brot unter sie austheilen. Die, welche noch gesund waren, mußten die Kirche reinigen, die anderen wurden in den Bischofshof geführt. Auch allen Uebrigen, welche noch am Leben seyn sollten, wurde bei Trommelschlag Pardon und Sicherheit verkündigt; und hie und da kamen einzelne unversehrt aus den Todtenhaufen zum Vorschein. Mit einigen Predigern, die sich gleichfalls gerettet hatten, sprach der Sieger sehr gnädig. Am 25. Mai hielt Tilly seinen feierlichen Einzug. Nachdem in der Domkirche Messe gelesen, das Tedeum gesungen, und um die Stadt herum mit allen Kanonen dreimal Victoria geschossen war, ritt er mit seinem Gefolge durch die von Blut und Feuer rauchenden Trümmer, welche die Richtung der Hauptstraßen bezeichneten; nicht ohne Bedauern, einen auch für ihn höchst wichtigen Waffenplatz in solchem Zustande zu sehen. Die Belagerung war von Tilly mit großer Energie und tüchtiger militairischer Einsicht geführt worden; der Erfolg des Sturmes war aber Pappenheim allein zu danken, da die Kaiserlichen an allen anderen Punkten tapferen Widerstand fanden und keine Fortschritte machen konnten. Der Letztere berichtete nicht ohne Selbstzufriedenheit nach Wien: „er glaube, daß seit Trojas und Jeru-

salems Zerstörung solch ein Sieg nicht sey gesehen worden"; aber den Ruhm dieser That hat die zügellose Grausamkeit der kaiserlichen Schaaren für alle Zeiten geschändet.

---

9. Die Schlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen.

(1631.)

Die Frage, ob nicht ein rasches Vordringen des Königs von Schweden über die Elbe auch ohne gesicherten Rückzugspunkt den Fall Magdeburgs verhindert haben würde, ist schwerlich mit voller Sicherheit zu beantworten, da sich über Möglichkeiten nicht streiten läßt; doch sind schon kühnere Unternehmungen gelungen. Indeß hatte Gustav Adolf den Krieg in Deutschland bisher mit großer Vorsicht geführt, und wenn er sein Heer nicht aufs Spiel setzen wollte, so kann dagegen nicht viel eingewendet werden. In gleicher Art ging Tilly zu Werke. Um seinen Rücken zu sichern, wendete er sich gegen den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, der, wie wir wissen, heimlich mit dem Könige von Schweden in Verbindung getreten war und eifrig rüstete. Oeffentlich gab er an, daß seine Werbungen nur die Vollziehung des Beschlusses von Leipzig (oben S. 347) bezweckten. Nachdem Tilly einen Theil des kaiserlichen Heeres unter Pappenheim an der Elbe zurückgelassen hatte, züchtigte er zuerst den Herzog Wilhelm von Weimar, welcher dem Landgrafen von Hessen Truppen geschickt hatte, durch die Verwüstung seines ganzen Landes. Darauf ließ er den Landgrafen selbst auffordern, sich als Freund oder Feind zu erklären, kaiserliche Besatzung in seine Festungen einzunehmen, seine Truppen abzudanken, und Kriegssteuern zu zahlen. Muthig erwiederte der Landgraf den Abgeordneten, er sey weder Freund noch Feind; fremde Truppen in seine Festungen aufzunehmen, sey er nicht gesonnen; sollte er angegriffen werden, so werde er sich zu vertheidigen wissen; und damit es dem Grafen von Tilly nicht an Unterhalt und Geld mangeln möchte, so könne er ihm keinen bessern Rath geben, als daß er nach München gehe, wo er Alles im Ueberfluß finden würde, was er in Hessen vergebens suche. Auf diese kühne Antwort rückte der kaiserliche Feldherr vor, warf die Hessischen Truppen auf Ziegenhain und Kassel zurück, und würde eine furchtbare Rache vollstreckt haben, wenn er nicht durch Gustav Adolfs Uebergang über die Elbe, welchen Pappen-

heim nicht hatte verhindern können, aus diesen Gegenden abgerufen worden wäre.

Der König hatte die Zwischenzeit benutzt, sich des rechten Elbufers zu versichern, und Rathenow, Brandenburg und Havelberg befestigen lassen, um von hier aus gegen die Weser vorzudringen. Nachdem er jetzt das ganze Land zwischen der Warte, der untern Oder, Havel und Elbe von Kaiserlichen gesäubert, auch die Brandenburgische Besatzung in Küstrin ihm Treue hatte schwören müssen, ging er bei Tangermünde über die Elbe (10. Juli) und bezog ein festes Lager bei Werben. Tilly legte sich ihm gegenüber, versuchte aber vergebens den König zu einer Schlacht herauszulocken, worauf drückender Mangel an Lebensmitteln den kaiserlichen Feldherrn nöthigte nach Wollmirstädt zurückzugehen. Da auch Mecklenburg bis auf Rostock, Wismar und Dömitz jetzt in Schwedischen Händen war, und zur Beobachtung dieser Festungen ein hinlängliches Heer im Lande stand, so glaubte Gustav die Wiedereinsetzung der beiden vertriebenen Herzoge, die sich schon früher bei seinem Heere eingefunden hatten, nicht länger verschieben zu dürfen. Die schöne Handlung der Gerechtigkeit ward auf die rührendste Weise vollzogen. Unter dem Geläute aller Glocken zogen die Herzoge in einem prunkvollen Zuge in Güstrow wie im Triumphe ein; den Unterthanen ward aufs Neue der Eid von ihren rechtmäßigen Landesherren abgenommen, und fröhliche Volksfeste beschlossen die Feierlichkeit.

Um den weitern Fortschritt der Schwedischen Waffen in Norddeutschland zu verhindern, kam Alles darauf an, sich Kursachsens und der reichen Hülfsquellen dieses Landes zu versichern. Tilly ließ dem Kurfürsten am 24. Aug. anzeigen: „Man habe vernommen, daß der Leipziger Bund noch immer seine Rüstungen fortsetze. Er solle das einstellen, sonst habe er die üblen Folgen seines Ungehorsams sich selbst zuzuschreiben. Zugleich möchte er sich nicht länger weigern, dem kaiserlichen Heere die nöthigen Kriegssteuern, Lieferungen und Durchmärsche zu gestatten, die man sich eben jetzt unmöglich könne abschneiden lassen.“ Der Kurfürst berief sich auf die Reichsverfassung, aber Tilly, nach seiner Vereinigung mit einem Theil der aus Italien zurückgekehrten kaiserlichen Schaaren, welche der Graf Fürstenberg aus Süddeutschland herbeigeführt hatte, gegen funfzigtausend Mann stark, beschloß seine Unterwerfung zu erzwingen. Er nahm Halle, Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeiz und andere Orte in Besitz und schrieb

in allen diesen Städten starke Contributionen aus. Jetzt verlor Johann Georg alle Fassung. Blindlings wollte er sich nun den Schweden in die Arme werfen, wenn sie ihn nur von diesem unerbittlichen Feinde befreiten. Um den Kurfürsten seine Versäumniß und sein Zaudern entgelten zu lassen, machte Gustav Adolf, so erfreulich ihm dieser Entschluß seyn mußte, harte Bedingungen: Wittenberg auszuliefern, den Truppen einen dreimonatlichen Sold zu bezahlen, den Kurprinzen als Geisel zu stellen, die treulosen Rathgeber im Sächsischen Ministerium ihm zu übergeben u. s. w. Als Johann Georg dies hörte, rief er den Gesandten entgegen: „Nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm zu Geiseln geben, und ist ihm dies noch nicht genug, so will ich mich selbst darbieten. Kehren Sie schleunigst zurück, und sagen Sie ihm, daß ich bereit bin, ihm die Verräther, die mir werden angezeigt werden, auszuliefern, den Sold zu bezahlen, und mein Leben und Vermögen der guten Sache aufzuopfern." — Den König rührte diese Ergebenheit so sehr, daß er von allen seinen Forderungen abstand. „Ich habe, sagte er, gegründete Ursach gehabt mich so zu betragen, weil man ein so großes Mißtrauen in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte; allein bei der Offenherzigkeit und dem Vertrauen, das jetzt der Kurfürst zu mir bezeigt, fallen alle Bedingungen hinweg. Ich bin zufrieden, wenn er meinem Heere einen monatlichen Sold reicht, und ich hoffe, daß ich ihn auch dieser Ausgabe wegen werde entschädigen können." Das Bündniß ward darauf sogleich geschlossen, Gustav brach von Werben auf, und ging bei Wittenberg zum zweiten Mal über die Elbe. „Am 14. September Morgens, schreibt der König an Oxenstierna, marschirten wir nach Düben, Kursachsen zu erwarten, das von Eilenburg im Anzuge war, und am funfzehnten früh mit seiner Armee kam, ungefähr 20,000 Mann stark, gut montirt und schöne Leute von Ansehen. Der Kurfürst ließ seine Armee rangiren und darauf anmelden, daß er kommen wolle, uns zu salutiren. Wir nahmen einen hübschen Theil Cavallerie mit uns und ritten ihm entgegen. Unser Schwager, der Kurfürst von Brandenburg, war in seiner Gesellschaft. Wir ritten mit beiden Kurfürsten um die Sächsische Armee, und von da zu unserer Infanterie, welche auch in Battalie hielt. Darauf ward in unserem Quartier deliberirt, ob man den Feind durch Diversionen oder durch eine Feldschlacht angreifen solle." Gustav trug Bedenken, eine Schlacht zu wagen, weil gar

viel auf dem Spiele stand, indem bei einer etwanigen Niederlage, nach seinem eigenen Ausdrucke, die beiden Kurhüte (Sachsen und Brandenburg) gewaltig zu wackeln, wo nicht gar zu springen beginnen würden. Aber Johann Georg behauptete, daß der Feind auf keine andere Weise aus seinem Land zu bringen wäre. Tilly war inzwischen an demselben Tage vor Leipzig angekommen, und beschoß die Stadt, nachdem sie den geforderten Proviant verweigert und ihre eigenen Vorstädte abgebrannt hatte. Von Feuerkugeln geängstigt, ergaben sich die Bürger schon am folgenden Tage, und die Kaiserlichen erwarteten nun anderthalb Stunden weiter nordwärts die Bewegungen der Verbündeten. An Stärke waren beide Heere einander ziemlich gleich; jedes mochte ungefähr 40,000 Mann betragen, da Gustav Adolf 13,000 Fußgänger und neuntausend Reiter führte, bei Tillys Heer aber eine starke Abtheilung unter Altringer noch zurück war. Tilly zog seine Reihen auf Anhöhen längs den Dörfern Breitenfeld, Lindenthal, Groß- und Klein-Wiederitzsch hin. Ihn unterstützte der tapfere Feldmarschall Pappenheim. Am 17. September Morgens kamen die Schweden, welche die Nacht bei Wolche campirt hatten, in voller Bataille dem Feinde zu Gesicht, passirten unter dessen Augen die Lober, und nahmen ihre Stellung bei den Dörfern Podelwitz und Seehausen. Gustav ordnete an, daß das Sächsische Heer, das vom Kurfürsten selbst und von dem seit einiger Zeit in seine Dienste getretenen Feldmarschall Arnim angeführt ward, auf dem linken Flügel ganz für sich fechten sollte, denn er fürchtete, daß es nicht Stand halten und dann vielleicht seine eigenen Truppen mit verwirren möchte.

Um Mittag rückten die Schweden auf Schußweite heran; der König suchte mit seinem rechten Flügel den linken des kaiserlichen Heeres zu umgehen, um dem Feinde die Vortheile der Sonne und des Windes, der seinen Truppen große Staubwolken ins Gesicht trieb, zu nehmen. Da begannen die Kaiserlichen mit drei Kanonenschüssen das Treffen und brachten ihren linken Flügel ins Gefecht. Bald darauf wurde die Schlacht allgemein, denn Tilly ging mit dem Centrum und den Truppen des rechten Flügels zum Angriff über und warf sich mit solcher Gewalt auf die Sachsen, daß diese nicht lange widerstanden, sondern bis auf wenige Regimenter die Flucht ergriffen. Der Kurfürst selbst war einer der Ersten, die sich aus dem Staube machten; er ließ im Jagen den Hut im Stich, und kam erst in Eilenburg zur Besinnung. Gustav blieb indeß gefaßt; sein linker Flügel machte

Front gegen die nun seitwärts andringenden Kaiserlichen und wurde eiligst aus der Mitte verstärkt, indeß er selbst mit dem rechten vorging, Pappenheims, der ihm gegenüber befehligte, siebenmal wiederholten Angriff zurückwies, und endlich mit der Spitze seiner Colonne die Höhen erstieg und die hier aufgestellten kaiserlichen Geschütze wegnahm. Da neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweden; auch ihr linker Flügel eilte vorwärts, und die erbeuteten Geschütze wurden gegen den Feind gewendet, welcher nach fünfstündigem Gefecht die Flucht ergriff. Nur fünf Regimenter alter versuchter Krieger setzten sich bei einem kleinen Gehölz auf den Höhen, und wichen nicht eher, bis sie fast sämmtlich niedergehauen waren. Siebentausend Kaiserliche lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen waren verwundet oder zerstreut, und nur die Nacht konnte Tilly selber, der schon drei wiewohl nicht gefährliche Schußwunden erhalten hatte, vor der Gefangenschaft retten, wie es denn ein besonderes Glück war, daß er mit dem Leben davon kam. Ein Rittmeister vom Rheingräflichen Regimente, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, verfolgte ihn, schlug ihn mit der umgekehrten Pistole mehrmals auf den Kopf, und würde ihn sicher getödtet haben, wenn er nicht in diesem Augenblick von einem herbeisprengenden Reiter erschossen worden wäre. Erst in Halle fanden sich Tilly und Pappenheim am folgenden Tage wieder zusammen, mit einem unbedeutenden Häuflein, dem Reste der beiden Heere, welche Deutschland so lange in Schrecken gesetzt und in Unterwürfigkeit erhalten hatten.

Dieser herrliche, entscheidende Sieg, für den der fromme Gustav noch auf dem Schlachtfelde Gott auf den Knien dankte, wendete plötzlich die Lage der Dinge im ganzen Reiche, und entriß dem Kaiser mit Einem Schlage alle Vortheile, die er durch den ganzen, nun schon zwölfjährigen Krieg erlangt hatte. Es war die erste bedeutende Schlacht, welche Tilly verloren hatte, wobei ihm der Umstand zur Last fällt, die Aufstellung des Feindes mit angesehen, aber unentschlossen und zögernd nicht gehindert zu haben, ein Fehler, den seine nachher bewiesene Tapferkeit und Ausdauer nicht wieder gut machen konnte. Er ging mit Pappenheim nach Westphalen, um neue Streitkräfte zusammenzuziehen, und dann von hier aus die Rückzugslinie so wie die Verbindungen des Königs zu bedrohen. Am Tage nach der Schlacht fand sich auch der Kurfürst von Sachsen wieder bei dem Könige ein. Dieser empfing ihn freundlich, und dankte ihm dafür, daß er auf ein

Treffen gebrungen habe. Beide reiseten hierauf über Merseburg nach Halle, wo sie über den fernern Kriegsplan rathschlagten. Man kam überein, daß die Sachsen den Kaiser in Böhmen und Schlesien angreifen, die Schweden hingegen durch Thüringen nach Franken vordringen, den Protestanten in Süddeutschland Luft machen und die Staaten der katholischen Fürsten erobern sollten, damit man zuletzt das Schicksal des ganzen Reichs in die Hand bekäme, die Liga zerschmettern und dem Protestantismus durch die Wahl eines Römischen Königs von dieser Partei ein entscheidendes Uebergewicht geben könne. Man vermuthet, daß es Gustav Adolfs Absicht nach der Leipziger Schlacht geworden sey, selbst diese Würde anzunehmen *), auch stimmen mehrere seiner nachherigen Handlungen mit dieser Muthmaßung überein. Und warum hätte sich der Held, der nichts Geringeres als seine ganze Kraft, als sein Leben an die gute Sache wagte, nicht dies erhabene Ziel seiner Thaten setzen sollen? Auch andere Völker hatten ihre Throne fremden Fürsten übertragen, ohne ihr Nationalgefühl beleidigt zu finden, und Gustav Adolf stand durch Sprache und Sitte vielleicht den Deutschen näher als einst Karl V. Sein Glaube, der ihm die Herzen der Protestanten in dem Maße gewann, als Ferdinands katholischer Eifer dieselben zurückstieß, würde ihn nicht auf ähnliche Abwege geführt haben, da er in dieser Hinsicht von den beschränkten Ansichten seiner Zeitgenossen frei war, und sein thätiger Geist hätte gewiß einen heilsamen und kräftigen Gebrauch von der Kaiserkrone gemacht.

Gustavs Zug ging von Halle zunächst über Querfurt nach Erfurt, wo ein definitiver Tractat mit dem Weimarischen Hause berathen ward, und von da durch den Thüringer Wald über Ilmenau, Königshofen, Schweinfurt nach Würzburg. In allen diesen Orten leisteten die kaiserlichen Besatzungen bald mehr, bald weniger Widerstand, am meisten in dem stark befestigten Königshofen. Aus Würzburg war der Bischof entflohen. Nachdem die Stadt sich nach kurzem Widerstande ergeben, und das Schloß erstürmt worden war, setzte Gustav hier eine Schwedische Landesregierung ein, und ließ sich von

*) Späterhin, als er einen großen Theil von Deutschland siegreich durchzogen hatte, wiesen seine Bevollmächtigten in vertraulichen Mittheilungen auch schon näher auf diese Absicht hin; z. B. in einer merkwürdigen Verhandlung mit den Nürnbergern am 10. Juni 1632, die Breyer in den Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt gemacht hat, S. 239.

den Unterthanen im ganzen Stifte huldigen. Die schöne Bücher-sammlung der dortigen Jesuiten ließ er einpacken, und schenkte sie der Universität zu Upsala. Von Würzburg ging der Weg über Wertheim, Rothenburg ob der Tauber und Hanau nach Frankfurt. Alle diese Städte wurden nicht ohne Schwierigkeit eingenommen; auch Frankfurt weigerte sich anfangs, den Durchzug zu gestatten und eine Besatzung aufzunehmen, indeß bewegte sie der Anblick der Schwedischen Armee unter ihren Mauern bald zur Nachgiebigkeit. Am 27. November hielt der König mit ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug in diese Stadt, den Wahlort der Kaiser, nahm noch an demselben Tage Höchst weg, und kehrte dann wieder zurück. In Frankfurt kam der vertriebene Pfalzgraf Friedrich V. zu ihm, den er wohlwollend empfing, ohne ihm jedoch sogleich Hoffnung zur Wiedereinsetzung in seine Staaten zu machen; vielleicht weil er daran dachte, die Pfalz zunächst für sich zu behalten. Auf die Forderungen und Reclamationen der Gesandten Karls I. von England antwortete der König ausweichend und verlangte erst kräftige Unterstützung in seinen Unternehmungen. Zuletzt sagte er: „Will der König von England ein Bündniß gegen Spanien mit mir schließen, und mir zwölftausend Mann überlassen, die er aber auf seine Kosten unterhalten und über die ich unumschränkt gebieten muß, so bin ich bereit dazu, und ich verpflichte mich, die Spanier und den Herzog von Baiern so weit zu bringen, daß sie Alles, was sie dem kurpfälzischen Hause abgenommen haben, wieder herausgeben sollen." Am 11. December brach Gustav bei strenger Kälte von Frankfurt nach Darmstadt auf, und beschloß am 14. bei Oppenheim über den Rhein zu gehen. Am jenseitigen Ufer befanden sich Spanische Truppen, welche der Kurfürst von Mainz zum Schutze seines Bisthums aus dem Luxemburgischen herbeigerufen hatte. Alle Fahrzeuge waren entfernt oder versenkt. Endlich brachte ein Schiffer aus Nierstein in der Nacht zwei große Nachen herbei, auf welchen am folgenden Morgen zuerst dreihundert Schwedische Fußgänger übergesetzt wurden. Obgleich von vierzehn Compagnien Spanischer Cavallerie heftig angegriffen, wußte sich dieses Häuflein dennoch zu behaupten, bis Hülfe nachkam. An den folgenden Tagen ward Oppenheim erobert und im Schlosse dieser Stadt wurden fünfhundert Spanier niedergehauen. Mainz mußte sich am 23. ergeben, da die Belagerer bereits bis in die Gräben vorgedrungen waren. Hier gönnte Gustav seinen abgematteten Kriegern einige Ruhe, und legte sie in die Winterquartiere. Unter

vielen andern reichen Vorräthen, die er in dieser großen Stadt vorfand, eignete er sich auch die kurfürstliche Bücherſammlung zu, in der Absicht, sie dem Gymnasium in Westerås zu schenken; aber leider versanken die Bücher mit dem Schiff auf der Ostsee.

Die wichtigste Eroberung, welche der König in Deutschland gemacht hatte, war seiner Lage und der leichten Verbindung mit Schweden wegen das Herzogthum Pommern. Um dieses Land, mit dessen Besitz seinem Reiche ein Landungsplatz und Stützpunkt in Deutschland für immer gesichert war, zu behalten, ohne die Rechte Brandenburgs zu beeinträchtigen, machte Gustav dem Kurfürsten den glänzenden Vorschlag, daß dessen ältester Sohn, der nachher so berühmt gewordene Friedrich Wilhelm, damals noch ein Knabe, Gustavs einzige Tochter Christine heirathen, und zu dem Ende schon jetzt nach Schweden geschickt werden sollte, um nach den dortigen Sitten, desgleichen auch in der lutherischen Religion erzogen zu werden. Er wollte ihn dann zum Kurfürsten von Mainz und Herzog von Franken machen. Wäre dieser Gedanke zur Ausführung gekommen, so würde die Kaiserwürde vielleicht späterhin auf das Haus Brandenburg übergegangen seyn, und Deutschlands Geschichte eine andere Richtung empfangen haben. Allein Georg Wilhelm wies dieses Anerbieten zurück.

Während Gustav Adolf im Reiche so glückliche Fortschritte gemacht hatte, war auch das Sächsische Heer unter dem Feldmarschall von Arnim dem Kriegsplan gemäß in Böhmen eingebrochen und hatte das schlecht vertheidigte Prag mit leichter Mühe erobert. Der Kurfürst selbst hielt in diese Stadt seinen feierlichen Einzug (11. Nov. 1631); doch bezog er das Schloß nicht und bezeigte die größte Achtung gegen alles kaiserliche Eigenthum, ließ die Zimmer Ferdinands versiegeln, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt wieder in sein Land zurück. Keine Verfolgungen der Katholiken, keine blutige Rache an der Gegenpartei, welche die Besetzung Prags durch die kaiserlichen und ligistischen Truppen begleitet hatten, folgten dieser Eroberung. Nur die Jesuiten wurden verjagt, und den Protestanten einige Kirchen eröffnet. Der Graf Thurn und andere Vertriebene kehrten zurück und setzten sich wieder in Besitz ihrer eingezogenen Güter. Die Haupturſache dieser Mäßigung war ohne Zweifel die Absicht des Kurfürsten, mit dem Kaiser nicht ganz zu brechen und ihm durch sein Auftreten zu zeigen, daß er nicht an Eroberungen denke, sondern entschlossen sey, das Land nach beendigtem Zwiste seinem rechtmäßigen

Herrn zurückzugeben. Die Religion und der trotzige Sinn der Böhmen waren durch Ferdinands Maßregeln bereits vollkommen unterdrückt, und Johann Georg auf keinen Fall der Mann, den alten Geist wieder ins Leben zu rufen, auch wenn er gewollt hätte. Arnim brach darauf weiter nach Schlesien auf. Im Oberrheinischen und Westphälischen Kreise waren der Landgraf von Hessen-Kassel und Herzog Bernhard von Weimar gegen einzelne Tillysche Heerhaufen glücklich

---

10. Wallensteins Wiedererhebung.

(1631—1632.)

Während des großen eben beschriebenen Umschwunges der Dinge, welcher im Laufe eines Jahres die Uebermacht den Protestanten in die Hände gab und die vieljährigen Bestrebungen der katholischen Partei vernichtete, hatte Wallenstein in Prag und in seinem Herzogthume Friedland gelebt, und sich eifrig mit Verbesserung der Landescultur auf seinen weitläuftigen Besitzungen, mit der Emporbringung des Handels und Gewerbes und mit bedeutenden Bauten und prachtvollen Gartenanlagen beschäftigt. Er war von königlichem Gepränge umgeben. Seine Tafel wurde täglich mit hundert Schüsseln besetzt, obgleich er selbst höchst mäßig im Genuß von Speise und Getränk war; sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, alle in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn. Sie wurden zugleich von den geschicktesten Lehrern zum Kriegs- und Staatsdienst ausgebildet. Er hatte einen Oberhofmeister und vier Kammerherren, von denen einige schon den kaiserlichen Schlüssel getragen hatten. Edelleute und Freiherren drängten sich an seinen kleinen Hof, denn er gab mehr als königliche Gehalte, seine Belohnungen und Geschenke waren immer höchst freigebig. Eine Leibwache von funfzig reichgekleideten Hellebardierern prangte in seinem Schloßhofe, und mehrere hundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Wallenstein sprach wenig und lächelte selten. Dieselbe Stille und Haltung forderte er auch von seiner Umgebung, und der Feldherr, dessen Freude sonst der Tumult der Schlacht gewesen war, konnte jetzt nicht das Rasseln eines Wagens, das Klirren eines Sporns, das Gebell von Hunden, oder ein lautes in seinem Vorzimmer gesprochenes Wort ertragen. Ganze Nächte brachte er mit einem Italiener Namens Seni

in astrologische Studien vertieft zu; außerdem waren sein Schwager Terzki, der Gemahl der Gräfin Maximiliana von Harrach, und dessen Mutter, die ihm wegen ihrer Klugheit besonders werth war, seine einzigen Vertrauten.

Indeß hatte der Kaiser ihm das frühere Vertrauen keineswegs entzogen, wie er denn nur ungern und zögernd in seine Entlassung gewilligt hatte. Er trug ihm auf mit Dänemark zu unterhandeln, um diese Macht von einer Verbindung mit Schweden abzuhalten, ja er bat ihn nach Wien zu kommen, weil er seines Raths in Kriegsangelegenheiten bedürfe *). Einige Monate nachher hatte die Schlacht bei Leipzig Statt, welche Ferdinand in die übelste Lage brachte. Sein Heer war vernichtet, ebenso das ligistische, Gustav stand im Herzen des Reichs, große Reichsfürsten und auswärtige Mächte waren seine Bundesgenossen. Die Sachsen standen in Prag, Tilly war entfernt, man hatte Niemand, die Erblande zu schützen. Um die Sachsen wo möglich wieder vom Schwedischen Bündniß abzuziehen und die Erblande in Ruhe zu erhalten, wollte man sich Oesterreichischer Seits des alten Vertrauens zwischen Wallenstein und seinem frühern Unterfeldherrn, dem nunmehr Kursächsischen Feldmarschall Arnim, bedienen. Wallenstein erhielt daher den Auftrag, mit diesem Unterhandlungen einzuleiten **), und hatte wirklich nach der Einnahme von Prag am 28. November 1631 auf dem Gute des Grafen Terzki eine Zusammenkunft mit ihm, die indeß zu keinem Ergebniß führte.

Doch diese Fähigkeiten Wallensteins waren es nicht allein, deren man sich in Wien bedienen wollte; er erschien den bestürzten Räthen des Kaisers auch als der Gewaltige, der den Schwedischen Siegeslauf mit den Waffen zu hemmen wissen würde. Wallenstein, hieß es, ist der einzige, der uns erretten kann. Schon einmal hat er ein Heer aus dem Nichts hervorgerufen. Sein bloßer Name wird ihm Zulauf aus allen Weltgegenden verschaffen, und das Schrecken der Feinde seyn. Zwar erinnerten Andere, daß dieser Mann zu tief gekränkt worden sey, als daß man jetzt das Schicksal des Reiches mit Vertrauen in seine Hand legen könne, sprachen auch von heimlichen Unterhandlungen, die er mit Schweden, Holländern und Sachsen gepflogen habe. Aber die Noth war stärker als solche Bedenklichkeiten. Um vorläufige Unter-

*) Briefe des Kaisers an Wallenstein bei Förster, Th. II. S. 155 fg.
**) Questenbergs Briefe an Wallenstein, das. S. 168.

handlungen anzuknüpfen, wurde Max von Waldstein, der unter seinen Verwandten besonders viel bei dem Herzoge von Friedland galt, an diesen abgesandt. Zunächst lehnte Wallenstein den Antrag wegen Krankheit ab, und der darauf von Wien anlangende Questenberg konnte erst nach vieler Mühe und einem sehr beweglichen Handschreiben des Kaisers den Herzog bewegen, nach Znaim zu gehen, um die weiteren Vorschläge des Kaisers zu erwarten. Hier stellte sich im December 1631 der Fürst von Eggenberg ein, den Wallenstein unter den Räthen des Kaisers vorzüglich achtete. Dennoch blieb dieser immer noch kalt und unlustig. Daß, nach dem damals gefaßten Plane, des Kaisers Sohn, der König von Ungern, neben ihm stehen, oder gar dem Namen nach den Oberbefehl führen solle, wies er durchaus zurück, und erklärte, er würde neben keinem Andern, ja neben Gott selber nicht, ein Commando übernehmen. Endlich entschloß er sich zu dem Anerbieten, bis zum nächsten Frühjahr dem Kaiser ein Heer von vierzigtausend Mann aufzubringen, wie das vorige Mal, und die Kosten der Werbung und Ausrüstung größten Theils zu übernehmen, doch würde er dasselbe nicht gegen den Feind führen.

Jetzt zeigte Wallenstein seine Schöpferkraft. In der größten Schnelligkeit versammelte er seine alten Freunde um sich her, theilte Geld mit vollen Händen aus seinen Kassen unter sie aus, und sandte sie nach allen Seiten hin, Völker zu werben. Kaum war es ruchbar geworden, daß er wieder ins Feld ziehen wollte, so strömten die Krieger schaarenweise seinen Fahnen zu. Bauern verließen den Pflug, Handwerker ihre Werkstatt, um das unsicher und kümmerlich gewordene Friedensgewerbe gegen das gewinnreiche Kriegsleben zu vertauschen. Außer der Aussicht auf Plünderung und Beute lockte der ansehnliche Sold; denn der Wallensteinische schwere Reiter erhielt neun Gulden, der leichte sechs, der Fußknecht vier Gulden monatlich, ohne die tägliche, sehr reichliche Kost *). Im März hatte Wallenstein sein Wort gelöset, und die Organisation des Heeres mit großer Anstrengung und Thätigkeit vollendet. Die Truppen hatten ihre Quartiere in Mähren. Jetzt begannen neue Unterhandlungen über die Fortführung des Oberbefehls. Nach vielfältigen Anerbietungen und Bitten von Seiten des Kaisers war es abermals der Fürst von Eggenberg, der zuletzt seine

*) Die Gemeinen bekamen täglich zwei Pfund Brot, ein Pfund Fleisch und zwei Maaß Bier oder ein Maaß Wein.

Beredtsamkeit an dem hartnäckigen Feldherrn versuchen mußte. Da er keine Versprechung mehr finden konnte, die dem Unerbittlichen genügte, so ersuchte er ihn endlich, die Forderungen selbst zu stellen, unter denen er das Commando übernehmen wolle. Sie lauteten folgendermaßen. „Der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien. Er erhält den Oberbefehl in absolutissima forma. Zur Gewißheit der ordentlichen Belohnung wird dem Herzoge ein Oesterreichisches Erbland zugesagt und verschrieben. Als außerordentliche Belohnung aber erhält er noch die Oberlehnsherrschaft über die Länder, die er künftig erobern wird. Die Confiscationen im Reiche, desgleichen die Begnadigungen hangen ganz allein von ihm ab, so daß weder Reichskammergericht noch Reichshofrath darin mitsprechen können. Im künftigen Frieden muß ihm Mecklenburg wieder zugesichert werden. Alle Geldmittel zum Kriege werden ihm überwiesen, und im Nothfalle müssen ihm alle kaiserlichen Erbländer zum Rückzuge offen stehen." So ausschweifend diese Bedingungen waren, so sehr sie nicht bloß die Rechte des Kaisers, sondern auch die des Reiches beeinträchtigten und beschränkten, genehmigte sie Ferdinand, als Eggenberg damit nach Wien kam, dennoch ohne Zögern und Vorbehalt. Nachdem Wallenstein nun zu Rakonitz 214 Schwadronen und 120 Compagnien Fußvolk gemustert hatte, brach er gegen das Ende des April aus Mähren auf, um zunächst die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben. Diese hatten den Winter schlecht benutzt sich in ihren Eroberungen zu befestigen, und der Kurfürst hatte die dringenden Ermahnungen und Vorschläge Gustav Adolfs zu einer entschiedeneren und zweckmäßigeren Kriegführung nicht befolgt, oder zurückgewiesen; zum Theil aus Furcht die Uebermacht Schwedens in Deutschland zu befördern. So gelangte Wallenstein ohne Widerstand bis vor Prag, und eroberte im ersten Anfall die Stadt bis auf den Hradschin, wohin sich die Sächsische Besatzung zurückgezogen hatte. Nachdem ein Versuch Arnims, diese zu befreien, mißlungen war, mußte sie capituliren, und eine rasche Bewegung Wallensteins gegen die Pässe bei Außig und Pirna zwang den Sächsischen Befehlshaber zu schleunigem Rückzug, wenn er sich nicht abgeschnitten sehen wollte. Gustav Adolf hatte gewünscht, daß die Sachsen, statt nach ihrem Vaterlande, nach der Oberpfalz zurückgingen, um hier im Nothfalle mit ihm zusammentreffen zu können; allein es war dem Kurfürsten wie seinem Feldherrn mit

dem Schwedischen Bündniß schon längere Zeit kein Ernst mehr, und Wallensteins Friedensversicherungen hatten dazu beigetragen, ihre lässige Kriegführung noch mehr einzuschläfern.

---

11. Gustav Adolf in Süd-Deutschland.

(1632.)

Kurfürst Maximilian von Baiern sah die Kriegsnoth, welche bisher von seinen Truppen den Ländern anderer Deutscher Fürsten in so reichem Maaße gebracht worden war, endlich auch den eigenen Grenzen in drohender Gestalt nahen. Von Richelieus Rathschlägen bestimmt, und durch seine Erfahrungen von den Uebelständen einer zu großen Gewalt des Kaisers belehrt, war es nicht seine Absicht, sich für den Katholicismus aufzuopfern und Alles an die Bekämpfung Schwedens zu setzen; vielmehr schien ihm der glücklichste Ausweg: eine Neutralität zwischen den kaiserlichen und Schwedischen Waffen zu behaupten; ein Ziel, welches sich auch die protestantischen Fürsten auf dem Convent zu Leipzig gesteckt hatten. Auch Richelieus Politik hatte einen ähnlichen Zweck. Er wollte die katholischen und evangelischen Fürsten einigen und möglichst unabhängig stellen, um durch diese Bündnisse im Nothfall den Kaiser und Schweden, welches ihm ebenfalls schon zu bedeutend in Deutschland einzugreifen schien und mit einem Uebergewicht der protestantischen Staaten in Europa für die Zukunft drohte, gleichmäßig in Schranken zu halten. Dem gemäß suchte er jetzt die Neutralität Baierns zu vermitteln, allein da der Kurfürst durchaus seine Pflichten gegen Kaiser und Reich vorbehalten haben wollte, mißlang der Versuch, so verschiedene Interessen, wie die Schwedischen und Baierischen friedlich neben einander zu stellen.

Gustav Adolf mußte von dem diesjährigen Feldzug (1632) die Entscheidung seiner Uebermacht in Deutschland erwarten, da der gefürchtete Feldherr Oesterreichs sich gerüstet hatte, ihm den Siegeslorbeer zu entreißen. Noch schwieriger als im vorigen Jahre schien die Aufgabe, da auch Tilly im Winter wieder ein bedeutendes Heer gesammelt hatte. Schon frühzeitig rückte dieser nach Franken, wo der König achttausend Mann unter dem Feldmarschall Horn zurückgelassen hatte. Tillys überlegene Macht setzte ihn bald in den Besitz von Bamberg, und der König von Schweden mußte seinem Feldherrn zu Hülfe

eilen. Nachdem Gustav den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, der kurz vorher in seine Dienste getreten war, beauftragt hatte, mit einigen Truppen den Oberrhein von den Spanischen und kaiserlichen Schaaren, welche noch in den einzelnen Städten der Unterpfalz und im Elsaß lagen, zu säubern, und dem Herzoge Bernhard von Weimar zu demselben Zwecke das Commando am Niederrhein übergeben hatte, brach er am 3. März von Mainz auf, vereinigte sich am 11. mit Horn zu Kitzingen, und ging dann auf Nürnberg zu. Diese alte, reiche Handelsstadt eilte, sich den Beschützer des Evangelischen Glaubens zu befreunden; bereitwillig öffneten die Bürger den Schweden ihre Thore, und am 21. März zog der König ein, von den freudigsten Zurufungen des Volkes empfangen. Wohlbeschenkt verließ er die Stadt, und wandte sich geradesweges nach Baiern, wohin ihm Tilly vorgegangen war, um die Grenzen dieses Landes zu decken. Am Zusammenfluß des Lechs und der Donau, bei Rain, nahm dieser eine glücklich gewählte Stellung, deren natürliche Festigkeit er durch zahlreiche Schanzen verstärkte. Gustav Adolf beschloß mit richtigem Feldherrnblick, den Uebergang über die Donau oberhalb Rains zu bewerkstelligen, und griff deshalb Donauwerth an, welches, obgleich von einer zahlreichen Besatzung vertheidigt, seinem heftigen Angriff nur wenige Tage widerstand. Von hieraus rückte er die Donau hinab gegen Tilly vor, dem der Kurfürst von Baiern eiligst alle Truppen, die er zusammenbringen konnte, zugeführt hatte. Die Brücken über den Lech waren abgeworfen, bis nach Augsburg lagerten einzelne Abtheilungen, um den Uebergang zu verhindern, so wie man sich dieser Reichsstadt selbst durch eine hinreichende Besatzung versichert hatte. Ohne sich aufzuhalten, wollte Gustav gerade bei Tillys Stellung unter den Mündungen des feindlichen Geschützes über den Lech dringen. Zunächst wurden an günstig gelegenen Punkten Batterien errichtet, unter deren Schutz nach zweitägiger Arbeit die Herstellung einer Brücke auf Böcken gelang. Dreihundert Finnen gingen zuerst über, und hielten die wüthenden Anfälle des Feindes aus, bis die Reiterei, theils durch eine Furt, theils über die Brücke das jenseitige Ufer gewann. Nachdem die übrigen Truppen gefolgt waren, trieb der König die Baiern, welche gegen 3000 Mann verloren, bis in die Mauern von Rain. Tilly selbst ward von einer dreipfündigen Stückkugel über dem rechten Knie so gefährlich verwundet, daß er vom Pferde sank (5. April). Man brachte ihn ohnmächtig nach Ingolstadt, wohin sich auch der Kurfürst mit dem Reste des geschlage-

nen Heeres zurückzog. Nach unsäglichen Schmerzen, die er unter den Händen der Wundärzte leiden mußte, endete der berühmte Feldherr, funfzehn Tage nachher, im drei und siebenzigsten Jahre. Seine letzten Worte waren: man solle Regensburg in Acht nehmen, sonst käme des Kaisers Krone in Gefahr. Dann rief er noch zweimal: Regensburg, Regensburg *).

So starb der alte Held, wie er gelebt, im Tode noch mit kriegerischen Gedanken beschäftigt. Gustav Adolf pflegte ihn nur den alten Corporal zu nennen, vielleicht um die Pünktlichkeit, Rohheit und Strenge seines Charakters anzudeuten, und den Eifer zu bezeichnen, welchen Tilly auf die Uebung seiner Truppen verwendete, die vor dem Auftreten der Schweden in Deutschland für die besten galten. Tilly war mäßig im Essen, trank niemals Wein, und hat nie ein Weib berührt. Trotz aller Gelegenheit sich zu bereichern, verschmähte er doch Geld und Güter, so wie Titel und Würden. Als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisecretair fünfhundert Thaler, damit er das Patent nicht ausfertige. Eine kostbare goldene mit Diamanten besetzte Kette, welche ihm die Regentin der Niederlande Isabella verehrte, schenkte er sogleich an das Kloster zu Alten-Oettingen, und der Stadt Hamburg gab er tausend Rosenobel, die sie ihm aus Dankbarkeit zustellen wollte, wieder zurück. So hinterließ er ein sehr mäßiges Vermögen, das seinem letzten Willen gemäß größtentheils unter die Officiere seiner Armee vertheilt ward. Er war von mittlerer Statur, stark gebaut, aber mager. Seine breite, runzelvolle Stirn, sein kurzes, graues, borstig herabhangendes Haar, die großen Augen mit dem immer finstern Blick, eine lange Nase, ein starker Knebelbart, eingefallene Backen und ein spitziges Kinn machten seine Gesichtsbildung höchst abschreckend. Ein Schriftsteller jener Zeiten, dem wir diese Beschreibung verdanken, sah ihn auf einem kleinen Grauschimmel reiten, einen kleinen, aber hochaufgestutzten Hut mit einer rothen Feder auf dem Kopfe, die ihm über den Rücken herabhing, und in einem grünen atlassenen Kleide mit aufgeschlitzten Aermeln nach Spanischem Schnitt, nebst weiten Beinkleidern von demselben Zeuge.

Um den Feind ganz vom Lech zu vertreiben, wandte sich Gustav Adolf zunächst gegen Augsburg, und da die Bürger ihm als dem Beschützer ihrer Religion allen Vorschub thaten, so wagte die Baierische

*) Chemnitz, Schwedischer Krieg, Th. I. S. 811. Stettiner Ausgabe von 1648.

Besatzung nicht Widerstand zu leisten. Nach ihrem Abmarsche hielt Gustav Adolf einen feierlichen Einzug in die Stadt (24. April), hörete eine evangelische Predigt und ein Tedeum in der St. Annenkirche, und begab sich dann in die Fuggerischen Häuser, die zu seinem Empfange bereitet waren. Dann ließ er sich von der Bürgerschaft förmlich huldigen, was auch bei den Evangelischen in Deutschland großen Anstoß erregte, da Augsburg eine freie Reichsstadt war; hielt Mittagstafel, besah das Rathhaus bis in die Thurmspitze, und ritt gegen Abend wieder in sein Lager bei Lechhausen zurück. Die folgenden Tage legte er mehrere solchen Besuche in der Stadt ab, setzte die Evangelischen wieder in den Rath ein, stellte den lutherischen Gottesdienst her (oben S. 330), änderte noch manches Andere, und legte den Bürgern mehrere Verbindlichkeiten auf. Hierauf begann der König die Belagerung des Kurfürsten in Ingolstadt. Allein der Ort war so fest, daß die ersten Versuche, ihn zu erobern, vergeblich waren, und Tilly's Truppen thaten Alles, um ihren Feldherrn zu rächen. Gustav verlor einige treffliche Officiere, und ihm selbst ward von einer vier und zwanzigpfündigen Kugel das Pferd unter dem Leibe erschossen. Das Baierische Volk, besonders die Bauern, von Fanatismus erfüllt, ermordete einzelne Schweden, die es in seine Hände bekam, auf die grausamste Weise, und verstümmelte ihre Leichname, wofür denn zur Rache mehrere hundert Dörfer in Flammen aufgingen. Endlich verließ der Kurfürst selbst den Platz, auf die Nachricht, daß eine starke Schwedische Abtheilung auf Regensburg zöge, um diese Reichsstadt, der letzten Worte Tilly's eingedenk, zu besetzen. Er kam den Schweden zuvor, und dies bewog den König, die Belagerung von Ingolstadt aufzuheben und gerade nach München zu gehen. Den Abgeordneten von Landshut, die um Schonung ihrer Stadt baten, sagte er in einem ihm sonst ungewöhnlichen Tone: „Wenn ich an eure Grausamkeiten denke, die ihr an meinen Soldaten verübt, so weiß ich selber nicht, ob ihr Menschen oder Thiere seyd. Ihr schneidet ihnen Ohren und Nasen ab, und hackt ihnen Hände und Füße herunter. Was soll ich denn euch Barmherzigkeit ertheilen? Und wie soll ich jetzt mit euch umgehen?“ Und doch wurde der Stadt vergönnt, sich mit hunderttausend Thalern von der Plünderung loszukaufen. München zitterte vor der Ankunft des Königs. Der Hof flüchtete mit dem Schatze nach Salzburg, einige Magistratspersonen brachten ihm zuvorkommend die Schlüssel der Thore entgegen. Gustav empfing

sie gnädig, versicherte die Stadt seines Schutzes, und sagte beim Abschiede: „Ihr habt es gut gemacht, und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück von Magdeburg rächen können; allein fürchtet nichts, und seyd eurer Güter, eurer Familien und eurer Religion wegen unbesorgt. Gehet in Frieden; mein Wort gilt mehr als alle Capitulationen von der Welt."

Am 17. Mai hielt er seinen Einzug in München. In seinem Gefolge waren der Pfalzgraf Friedrich, zwei Herzoge von Weimar und viele andere Fürsten und Generale. Er stieg in dem kurfürstlichen Schlosse ab, und besah alle Zimmer. Er konnte die Schönheit und Pracht derselben nicht genug bewundern, und fragte den Castellan, wer der Urheber dieses herrlichen Gebäudes sey. „Kein Anderer als der Kurfürst selbst", antwortete jener. „Ich wünschte diesen Baumeister zu haben, fuhr der König fort, ich wollte ihn nach Stockholm schicken." — „Davor, versetzte der Aufseher, wird sich der Baumeister wohl zu hüten wissen." Am folgenden Tage begab sich der König ins Zeughaus, wo er zu seiner Verwunderung nichts als bloße Laffetten antraf. Ein Bauer entdeckte das Geheimniß; man nahm den Fußboden auf, und fand hundert und vierzig Kanonen, welche größten Theils im Pfälzischen und Dänischen Krieg erobert worden waren, darunter verborgen. Sie wurden als gute Beute nach Augsburg gebracht. Am Himmelfahrtstage (20. Mai) ging der König, nach gehaltener Privatandacht im Schlosse, in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Pracht des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen, besuchte dann das Jesuitercollegium, und beantwortete des Pater Rectors Lateinische Anrede in der nämlichen Sprache, unterhielt sich auch fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl.

Von München wandte er sich hierauf abermals nach Schwaben, um sich der größeren Reichsstädte, besonders Ulms, zu versichern. Zu diesem Ende kam er am 27. Mai in Augsburg an, und feierte das Pfingstfest daselbst. Eine Chronik sagt davon Folgendes: „Den 30. Mai, als an dem heil. Pfingsttage, wohnte der König dem öffentlichen Gottesdienst nicht bei, sondern ließ sich sowohl Vor- als Nachmittag von seinem Hofprediger D. Fabricio in seinem Cabinette predigen. Abends aber bei der Tafel bekam er gählingen Lust zu tanzen, daher dann sogleich Anstalt gemacht worden, daß die Geschlechters-Töchter in den Fuggerschen Häusern erschienen, mit welchen sich sowohl der König als die andere anwesende fürstliche Personen etliche Stunden

lang mit englisch und teutschen Tanzen erlustiget." Die Ergötzung des Königs am Abend des zweiten Pfingstfestages bestand in Ballonschlagen auf dem Frohnhofe.

Inzwischen sah sich das mächtige Oberhaupt des katholischen Bundes in seiner großen Bedrängniß genöthiget, bei demjenigen Hülfe zu suchen, dessen früherer Sturz vorzüglich von ihm ausgegangen war. Wallenstein ist beschuldigt worden, mit dem erbetenen Zuzuge absichtlich lange gezögert zu haben, um sich an der Angst seines alten Gegners schadenfroh zu weiden und ihn das Gewicht seines Beistandes recht fühlen zu lassen. Vielleicht ohne Grund; denn Böhmen so schnell zu verlassen, mag unthunlicher, und die Sachsen wieder aus dem Auge zu verlieren, bedenklicher gewesen seyn, als man gewöhnlich annimmt. Doch können daneben jene unedlen Beweggründe leicht mitgewirkt haben. Maximilian mußte sich endlich auch bequemen, dem Herzoge bei der vorgeschlagenen Vereinigung mit ihm die Heerführung allein zu überlassen, und von seinem Ansehen im Lager nichts, als das Recht zu behalten, die Seinigen zu bestrafen oder zu belohnen. Jetzt bestimmte Wallenstein zu neuem Verdrusse des Kurfürsten nicht Regensburg, sondern Eger zum Vereinigungsplatze, weil man dem Feinde erst Nürnberg wegnehmen müsse. So unzufrieden der Kurfürst damit war, so zeigte sich bald, daß das, was ihm als Eigensinn erschien, der wohl überlegte und strategisch richtige Plan des Herzogs war; denn Gustav hatte nicht sobald den Marsch dieses Feldherrn, der ihn im Rücken und auf seiner Verbindungslinie bedrohte, vernommen, als er eiligst Baiern verließ, und noch früher als sein Gegner in Nürnberg ankam.

Bis hierher war Gustav Adolf von einem Erfolge zum andern geeilt. Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Hessen, Franken, Mainz, ein Theil von Schwaben und Baiern waren ihm unterworfen oder verbündet. Seine Schaaren kämpften glücklich gegen die Spanischen aus den Niederlanden hervorbrechenden Truppen, am Mittel- und Niederrhein, wo Horn statt Bernhards von Weimar das Commando übernommen hatte; am obern Rhein waren die Oesterreichischen Besitzungen im Elsaß mit Colmar, Schlettstadt und Strasburg in die Hände der Schweden gefallen. Während sich Gustav von Baiern nach Franken wandte, eroberte Bernhard von Weimar in Schwaben Kempten, Ravensburg und Wangen, und drang bis an den Bodensee vor, richtete dann seine Waffen gegen Oberbaiern, schlug die aufgestandenen Landleute, jagte die Truppen des Erzherzogs Leopold

Wilhelm, des Regenten von Tyrol, auseinander, erstürmte mehrere Schanzen bei Ehrenberg und dachte in Kurzem durch die Eroberung Insbrucks sich ganz Tyrols zu bemächtigen, von wo aus ihm der Weg nach Italien, so wie in das Herz der Oesterreichischen Länder freigestanden haben würde. Mit geringerem Erfolge, aber doch nicht unglücklich kämpften Schwedische Abtheilungen an der Elbe und Weser, wo besonders Herzog Georg von Lüneburg gegen Pappenheim thätig war, der nach Tilly's Abmarsch in Niedersachsen hatte zurückbleiben müssen; und der Befehl Wallensteins an diesen Feldherrn, sich mit ihm zu vereinigen, befreite ganz Norddeutschland bis auf einzelne Punkte von kaiserlichen Truppen. Auf diese Weise hatte Gustav Adolf im Grunde das ganze Reich bis auf die Oesterreichischen Erblande in seiner Gewalt. Hatte ihn auch Mißtrauen, Furcht und Eifersucht der protestantischen Stände verhindert, sie insgesammt zu einem großen Bunde unter seiner Führung und Leitung zu vereinigen, so waren sie doch sämmtlich von ihm abhängig, die Liga war zersprengt, ihre Fürsten gedemüthigt, unterworfen oder vertrieben. Hatte der Papst vor zwei Jahren einen Angriff der Oesterreicher in Italien zu fürchten gehabt, so zeigten sich jetzt die Schweden an den Grenzen dieses Landes; hatte man kurz zuvor die Besitzungen der Kirche in Norddeutschland wieder in katholische Hände zu bringen gehofft, waren dem Sohne des Kaisers, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, bereits die Bisthümer zu Halberstadt, Magdeburg und Bremen übertragen worden, so ging jetzt der König von Schweden damit um, die süddeutschen Stifter und Bisthümer in weltliche Besitzungen zu verwandeln, um dieselben entweder selbst zu behalten oder an verbündete Fürsten zu verschenken. Es galt den letzten Entscheidungskampf gegen Wallenstein, der an der Grenze der kaiserlichen Erblande zu ihrem Schutze bereit stand.

Die Stadt Nürnberg unterstützte Gustav Adolf mit aufopfernder Anstrengung, und theilt mit Magdeburg und Stralsund den Ruhm einer wackern und tüchtigen Gesinnung zu einer Zeit, wo die übrigen Städte Deutschlands in Feigheit, Erschlaffung und Wehrlosigkeit versunken waren. Da Gustavs Heer nur achtzehntausend Mann zählte, konnte er es nicht wagen, den Schaaren Wallensteins, welche durch die Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern auf einige funfzigtausend angewachsen waren, im freien Felde die Spitze zu bieten. Er beschloß deshalb sich bei Nürnberg zu verschanzen. Die Bürgerschaft arbeitete so eifrig mit an den Werken, daß das Schwedische La-

gen schon innerhalb zweier Tage im Vertheidigungsstande war; worauf auch die junge Mannschaft der Stadt in den Waffen geübt wurde, um, einige tausend Köpfe stark, das Heer des Königs zu vermehren. Bald darauf (6. Juli) erschien die vereinigte Friedländische und Baierische Armada, weit und breit plündernd, mordend und brennend, besetzte die Höhen zwei Stunden von Nürnberg im Angesicht des Schwedischen Lagers, und verschanzte sich gleichfalls auf denselben. Vergebens suchte der Kurfürst von Baiern Wallenstein zu einem Angriff zu bewegen. Dieser verkannte die Wichtigkeit der Umstände nicht, und wollte vorsichtig mit unerfahrenen Truppen nichts wagen. „Ich will dem König eine neue Art zeigen Krieg zu führen," äußerte er. Er gedachte nämlich die Schweden sammt den Nürnbergern durch Abschneiden der Zufuhr auszuhungern; allein in der Stadt war durch die thätige Vorsorge des Magistrats ein so beträchtlicher Vorrath von Lebensmitteln aufgehäuft, daß im Gegentheil Gustav weit eher hoffen durfte, das feindliche Heer dem Mangel weichen zu sehen. Fünf Wochen lagen die beiden Heere auf diese Art einander gegenüber, und reizten sich gegenseitig nur durch Scharmützel. Die Wallensteinischen zehrten die Gegend so fürchterlich aus, daß man zuletzt sieben Meilen weit nach Fütterung gehen mußte. Indeß hatte Gustav, den es zur Entscheidung drängte, seine zerstreuten Streitkräfte an sich gezogen. Nach Zurücklassung von Garnisonen in den wichtigsten Plätzen trafen der Landgraf Wilhelm von Hessen, der Pfalzgraf von Birkenfeld, Bernhard von Weimar, so wie Herzog Wilhelm von Weimar, der in Thüringen gestanden hatte, am 20. August mit vier und dreißigtausend Mann im Lager zu Nürnberg ein. Für eine solche Menschenmenge konnten die Vorräthe, die ohnehin schon bedenklich abnahmen, nicht lange mehr ausreichen. Da nun der Feind die angebotene Schlacht nicht annahm, auch keine Anstalt machte seine Berge zu verlassen, so wollte der König den kühnen Versuch wagen, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben. Der 4. September ward zum Angriff bestimmt. Der König betete, und führte seine Soldaten den Bergen zu. Der steilen Abhänge wegen konnte der Angriff nur an einer Stelle und auch hier nur Regimenterweise geschehen. Die Stürmenden empfing ein fürchterliches Feuer aus zahlreichen Geschützen und in die Lücken ihrer Reihen brach die kaiserliche Reiterei. Allein bald ward diese zurückgeworfen, Gustav führte Truppen auf Truppen heran; aber sie bedeckten, wie die ersten, mit ihrem Blute und ihren Leibern das Schlachtfeld. Dem Könige

selbst riß eine Stückkugel die Sohle vom Stiefel weg. Herzog Bernhard von Weimar, der auf dem linken Flügel befehligte, erstieg endlich, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet worden war, eine steile Anhöhe, von der aus das feindliche Lager beschossen werden konnte; allein da die Dunkelheit hereinbrach, ließ der König zum Abzug blasen, nachdem die fast übermenschliche Anstrengung beinahe zehn Stunden gedauert hatte. Gegen zweitausend Todte lagen auf dem Schlachtfelde, und der Verwundeten waren noch mehr. Obschon Bernhard von Weimar seinen Posten bis zum anderen Morgen behauptete, so war es doch unmöglich in der Nacht, wegen eines heftigen Regens, der die jähen Abhänge noch schlüpfriger machte, die Geschütze nachzuziehen; und da deswegen auch am folgenden Morgen nicht an eine Erneuerung des Gefechts zu denken war, mußte sich Bernhard, dem ganzen Feuer des Feindes ausgesetzt, entschließen, die theuer erkaufte Höhe wieder aufzugeben. „Wir haben einen Pagenstreich gemacht," sagte Gustav zum Pfalzgrafen Friedrich. Wallenstein aber schrieb an den Kaiser: „Das combat hat gar frühe angefangen und den ganzen Tag caldissimamente gewährt. Viele Officiere und Soldaten von Ew. Maj. Armee sind todt und beschädigt, aber ich kann bei meiner Ehre versichern, daß sich alle so tapfer gehalten haben, als ichs in einiger occasion mein Leben lang gesehen, und niemand hat einen fallo in valor gezeigt. Der König hat sich die Hörner gewaltig abgestoßen und sein Volk über die Maßen discoragirt; Ew. Majestät Armee aber, indem sie gesehen, wie der König, der alle seine Macht zusammengebracht hat, repussirt wurde, ist mehr denn zuvor affectionirt worden."

Noch vierzehn Tage wartete der König von Schweden bei Nürnberg, ob Wallenstein nicht, vom Hunger getrieben, zur Feldschlacht in die Ebene herabsteigen werde, allein trotz des bittersten Mangels blieb jener unbeweglich in seiner Stellung. Als Hunger und Krankheiten nun auch unter den Schwedischen Truppen immer stärker zu wüthen begannen und Tausende hinrafften, mußte Gustav Adolf sich entschließen sein Lager abzubrechen (18. September). Er zog in bester Ordnung mit vollem Trommelschlag und hellem Trompetenklange vor dem Feinde vorüber, der sich nicht rührte, und nahm seinen Weg gegen die Donau, in der Hoffnung, durch weiteres Vordringen in Baiern den Feind nach sich zu ziehen. In Nürnberg blieb eine starke Besatzung unter dem Reichskanzler Oxenstierna zurück; eine andere Abtheilung, 8500 Mann stark, wurde dem Herzog von Weimar mit dem Befehl unter-

geben, Franken zu decken und die Generaldirection dieses Kreises zu übernehmen. Als die Schweden fort waren, brach auch Wallenstein auf, und zündete sein Lager an (23. Sept.); ein fürchterlich schönes Schauspiel, da dasselbe nicht weniger als anderthalb Meilen im Umfange gehabt hatte. Um sich von der Menschenmasse eine Vorstellung zu machen, die zu jenen Zeiten ein solches Lager füllte, muß man wissen, daß sich bei dem damaligen Wallensteinischen Heere wenigstens funfzehntausend Weiber befanden und fast eben so viel Fuhrknechte, Troßbuben und Bediente, nebst dreißigtausend Pferden, wovon der größte Theil bloß zur Fortschleppung des ungeheuern Gepäcks gebraucht ward. Die moralische Verwilderung in einem solchen wandernden Raubstaate übersteigt alle Vorstellung. Konnte doch selbst der fromme Gustav, in dessen Heere die Religion noch etwas galt, bei seinen Truppen mit allem Ernste die Kriegszucht nicht mehr erzwingen, zu der er vormals seine Schweden gewöhnt hatte. Mit Abscheu vernahm er, als er noch in dem Lager bei Nürnberg stand, daß seine Soldaten, wenn sie nach Fütterung gingen, mit eben der Rohheit und Grausamkeit gegen das arme Landvolk wütheten wie das Wallensteinische Raubgesindel, und daß sich besonders die Deutschen in diesen Excessen auszeichneten. Er berief zu dem Ende am 7. September seine Deutschen Generale und Obersten zusammen, und hielt ihnen auf das Nachdrücklichste ihr gewaltsames Verfahren vor, wie sie ihn dadurch bei Feinden und Freunden um seinen guten Namen brächten; auch wie er Alles für sie thue, was nur in seinen Kräften stehe, und eher selbst Noth leide, als sie des Nöthigen entbehren lasse. „Wollt ihr, so schloß er, Gott vergessen, eure Ehre nicht bedenken, und mich verlassen, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich für euch mein Leben aufzuopfern bereitwillig gewesen bin, und wollt ihr wider mich rebelliren, so werde ich mich mit meinen Schweden und Finnländern zu vertheidigen wissen. Ich bitte euch um Gottes Barmherzigkeit willen, prüft euer Verhalten, und erwäget, wie sehr ihr mich dadurch betrübet. Eure schlechte Mannszucht überzeuget mich, daß ihrs böse mit mir meint, so sehr ich euch auch wegen eurer bewiesenen Tapferkeit loben muß. Geht in euch, und bedenket, daß ihr dereinst von euren Handlungen Gott Rechenschaft geben müsset. Mir ist so wehe bei euch, daß es mich verdrießt, mit einem so verkehrten Volke umzugehen. Nehmt also meine Ermahnungen zu Herzen." — Als bald darauf dem edlen Könige vor eines Corporals Zelte gestohlnes Vieh gezeigt wurde, faßte

er den Dieb bei den Haaren, und übergab ihn dem Profoß mit den Worten: „Komm her, mein Sohn; es iſt beſſer, ich ſtrafe dich, als daß Gott deiner Vergehungen wegen nicht allein dich, ſondern auch mich und das ganze Heer ſtrafe.“

Wallenſtein dachte indeſſen nicht daran, den König zu verfolgen; ſein Plan war ein ganz anderer. Er wollte Sachſen zur Aufgebung des Schwediſchen Bündniſſes zwingen, die Verbindung des Königs mit Pommern und Schweden unterbrechen, oder den Letzteren nöthigen, zum Schutze derſelben und ſeiner Bundesgenoſſen ſich weit von den kaiſerlichen Erblanden zu entfernen. Er ging deshalb zuerſt nach Bamberg, wandte ſich dann nordwärts, gab Pappenheim, der damals im Braunſchweigiſchen ſtand, Befehl, auf Merſeburg zu marſchiren, um ſich mit ihm zu vereinigen, und brach dann in das wehrloſe Sachſen ein. Arnim, der Wallenſtein von Guſtav Adolf hinreichend beſchäftigt glaubte, war mit einigen Schwediſchen und Brandenburgiſchen Truppen ſchon im Juli durch die Lauſitz nach Schleſien marſchirt und hier von den Proteſtanten überall als Retter begrüßt und empfangen worden. Der kaiſerliche Befehlshaber, Don Balthaſar de Maradas, mußte vor ihm nach Breslau zurückweichen; allein die Bürger weigerten ſich, die Truppen in ihre Thore aufzunehmen, nur der Dom und die Sandinſel kamen in die Hände der Kaiſerlichen, wurden ihnen indeß ebenfalls durch Arnim wieder entriſſen. Weitere Fortſchritte hemmte die Uneinigkeit zwiſchen dieſem und dem Schwediſchen Befehlshaber.

12. Guſtav Adolfs Tod.

(1632, 16. Nov.)

Der Kurfürſt von Baiern war mit Wallenſtein nach Bamberg gegangen; da er ihn aber durchaus nicht bewegen konnte nach Baiern zu ziehen, ſo trennte er ſich dort von ihm, um ſeinen Staaten zu Hülfe zu eilen. Eine Abtheilung des kaiſerlichen Heeres unter Altringer begleitete ihn. Mit vieler Mäßigung hatte dieſer kluge und feine Fürſt den Stolz des Feldherrn ertragen, den dieſer zu verbergen oder auch nur zu mildern wenig bemüht geweſen war. Wallenſteins Schaaren richteten fürchterliche Verheerungen auf ihrem Marſche an. Alles Vieh wurde weggetrieben; die Obſtbäume umgehauen; die Vorwerke und Dörfer, durch welche das Heer zog, niedergebrannt. Nicht minder verheerend war der Eintritt in Sachſen. Wie vor der Leipzi-

ger Schlacht sandte Johann Georg Boten über Boten an Bernhard von Weimar und an den König von Schweden um Rettung und Hülfe; und der Letztere, wie wenig es des Kurfürsten Lauheit auch verdient haben mochte, beschloß seinen Bundesgenossen nicht, wie Wallenstein den Kurfürsten von Baiern, in Stich zu lassen, sondern so schnell als möglich zu befreien. Außerdem fürchtete er, Bernhard von Weimar möchte zwischen Pappenheim und Wallenstein hart ins Gedränge kommen. In Eilmärschen erreichte Gustav Adolf über Kitzingen und Schweinfurt Arnstadt, wo er mit Bernhard zusammentraf, der schon bis Erfurt und Weimar vorgerückt war und die Eroberung dieser Städte durch den heranziehenden Pappenheim verhindert hatte. Gemeinsam richteten sie ihren Marsch nach Naumburg, wo der König als Retter und Befreier Sachsens mit abgöttischer Verehrung empfangen wurde (11. Nov.). Bei seinem Einzuge drängte sich das Volk herbei, ihm die Stiefeln zu küssen. Dies erfüllte sein religiöses Gemüth mit trüben Ahnungen, die er gegen seinen Hofprediger Fabricius aussprach: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, sagte er, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des Volks strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte Gott, der sich den Eifersüchtigen nennet, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sey. Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dies Alles mißfällt. Ich überlasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe, du werdest es nimmer zugeben, daß das angefangene gute Werk der Befreiung deiner wahren Knechte unvollendet bleibe.“ Der König beschloß, bei Naumburg ein befestigtes Lager zu beziehen, um die Ankunft der kursächsischen Truppen, welche aus Schlesien zurückberufen worden waren, und des Herzogs Georg von Lüneburg, der ihm die Schwedischen Streitkräfte aus Westphalen zuführen sollte, abzuwarten. Wallenstein hatte unterdeß Leipzig eingenommen, dessen Sächsische Besatzung, von seinen Drohungen und Kugeln erschreckt, nur wenige Tage Widerstand zu leisten wagte, und zu Merseburg seine Vereinigung mit Pappenheim bewerkstelligt. Auf die Nachricht, daß der König sich bei Naumburg verschanze, hielt er den Feldzug für beendet, und verlegte, da auch die Jahreszeit weit vorgerückt war, seine Truppen um Leipzig in die Winterquartiere. Pappenheim entließ er mit sechs Fuß- und vier Reiterregimentern, einen Winterfeldzug an den Rhein zu thun zum Entsatze

Eölns, welches von Schwedischen und verbündeten Truppen belagert wurde, zuvor aber die Schwedische Besatzung aus Moritzburg bei Halle zu vertreiben. Gustav, der noch nicht Willens war, die Waffen in diesem Jahre ruhen zu lassen, erfuhr nicht sobald diese Maßregeln des Feindes, als er am 15. November ungesäumt aufbrach, um Wallensteins Truppen vereinzelt anzugreifen. Um den Mittag desselben Tages wurde der kaiserliche Feldherr von seinen Vortruppen zu Weißenfels vom Heranzuge des Feindes gegen Leipzig benachrichtigt, worauf er seine Schaaren aus ihren Quartieren eilfertig bei Lützen zusammenzog und dem Grafen Pappenheim den Befehl sandte, schleunigst zurückzukehren, um am folgenden Morgen zur Stelle zu seyn. Offenbar wäre der König von Schweden sicherer gegangen, wenn er seinen Angriff so lange verschoben hätte, bis Pappenheims Corps weiter entfernt gewesen wäre. Gegen Abend erreichten die Schweden einen Paß beim Dorfe Bosern, welchen Isolani mit zwanzig Geschwadern Croaten vertheidigte. Nach kurzer Gegenwehr wurden diese übermannt, und das königliche Heer lagerte im freien Felde auf dem rechten Ufer des Flusses Rippach, eine Stunde von Lützen. Gustav Adolf brachte die schauerlich kalte Nacht in seinem Wagen zu, im Gespräche mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem General Krichhausen.

Im kaiserlichen Lager war große Unruhe. Erst in der Dunkelheit trafen die einzelnen Regimenter ein, und erhielten, so wie sie ankamen, ihre Plätze in der Schlachtordnung. Wie Tilly bei Leipzig hatte Wallenstein beschlossen, den Angriff bei Lützen der größeren Beweglichkeit der Schwedischen Truppen zu überlassen. Er nahm seine Stellung nördlich von der Landstraße, die von Leipzig nach Lützen führt; die ganze Nacht über wurde gearbeitet, die Gräben, welche dieselbe einfaßten, so zu vertiefen, daß sie zu Brustwehren für Musketiere dienen konnten. Seinen rechten Flügel lehnte er an Lützen, und deckte ihn durch eine große Schanze mit vierzehn Geschützen auf dem Windmühlenberg, dem höchsten Punkte der ganzen Gegend; der links reichte bis an den sogenannten Floßgraben, einen Canal, der die Saale mit der Elster verbindet und die Landstraße in einiger Entfernung von Markranstädt durchschneidet. Hier sollte Pappenheim einrücken. Das erste Treffen war dreihundert Schritt hinter der Straße aufgestellt, und bestand im Centrum aus sechs großen Infanteriequarrees, auf welche in der zweiten Schlachtlinie noch vier andere folgten; den Flügeln und die Mitte derselben bildeten die Pikeniere; die Musketiere standen

an den Ecken; zwischen beiden Treffen hielten vier Cavalleriergimenter. Wie Wallenstein die schwerfällige Aufstellung in großen Massen, welche schon seit dem funfzehnten Jahrhundert gebräuchlich war, beibehalten hatte, so führete sein Fußvolk auch noch die alten Brustharnische und die übermäßig langen Lanzen, die Musketiere Gabeln, um ihre Gewehre auflegen zu können. An das Fußvolk des Centrums schlossen sich auf dem rechten Flügel zunächst vier und zwanzig Compagnien Cürassiere in zwei Treffen, nach der gebräuchlichen Weise zehn Glieder tief gestellt und vollständig mit Schienen an Armen und Schenkeln gerüstet, wie früherhin; dann folgte eine Abtheilung Fußvolk; nach dieser bildeten Croaten und Dragoner die äußerste Spitze. Auf gleiche Weise bestanden die Truppen des linken Flügels aus Cürassieren und Croaten. Die Zahl der Truppen mit Ausschluß des sehnlich erwarteten Pappenheimischen Corps betrug einige zwanzigtausend.

Als der Morgen anbrach, lag ein dicker Nebel auf dem verhängnißvollen Gefilde, der alle Aussicht hemmte. Ungestört ordnete Gustav Adolf seine Schaaren in zwei Treffen, die Cavallerie auf den Flügeln, in kleineren und besser beweglichen Abtheilungen als die kaiserlichen Truppen. Seine Infanterie, die keine Brustharnische führte, stand nur sechs Glieder tief, statt der Piken hatte er die nur elf Fuß langen Partisanen eingeführt, die Musketiere schossen ihre leichteren Gewehre ohne Gabeln ab. Ebenso standen die Schwedischen Schwadronen nur vier Pferde hoch, die Reiter trugen keine andere Schutzwaffen, als Cürasse und Sturmhauben. Die Stärke der königlichen Truppen war 12,000 Fußgänger und 6500 Reiter. Als die Aufstellung vollendet war, stimmten die Schweden mit einem Munde zum hellen Schalle der Trompeten und Pauken die Lieder: „Eine feste Burg ist unser Gott" und „Es woll' uns Gott gnädig seyn" an. Um neun Uhr gingen die Kanonen los, und einige leichte Scharmützel begannen, aber es ward bald wieder stille, da keine Partei die andere sehen konnte. Nach zehn Uhr fing der Nebel an zu fallen, und die Sonne blickte ein wenig hindurch. Darauf rückten die Schweden vor. Gustav schwang sich nach kurzem Gebete auf sein Pferd, und ritt dem rechten Flügel vor. Er trug ein ledernes Colett, mit einem Tuchrock darüber: „Gott ist mein Harnisch", hatte er gesagt, als die Diener ihm am Morgen seine Rüstung gebracht hatten. Den linken Flügel führte der brave Bernhard von Weimar an. „Nun wollen wir dran! rief der König. Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu! hilf mir heut streiten

zu deines heiligen Namens Ehre!" Darauf zog er den Degen und sprengte mit dem Commando: Vorwärts, auf die Landstraße los, aus deren Gräben ihm ein fürchterliches Feuer entgegen kam. Wallenstein ließ Lützen anzünden, damit sein rechter Flügel, der sich an dies Städtchen lehnte, vor der Umzingelung desto mehr gesichert wäre. Sein Geschütz arbeitete fürchterlich, und viele Schweden fanden vor jenen Verderben sprühenden Gräben ihren Tod. Aber die ihnen folgten, kamen glücklich hinüber, gewannen die Landstraße, und drängten die Kaiserlichen zurück. Gegen den am vortheilhaftesten postirten rechten Flügel Wallensteins konnte Bernhard noch nichts ausrichten; aber in der Mitte hatte das Schwedische Fußvolk nach dreistündiger blutiger Arbeit bereits drei feindliche Vierecke zersprengt, auf dem linken Flügel wich die kaiserliche Reiterei dem Angriff des Königs, der unter den ersten über die Gräben der Landstraße gesetzt war. Noch standen hier die Cürassiere des zweiten Treffens und Gustav sagte zum Oberst Stalhandske, der das Finnische Reiterregiment führte: „Greif sie an, die schwarzen Burschе!" — sie trugen dunkle Rüstungen — als er Nachricht erhält, die feindliche Cavallerie des Centrums sey hervorgebrochen, habe sein siegreiches Fußvolk zum Weichen gebracht und über die Straße zurückgedrängt. Sofort setzt er sich an die Spitze des Stenbockschen Regiments, um den Geworfenen zu Hülfe zu eilen, aber dem allzu rasch Voransprengenden können nur der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg mit seinem Stallmeister, der Kammerherr von Truchseß, der Page August von Leubelfing und zwei Leibknechte folgen. So geräth er unter die vorgedrungenen kaiserlichen Reiter; von den beiden Dienern wird der eine getödtet, der andere verwundet; des Königs Pferd erhält einen Pistolenschuß durch den Hals, ein anderer zerschmettert ihm selbst den Knochen des linken Arms, worauf er den Herzog von Lauenburg bittet, ihn aus dem Getümmel zu führen. Aber in demselben Augenblick wird Gustav Adolf im Rücken zum zweiten Mal durch einen Pistolenschuß so getroffen, daß er vom Pferde sinkt. Der kaiserliche Obrist Lieutenant von Falkenberg soll diese Kugel abgefeuert haben. Während der Stallmeister des Herzogs von Lauenburg auf diesen mit gezogenem Degen eindringt, giebt Franz Albrecht selbst, betäubt und voll Schrecken durch das Getümmel der heransprengenden Reiter, seinem Pferde die Sporen, sein Leben zu retten. Nur Leubelfing bleibt bei dem gefallenen Helden, aber der achtzehnjährige Jüngling bemüht sich vergebens den König fortzubringen, und bald jagen kai-

ferliche Cürassiere herbei, unter deren Hieben und Schüssen Gustav Adolf seine edle Seele aushaucht*). Auch der treue Page ward so schwer verwundet, daß er fünf Tage nach der Schlacht in Naumburg starb.

Der Kammerherr von Truchseß meldete dem Herzoge von Weimar den Tod des Königs, welchen dessen zurückkommendes blutiges Pferd bald auch allen Kriegern bekannt machte. Bernhard durcheilte die Reihen mit dem Ruf: „Ihr Schweden, ihr Finnen, ihr Deutschen, euer und unser Verfechter der Freiheit ist todt. Für mich ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan denn! Greift unverzagt den Feind an, und wer beweisen will, daß er den König lieb gehabt, der thue es jetzt" **). So führte er die rachedurstigen Schaaren zum zweiten Mal über die Gräben; nach furchtbarem Gemetzel dringen sie überall vor, auch auf dem linken Flügel ist der Windmühlenberg, der Schlüssel der ganzen Stellung, bereits erstiegen, als Pappenheim zwischen zwei und drei Uhr mit seinen Reitern anlangt und die Schlacht noch einmal wieder herstellt. Er wirft sich mitten in den rechten Flügel der Schweden, brennend vor Begierde, persönlich gegen den berühmten Gegner zu kämpfen, der nicht mehr unter den Lebenden ist. Die Stockung, welche dieser unerwartete und heftige Anfall in dem Vordringen der Schweden herbeiführt, benutzt Wallenstein seine gebrochenen Reihen wieder zu ordnen. Von neuem sprengen der General Lieutenant Piccolomini, der bluttriefend schon das fünfte Pferd besteigt, und Graf Terzky mit der Cavallerie des Centrums

*) Da Gustav Adolf mitten im heftigsten Schlachtgetümmel, von so wenigen der Seinen umgeben, fiel, so sind über seinen Tod sehr verschiedene Gerüchte in Umlauf gekommen. Die in den Text aufgenommene Erzählung ist durch die Abhandlung von Förster: Wallensteins Briefe, Theil II. im Anhange, durch die Darstellung Geijers, Geschichte von Schweden, dritter Band, S. 231 fg., und von Raumers Geschichte Europas, Theil III. S. 545 bewährt. Viele haben behauptet, der König sey gar nicht von Feindes Hand gefallen, sondern von dem Herzog von Lauenburg verrätherisch ermordet worden. In dem Wankelmuthe des Herzogs, welcher erst im Lager bei Nürnberg Schwedische Kriegsdienste nahm, und sie gleich nach der Schlacht bei Lützen wieder verließ, um erst in die des Kurfürsten von Sachsen, dann wieder in kaiserliche zu treten, liegt allerdings ein Anlaß zur Entstehung dieses Gerüchts; aber, Alles wohl erwogen, muß man dem Urtheile beistimmen, welches Rühs, Gesch. Schwedens, Th. IV. S. 272, fällt. „Nur die Neigung der Menschen, sagt er, die in dem Schicksale außerordentlicher Menschen immer einen ungewöhnlichen Gang zu finden wünscht, das Mißtrauen der Schweden gegen die Deutschen, und endlich eine gewisse Zweideutigkeit, die unverkennbar in dem Leben des Herzogs von Lauenburg ist, haben einem verläumderischen Gerüchte Glauben verschafft, das eben so wenig innere Wahrscheinlichkeit als äußere Zeugnisse für sich hat."

**) Röse, Herzog Bernhard von Weimar, Th. I. S. 180.

zum Angriff vor, ihnen folgen im Sturmschritt die Vierecke des Fußvolks, noch einmal werden die Schweden über die Landstraße gedrängt. Da sinkt Pappenheim, auf den Tod verwundet, vom Roß *); der Herzog von Weimar findet einen Halt an der noch nicht ins Gefecht gekommenen Infanterie des zweiten Treffens, und führt die ganze Armee zum letzten entscheidenden Angriff vor. Jetzt gerathen die Kaiserlichen ihrer Seits wieder in Unordnung, und ihre Verwirrung vermehrt der Umstand, daß eine Reihe von Munitionswagen, die Wallenstein hinter der Fronte am Hochgerichte halten ließ, durch Schwedische Kugeln entzündet, mit fürchterlichem Geprassel in die Luft fliegt. Die bestürzten Soldaten glaubten, sie würden im Rücken angegriffen; allenthalben hörte man schreien: „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" Dazu brach die Dunkelheit ein, und so wandten endlich die Kaiserlichen den Rücken und rissen Pappenheims eben eintreffende Infanterie mit in die Flucht. Die Nacht und die Ermüdung hielten die Schweden vom Nachsetzen ab; sie sammelten sich auf den Schall der Trompeten, und lagerten auf dem Schlachtfelde, auf welchem sie elf Stunden mit äußerster Anstrengung gefochten hatten. Das ganze kaiserliche Geschütz war ihre Beute. Am folgenden Tage kamen etwa funfzehn Bataillone Oesterreicher, fast ohne Waffen und Fahnen, in Leipzig an, und nahmen mit Wallenstein, der nun seine gehofften Winterquartiere in Sachsen aufgeben mußte, ihren Weg nach Böhmen. Ein anderer Rest des zertrümmerten Heeres zog über Merseburg ab.

Beim Lichte des neuen Tages suchten die Schweden unter den vielen tausend Leichen, welche das weite Feld bedeckten, den Körper ihres geliebten Königs, und fanden ihn nicht ohne Mühe, denn er war ganz mit anderen Körpern bedeckt, nackt ausgezogen, und von Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit eines großen Feldsteins, der noch jetzt dort zu sehen ist, und zwar zwischen diesem Steine und der Stadt Lützen, etwa vierzig Schritte von jenem. Herzog Bernhard ließ den Leichnam nach Weißenfels bringen, und ihn von einem dortigen Apotheker eröffnen. Dieser fand elf Wunden daran, im Innern aber alle Theile von solcher Gesundheit, daß ohne diesen unglücklichen Zufall noch ein langes Leben

*) Als ihn die Seinigen forttrugen, fragte er, ob das Gerücht vom Tode des Königs sich bestätige. Auf ihre bejahende Antwort erwiederte er: „So sagt dem Herzoge von Friedland, daß ich vergnügt sterbe, da ich unsern gefährlichsten Feind mit mir getödtet weiß." Am andern Tage verließ ihn das Leben, auf der Pleißenburg zu Leipzig.